6000750060

# Kleine Historische Schriften.

# Kleine

# Hiſtoriſche Schriften

von

Heinrich von Sybel.

München,

Literariſch-Artiſtiſche Anſtalt
der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1863.

223. i. 48.

Das Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

223. c. 49.

# Vorwort.

Die vorliegende Sammlung beſteht aus einer Anzahl öffentlicher, an verſchiedenen Orten gehaltener Vorträge, einigen akademiſchen Reden, und mehreren Abhandlungen, die nach Form und Inhalt ſich den übrigen Stücken gleichartig anſchließen. Zum erſten Male gedruckt erſcheinen die beiden erſten Nummern: „Politiſches und ſociales Verhalten der erſten Chriſten," und „Die Deutſchen bei ihrem Eintritt in die Geſchichte." Weſentliche Aenderungen, Erweiterungen und Umarbeitungen haben erfahren: „Edmund Burke und Irland," urſprünglich als zweiter Abſchnitt eines Aufſatzes über Burke und die franzöſiſche Revolution gedruckt, und jetzt als ſelbſtſtändige Abhandlung überall mit der ſeitdem erſchienenen Literatur verglichen, ſodann „Die Entwicklung der abſoluten Monarchie in Preußen," eine akademiſche Rede,

deren zweite Hälfte bei dem mündlichen Vortrage wegen der beſchränkten Zeit nur in ſummariſcher Ueberſicht ſkizzirt werden konnte.

Die Reihenfolge der Aufſätze in dieſem Bande iſt nur durch äußere und zufällige Verhältniſſe des Druckes beſtimmt worden.

Bonn, October 1863.

Heinrich von Sybel.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Politiſches und ſociales Verhalten der erſten Chriſten | 1 |
| Die Deutſchen bei ihrem Eintritt in die Geſchichte | 25 |
| Prinz Eugen von Savoyen | 47 |
| Katharine II. von Rußland | 147 |
| Graf Joſeph de Maiſtre | 179 |
| Die Erhebung Europa's gegen Napoleon I. | 243 |
| Ueber den Stand der neuern deutſchen Geſchichtſchreibung | 343 |
| Die chriſtlich-germaniſche Staatslehre | 361 |
| Ueber den zweiten Kreuzzug | 411 |
| Edmund Burke und Irland | 453 |
| Ueber die Entwicklung der abſoluten Monarchie in Preußen | 511 |

Politiſches und ſociales

# Verhalten der erſten Chriſten.

München, Januar 1857.

Ich wage es nicht ohne einiges Bedenken, bei dieſen Vorträgen, wo die Wiſſenſchaft ſich von der möglichſt heiteren Seite zu zeigen liebt, Ihren Blick auf tief ernſte Bilder zu lenken, auf eine Periode entſetzlichen Sterbens und glühenden Aufſtrebens, wie die Weltgeſchichte keine zweite kennt. Indeß iſt der Gegenſtand, von dem ich reden will, ſo gewaltig, er regt die höchſten Fragen unſers eigenſten Lebens ſo umfaſſend an, daß ich nicht an ſeinem innern Intereſſe zweifeln kann, um ſo mehr aber Ihre Nachſicht zu erbitten habe, wenn die raſchen Linien meiner Zeichnung für die mächtigen Verhältniſſe meines Stoffs zu ſchwach erſcheinen ſollten.

Rom hatte durch eine ſeltene Verbindung von weit ausſchauender Klugheit und überwältigender Kraft zuerſt Italien, und dann mit deſſen Streitmitteln den geſammten Länderkreis um das Mittelmeer ſeiner Herrſchaft unterworfen. Seinen Kaiſern dienten das heutige Spanien und Portugal, England und Frankreich, Oeſterreich und die Türkei, Griechenland und Kleinaſien, Syrien und Egypten, das ganze Norduſer Afrika's zwiſchen den Wüſten und dem Ocean. Die Erde war arm an freien Völkern. Ein Reich, welches bei den damaligen Kenntniſſen den Anſpruch machte, dem Erdkreiſe gleich zu ſein, und eine Zeit lang wähnen

durfte, keine andere Schranke als den eigenen Willen zu haben. Eine Macht, ſo glänzend, ſo impoſant, und wie es ſchien, ſo unerſchütterlich gegründet, daß es faſt begreiflich iſt, wenn ihre Herrſcher ſich Gott gleich wähnten und von ihren Völkern göttliche Ehren erhielten.

Aber den Nationen taugt es ſo wenig wie den Einzelnen, ſich übermenſchlichen Werthes zu dünken. Sie ſinken dann in gerechter Strafe tief unter die Höhe der menſchlichen Natur hinab. So verkamen auch die Römer und ihre Kaiſer im Uebermaße des Glücks. Der Stolz der Siege, die Beute dreier Welttheile, die Knechtſchaft von hundert Völkern erfüllte ſie mit blaſirtem Hochmuth und überſättigter Genußſucht. Mit jeder Generation wurde die Herrſchaft despotiſcher. Immer gründlicher wurde die geiſtige Eigenthümlichkeit und der leibliche Wohlſtand des Unterworfenen zertreten, und immer ſtumpfer und entnervter wurden in gleichem Maße die Einſicht und Sitte des Herrn. Es waren nicht bloß einzelne Kaiſer, wie Nero und Domitian, deren Abſcheulichkeit Jedermann kennt, es war überhaupt die ganze gebildete Geſellſchaft des kaiſerlichen Rom in den Pfuhl der Neroniſchen Sittenloſigkeit verſunken. Wir haben glücklicher Weiſe keinen Begriff von dieſer Maſſe und Frechheit der Ausſchweifungen, von dem gänzlichen Abthun aller Scham und menſchlicher Züchtigkeit. Weder Alter noch Geſchlecht, weder Standes- noch Vermögensunterſchiede bildeten eine Ausnahme in dieſem Verderben; nie und nirgend war die Stellung der Frauen tiefer herabgewürdigt, das Leben der Familie gründlicher zerrüttet; es war der ärgſte Fehler gegen den guten Ton in der guten Geſellſchaft, wenn ein Mann heirathete oder eine Frau Kinder hatte. Scharfe Strafgeſetze des Staates gegen die Eheloſigkeit halfen nichts;

dafür machte jede Begierde in gleichgiltiger Rohheit auf den Straßen, Märkten, in den Sälen und Tempeln ſich breit. Dies Geſchlecht verlor das Mark aus den Knochen, das Ehrgefühl aus dem Herzen; mit gleicher Schnelligkeit verſiegte ihm die körperliche und die geiſtige Lebenskraft.

Aus Rom verſchleppte ſich das Gift der Entſittlichung in die Provinzen und nahm in der geſammten Bevölkerung überhand. Sie vertilgte zunächſt den kriegeriſchen Sinn in den Menſchen. Bei der allgemeinen Schlemmerei ſchien es lächerlich, für das gemeine Beſte den behaglichen Luxus mit den Strapazen und Gefahren des Lagers zu vertauſchen, und bald war das ausgenergelte Geſchlecht auch körperlich für das Gewicht der Waffe zu ſchwach; es kam dahin, daß das weltherrſchende Rom ſich durch Ausländer aus allen Weltgegenden, durch blonde Germanen und gelbe Araber, durch ſchwarze Nubier und braune Kabylen bewachen ließ. Was von den Mühen des Kriegs, galt auch von den Arbeiten des Friedens: überall ging man zurück. Die kleinen Bauern ſtrömten zu den Genüſſen der Städte oder verkamen im Kriegsdienſt; die mittelgroßen Beſitzer erlagen der eigenen Verſchwendung oder auch dem immer wachſenden Steuerdruck des Staates; ſo rannen die Güter in wenige koloſſale Herrſchaften zuſammen, oft über 30 Quadratmeilen groß, von zwei bis drei Millionen Gulden Pachtrente, mit fürſtlichen Paläſten, goldſtrotzenden Villen, meilenweiten Parkanlagen geſchmückt; der Acker aber lieferte kaum den vierten Theil der früheren Ernten, im beſten Falle den vierfachen Ertrag der Ausſaat; die Felder wurden in dürftiger und roher Weiſe durch hörige Zinsleute beſtellt, welche ſich vor Armuth und Entbehrung nicht zu laſſen wußten, unter Steuern und Frohnden zuſammenſchmolzen und in der Ver-

zweiflung des Elends ſehr oft ihre Aecker unbebaut ließen, aus ihren Hütten in die nächſten Gebirge flohen und dort Jahre lang in einem blutigen Guerillakriege ganze Legionen beſchäftigten. Nicht tröſtlicher ſtand es bei dem ſtädtiſchen Gewerbe. Die freien Handwerker, von jeher bei Griechen und Römern ein verachteter Stand, gingen zu Grunde, weil die wohlhabende Claſſe alle Bedürfniſſe durch ihre Sclaven anfertigen ließ. Von einer großen Induſtrie war, außer einigen Fabriken in Kleinaſien, keine Rede; das Proletariat ſtrömte alſo hungernd und lungernd in den großen Städten zuſammen, und der Staat mußte ſie, zum Ruin ſeiner Caſſe und ihrer Moralität, ohne Arbeit füttern und mit Fechterſpielen ergötzen. So fand ſich nirgend Thätigkeit, welche neue Werthe und ſchöpferiſche Capitalien erzeugt hätte. Der Handel war vollkommen paſſiv, d. h. er kaufte nur, aber verkaufte nicht. Er holte aus dem Oriente koſtbare Spezereien, Gewürze und Wohlgerüche, Dinge, welche die Ueppigkeit des vornehmen Lebens nutzlos in Dunſt und Rauch aufgehen ließ, jährlich für mehr als 200 Millionen, von denen auch nicht ein Heller für römiſche Ausfuhr wieder zurückkam. Andere Geldmaſſen gingen über die Grenze als Brandſchatzung an die feindlichen Barbarenvölker, welche man nicht mehr mit dem Schwerte zu bekämpfen vermochte, und noch größere lagen todt in den Schatzgewölben des Staats und der Reichen — es iſt natürlich, daß Jedermann baares Geld aufzuhäufen ſucht, wo ſich keine Gelegenheit zu nutzbaren Anlagen und Unternehmungen findet. Unter dieſen Umſtänden verſchwand das Metallgeld allmälich aus dem Verkehr. Der Staat ſelbſt mußte ſich bequemen, ſeine meiſten Steuern in Korn und Waaren zu erheben, und ſeine Truppen und Beamten mit Korn und Waaren zu beſolden. Hier

am Ausgangspunkte einer hohen, fast tausendjährigen Bildung treten wieder die Wirthschaftsformen des rohen Naturzustandes, Tauschhandel und Naturallieferung ein.

So lagerte sich über die gesegnetsten Strecken des Erdballs durch die Schuld der Menschen Verarmung, Unfruchtbarkeit, Verödung. Es zeigte sich die merkwürdige und unheimliche Erscheinung, daß mitten im Frieden, auf fruchtbar schwellendem Boden, bei altgebildeten Nationen die Bevölkerung sichtlich dahinschwand. In Griechenland konnte man Tage lang reisen, ohne eine menschliche Wohnung zu sehen, ein Drittel von Nordafrika lag wüste, zwei Drittel von der üppigen Landschaft Campaniens war unbevölkert, der nördliche Theil des heutigen Kirchenstaats war mit Gestrüppe bewachsen und nur von Schweineheerden bewohnt, und die heutige Schweiz hieß bei den Geographen die helvetische Einöde. Niemals hat sich ein ähnliches Schauspiel wiederholt, das allmäliche, selbstverschuldete, unaufhaltsame Absterben eines ganzen Weltalters.

Die einzelnen Menschen jener Zeit empfanden es wohl, inmitten ihrer Vornehmheit, ihrer Schätze, ihrer Frivolität. Kein Mensch hatte noch jugendliche Frische, schöpferische Phantasie, belebende Hoffnung. Von dem Staate wandte man sich bei allem römischen Hochmuthe hinweg zu den Genüssen und der Beschaulichkeit des Privatlebens: es sei ein Glück, meinte man, daß bei Regierung die Last des öffentlichen Lebens den Unterthanen abnehme. Es war in der Bevölkerung die rechte Stimmung eines trüben Greisenalters, ein verächtliches Herabblicken auf das menschliche Thun und Treiben und im Grunde des Herzens eine dunkle und trostlose Resignation. Eine Resignation, die aber doch nicht über das irdische Diesseits hinausreichte, die den

Stachel des Gewiſſens im Angeſicht des Todes doch nicht los wurde. Die alten Philoſophien waren in dem weiten Reiche ebenſo zuſammengefloſſen wie die Völker, die alten Volksreligionen in der Vermiſchung ebenſo zuſammengefault wie die Nationalitäten. An keiner Stelle fühlte man mehr feſten Grund unter den Füßen; in einem Athem erklärte man, daß man eben nichts wiſſen könne von geiſtigen Dingen, daß nur der ſinnliche Genuß etwas Wirkliches ſei — und warf ſich gerade in dieſer Pein der allgemeinen Leerheit dem craſſeſten Wunderglauben in die Arme, um Schutz vor dem Verderben und Erfriſchung des Herzens zu finden. Obgleich man die Götter nicht achtete, opferte man jedem Gott und jedem Dämon, weil er vielleicht doch exiſtirte, vielleicht doch ſchaden oder helfen könnte. Obgleich dem echten Römer nichts mehr zuwider war, als der echte Jude, ſo unterwarf ſich doch eine Menge Römer dem jüdiſchen Geſetze, weil möglicherweiſe Jehovah ein gewaltiger Gott ſein konnte. Halb Kleinaſien kam in Bewegung, als ein Betrüger eine große Schlange mit einem Menſchenkopfe vorwies, welche als Gott Aeskulap Orakel ſpendete. Tauſende und aber Tauſende ſtrömten einem gewiſſen Ariſteas zu, welcher als Menſch geſtorben und als Apollo wieder auferſtanden zu ſein behauptete, und ſich demnach als Beſieger des Todes und Erretter aller Gläubigen und Opferzahlenden darſtellte. So trüb und lächerlich indeß alle dieſe Erſcheinungen waren, ſo erkennt man doch immer auf dem Grunde derſelben ein echtes Gefühl, das Bewußtſein der ſittlichen Verſunkenheit, und zugleich der Ohnmacht, ſich mit eigner Kraft emporzuringen. Die Menſchen ſuchten mit einem Worte nach Religion. Die Welt war matt und grau geworden; wo noch inneres Leben exiſtirte, richtete es ſeine Sehnſucht nach dem Himmel.

In dieſer Lage der Dinge geſchah, was Gott den Menſchen niemals verſagt: wo ihn ein echtes Streben aufſucht, da läßt er ſich finden. Durch die weite Oede der römiſchen Lande erſcholl ſtark und immer ſtärker der Ruf: die Rettung ſei vorhanden, der wahre Gott habe ſeinen Sohn geſandt, um die Menſchen wieder zu ſeinen Kindern zu machen, und in dieſem Bunde mit neuer Geſundheit und Beſeligung zu erfüllen. Dieſe Verkündigung richtete ſich nicht mit wiſſenſchaftlichen Beweiſen an den erörternden und prüfenden Verſtand, aber die Ungläubigen ſelbſt konnten nicht leugnen, daß ſie ihren Bekennern mittheile, was die Welt erſehnte, die Fähigkeit zu leben, zu dulden, zu hoffen. Der Strom, in dem fernen Judenlande entſprungen, ergoß ſich raſch durch alle Theile des Reiches, überall entſtanden kleine Gemeinden, friedfertig, begeiſtert, unerſchütterlich, eine neue Lebensepoche des Menſchengeſchlechts begann.

Den innern Zuſtand dieſer Gemeinden, den Inhalt ihres Glaubens und die Form ihrer Verfaſſung darf ich im Allgemeinen als bekannt vorausſetzen, da unſer eignes kirchliches Leben in allen Confeſſionen darauf zurückgeht und daran anknüpft. Uns intereſſirt heute eine andere Seite ihres Daſeins, ihr Verhältniß zu der ſie umgebenden Welt, ihr Auftreten nach Außen, ihre Einwirkung auf Staat und Geſellſchaft des römiſchen Reichs. Um in weiteren Kreiſen fühlbar zu werden, mußte dieſe Einwirkung ſich ſchon auf eine gewiſſe Anzahl von Bekennern ſtützen; um rein und original zu ſein, durfte ſie ſelbſt noch keine weltliche Beimiſchung erhalten haben: dies gibt unſerer Aufgabe die nähere Begrenzung auf die Zeit von dem Tode der letzten Apoſtel bis zur Bekehrung des Kaiſers Conſtantin, alſo ungefähr von dem Jahre 100 bis 300 n. Chr.

Was nun dieſe früheſten Gemeinden vor allen ſpäteren ſo einzig charakteriſirt, iſt die beiſpielloſe Energie ihres religiöſen Bewußtſeins. Jener Grundgedanke des Chriſtenthums, daß wir durch die Erlöſung Gottes Kinder ſeien, hatte für ſie eine Wärme und eine beinahe ſinnliche Realität, deren Aeußerungen im höchſten Grade die Aufmerkſamkeit des Betrachters feſſeln. Es gab für ſie keinen Unterſchied zwiſchen dem Natürlichen und Wunderbaren, dem Irdiſchen und Ueberirdiſchen. Es gab in ihrem innern und äußern Leben nichts, was ihnen nicht als unmittelbare That Gottes erſchienen wäre. Es war Gott, der in der Gemeinde dem Einen den Geiſt der Erkenntniß, dem Andern des Rathes, dem Dritten der Prophezeihung, dem Vierten der Heilkraft verlieh. Es war Gott, der ihre Kranken geſund machte, wenn man ſie unter Anrufung Chriſti mit Oel ſalbte, es war Gott, der ihre Todten inmitten der Gemeinde auf deren Gebet erweckte, daß ſie aufſtanden und den Brüdern erzählten, was ſie jenſeit des Grabes geſehen hatten. Wie mit dem Himmel, ſo ſtand man auch mit den Himmelsbewohnern in täglichem Verkehr. Man wußte, daß über die Angelegenheiten jeder Kirche, jedes Sprengels, jedes Landes ein beſonderer Engel geſetzt war, man kannte die Engel, die für das Wohl der Chriſten vor Gericht, die anderen, die in Krankheiten, wieder andere, die in Kriegsnöthen dafür ſorgten. Man glaubte die Kirche während des Gottesdienſtes mit Engeln erfüllt, und faßte ihre Theilnahme an den Menſchen ſo menſchlich naiv, daß man für die Regel, nach der die Frauen bedeckten Hauptes in der Kirche erſcheinen, Sorge für die Herzensruhe der Engel als Grund auffand. Mit einem Worte, bei jedem Schritt und Tritt wußte man ſich von himmliſcher Lebensfülle ganz unmittelbar umgeben, inmitten der

ſündigen Erde fühlte man ſich in einer geweihten, von einem großen Wunder durchleuchteten Friedensſtätte. Der Tod ſelbſt war hier nichts Anderes, als das Wegnehmen der einzigen Schranke, welche die geſchaffene Creatur noch hinderte, ſich eng und dicht an das Herz des Vaters zu legen.

Offenbar konnte die irdiſche Welt nichts bieten, was den Verluſt einer ſolchen Gemeinſchaft aufgewogen hätte. Neben dieſer Seligkeit in Gott verblaßte der Reiz jedes irdiſchen Genuſſes und die Lockung jedes irdiſchen Laſters. Gerade den tiefſten Schaden der damaligen Welt faßte die neue Religion mit erſchütterndem Ernſte an: Eure Leiber, hatte der Apoſtel geſagt, ſind Gottes Glieder, wollt ihr ſie zu Gliedern böſer Luſt machen? Die Wirkung war gewaltig. Mit vollem Rechte konnte noch im dritten Jahrhundert Origenes ſeinen heidniſchen Landsleuten zurufen: Die Schlechten unter uns ſind reiner als die beſten Heiden, wie Sterne durch die Nacht, ſo leuchten unſere Gemeinden durch die Finſterniß des allgemeinen Verderbens. Ein ſolches Auftreten in ſolcher Umgebung machte doch den tiefſten Eindruck. Waren gleich nicht alle Chriſten tadellos, kam gleich manches Menſchliche auch bei ihnen vor: immer war es ein unendlicher Fortſchritt, daß es wieder eine Lehre, eine Partei, eine Gruppe von Menſchen gab, die in dem Laſter nicht wie die Anderen eine Sache des guten Tones ſahen, ſondern es als die Quelle ewigen Verderbens laut brandmarkten. Hier ſtand das Chriſtenthum auch ganz auf dem Boden des echten und alten Römerthums: hier enthielt es eine Erfriſchung nicht bloß der Menſchen und der Familien, ſondern geradezu der römiſchen Nationalität.

Ganz daſſelbe gilt von dem Gegenſatze des neuen Glaubens zu den damaligen ſocialen Verhältniſſen. Wir ſahen, wie jam-

mervoll dieſe waren, welch eine entſetzliche Kluft die beſitzloſe von der beſitzenden Claſſe trennte. Auf der einen Seite jene fürſtengleichen Grundherren und Magnaten, auf der andern gedrückte Leibeigene und unbeſchäftigte Proletarier. Dort der Mangel jedes Zügels, welchen Sitte, Selbſtachtung und Achtung Anderer geben können, hier der Mangel jedes Antriebs, welchen fruchtbare und ſtählende Arbeit verleiht. Unter ihnen Allen bewegte ſich dann die Maſſe der brauchbarſten Hausthiere, der Sclaven, Millionen menſchlicher Geſchöpfe, an denen jede aufwachſende Generation der Herren ſich methodiſch zu Härte und Schamloſigkeit heranbildete. So war dem Reichen und dem Armen nichts auf der Welt gemein. Der Plebejer hatte anderes Recht als der Mann der guten Geſellſchaft, unterlag härtern Laſten und Strafen, und nahm an der vornehm und flach gewordenen Bildung der Zeit keinen Antheil. Zum erſten Male in Europa erſchien hier der Begriff des Pöbels, d. h. der ſchmutzigen und deshalb rechtloſen Armuth, für deren Opfer der Höhergeſtellte nur verachtenden Ekel oder höchſtens ein wegwerfendes Bedauern empfindet. Es war der ſchroffſte Widerſpruch gegen den altrömiſchen Sinn, der gegen das Aufſtreben des Geldadels ſchon zweimal die Gleichberechtigung aller Bürger mit den Waffen durchgeſetzt hatte, jetzt aber auf den Tod erkrankt, die dritte Befreiung aus den Händen der Religion empfangen ſollte.

Die Chriſten legten Hand an das Werk von dem erſten Augenblicke ihres Beſtehens. Sie verfolgten es ſtets mit derſelben Waffe, der ſie ihr Vertrauen und ihre Sittenſtrenge verdankten, mit dem Gedanken, daß alle Menſchen durch Chriſtus Gottes Kinder ſeien. Damit tilgten ſie den Druck der menſchlichen Unterſchiede in dem Gebote allgemeiner Bruderliebe aus. Sie

ſelbſt gehörten faſt Alle zu dem verachteten Proletariat, ſie hatten jedes Vorurtheil des Vermögens, der Bildung, des ſocialen Stolzes gegen ſich. In dieſer Lage befahlen ſie zunächſt dem Armen, das Gold dieſer Erde zu verachten, und dem Sclaven, in ſeinem Dienſt auszuhalten. Um ſo entſchiedener aber forderten ſie den Reichen auf, von ſeinen Schätzen dem Nächſten mitzutheilen, den Herrn, ſeine Sclaven von nun an für ſeine Brüder zu achten, und die Geſellſchaft im Ganzen, die Pflege der Schwachen und Kranken, der Wittwen und Waiſen zu ihrem erſten Berufe zu machen. Eine ſolche Zumuthung aus ſolchem Munde wirkte auf die vornehmen Kreiſe anfangs nur erheiternd; ſie erſchien ganz ſo ſeltſam und lächerlich, wie eben das geſammte Auftreten der neuen Secte. Denn bei dieſer war die Lehre eine praktiſche Wahrheit: in den Gemeinden gab es keinen Unterſchied der Stände mehr; es gab wenig Arbeit um Hab und Gut, weil vor Allem Gott ſelbſt für die Seinen ſorgte, und Jeder der Unterſtützung durch die Brüder gewiß war. Der berühmte Satyriker Lucian erzählt einmal, wie ein Chriſt ſeines Glaubens wegen gefangen geſetzt wurde, wie ihn dann ſeine Genoſſen gepflegt hätten, ſchon bei Tagesanbruch hätten alte Mütterchen, Wittwen und Kinder vor der Thür ſeines Gefängniſſes gewartet, die Angeſehenern den Kerkermeiſter beſtochen, ihre Mahlzeiten bei dem Gefangenen zuſammengetragen, ganze Nächte lang aus den heiligen Schriften vorgeleſen, Deputationen aus fernen Städten ſeien zu gleichen Zwecken angekommen. Es iſt unglaublich, bemerkt Lucian, wie ſchnell dieſe Menſchen bei der Hand ſind, ſobald es eine Sache ihrer Gemeinſchaft gilt; wie ſie dann weder Mühe noch Koſten ſparen, von allen Seiten herbeilaufen und wie ein Ameiſenſchwarm durcheinanderwimmeln. Man hat,

ſetzt er halb mitleidig hinzu, den armen Leuten vorgeſpiegelt, ſie ſeien unſterblich an Leib und Seele, ſo daß ſie ſich dem Tode eben ſo gerne wie der Armuth preisgeben, man hat ihnen ſogar die Einbildung beigebracht, ſie ſeien Alle unter einander Brüder, und ſie nehmen das auf Treue und Glauben an, gebrauchen ihre Habe gemeinſchaftlich, und laſſen ſich von jedem Betrüger ausbeuten.

Wie überlegen ſich aber auch dieſe weltkluge Bildung den armen Schwärmern fühlen mochte, ſie erlebte nichtsdeſtoweniger ihre volle Niederlage. Die thörichte Lehre von Unſterblichkeit und Bruderliebe gedieh in ſtarker Zuverſicht, während die ſtolzen Urtheiler vergebens Beruhigung für ihre Nerven und ihr Gewiſſen ſuchten. Es wurde immer ſchwerer, gleichgiltig über die Secte hinwegzuſehen, die mit wachſendem Eifer allmälich in alle Lebenskreiſe vordrang. So ſetzte ſich die Stimmung der heidniſchen Geſellſchaft in ſtets heftigern Unwillen um. Arge Gerüchte kamen in Umlauf von dem Muckerweſen der fanatiſchen Proletarier, von den Scheußlichkeiten ihrer Liebesmahle und dem Aberwitz ihres Gottesdienſtes, wie ſie Kinderblut tränken und eine Geſtalt mit Eſelskopf und Pferdefuß anbeteten. Soll man nicht zürnen, ruft Einer aus, wenn man dieſe Menſchen aus dem unterſten Schlamme des Volkes einen Haufen von Unwiſſenden und Bettlern verſammeln, und dann die klägliche, unerlaubte und deſperate Faction gegen die Götter wüthen ſieht? Der Philoſoph Celſus klagte, daß dieſe Schuſter und Weber ſich in alle Privathäuſer eindrängten, rohe und ungebildete Menſchen, welche vor den Alten und Hausvätern nichts vorzubringen wüßten, bei den Frauen und Kindern aber wunderbar beredt würden. Ganz lebensgroß hat man ſodann den geiſtreichen Hochmuth vor Augen, wenn Celſus weiter zürnt: „Schon die Maſſe der Bekenner

muß jeden Klugen von dieſer Lehre zurückſchrecken, weiß es doch Jeder, daß die Wahrheit in ihrer Tiefe nur von wahrhaft Gebildeten, alſo immer nur von Wenigen erkannt werden kann und daß man dem Charlatan in die Hände läuft, ſobald man ſich zu dem großen Haufen geſellt" — wenn er vollends ſeinen Angriff zum letzten Streiche ſteigert: „Ihr handelt wie wer eine Räuberbande verſammeln will, Ihr ruft die Sünder auf, Ihr ſchaart alles verworfene Geſindel um Euch, und verrathet ſo Eure ſchlechten Neigungen und die gefährlichen Tendenzen Eurer Lehre." Es wird Origenes nicht ſchwer, gerade in dieſen Vorwürfen den höchſten Triumph ſeiner Sache nachzuweiſen. Ihr, ruft er, die Ihr ſo viel Aufhebens von Euern Arbeiten für die Geſellſchaft macht, müßtet es eingeſtehen, daß unſere Lehre der Menſchheit nützlich iſt, auch wenn ſie nicht wahr wäre. Mit freiem und großem Sinne, entfernt von aller dogmatiſchen Rechthaberei, lobt er in dieſem Zuſammenhange das Wort eines alten Philoſophen, daß es für den höchſten Zweck der Religion, für die Zügelung der Leidenſchaften, nicht auf wiſſenſchaftlich erwieſene Wahrheit, ſondern darauf ankomme, daß man dem Laſter Heilung bringe, je nach dem Bedürfniſſe der verſchiedenen Secten. Und wo ſei nun die Lehre, welche ſo viele Leidenſchaften gezähmt, ſo viele wilde Herzen geſittet habe, wie das Chriſtenthum? Er räumt ein, daß ſchon Plato zur Feindesliebe, daß andere Philoſophen zu andern Tugenden ermahnt haben: gerade dies aber ſei der entſcheidende Gewinn, daß bei den Griechen jene Sittenlehre als Theil einer ſyſtematiſchen Philoſophie nur den Vornehmen und Gebildeten zugänglich geweſen, jetzt aber von Gott allen Menſchen verkündet, in die Hütten der Armen, der Bauern, des ungebildeten Volkes eindringe. Und ſo, fragt er endlich, wäre es

ein Verbrechen, daß wir der verpeſteten Stadt die Ankunft des Arztes melden, den ihr ein milder König geſandt hat, daß wir Alles aufbieten, um die Kranken ihrem Retter zuzuführen? Wahrhaftig nicht die Kranken ziehen wir den Geſunden, nicht die Sünder den Gerechten vor, wohl aber den reuigen Sünder dem ſtolzen Scheinheiligen, denn Sünder ſind ſie Alle, und Chriſtus hat alle Gebeugten und Zerſchlagenen berufen, daß er ſie erquicke.

Wir ſehen hier, mit welcher geſchichtlichen Wahrheit ein altes Wort das Chriſtenthum die Religion der Armen nennt. In der That, es iſt unmöglich, den zertretenen Adel der menſchlichen Natur auf eine reinere und kräftigere Weiſe herzuſtellen, als es hier geſchah. Offenbar iſt dies auch der Punkt, von welchem aus eine vollſtändige Regeneration des Staates und des öffentlichen Lebens in geradem, nahem Wege zu erreichen war. Jene Demuth des irdiſchen Machthabers wegen ſeiner Sünde, jene Achtung vor dem irdiſch Niedrigen wegen ſeiner Erlöſung, auf irdiſche Dinge angewandt, was ſind ſie anders, als der Sinn für allſeitige Gerechtigkeit, das Fundament eines jeden geſunden, und die Signatur des echten chriſtlichen Staates? Man vermuthet zuerſt, auch den Chriſten jener älteſten Zeit hätte dieſer Zuſammenhang ſo klar wie uns vorliegen, auch ſie hätten ſich wie die Heilung des Einzelnen, ſo auch die Erfriſchung des Staates ſofort zum Ziel ſetzen müſſen. Allein das Gegentheil davon trat ein, ſie wandten ſich von dem Staate hinweg, nicht bloß von dem damals heidniſchen, ſondern überhaupt ſchien es ihnen undenkbar, irgendwann und irgendwie mit dem Staate in Berührung zu kommen. Es ſcheint befremdend, es war aber, wie einmal die Dinge lagen, natürlich, vielleicht unvermeidlich.

Den römiſchen Chriſten ſtellte ſich die äußere Welt überhaupt ganz anders dar als uns. Für uns erſcheint ſie als der Schauplatz der großen, von Gott geordneten Natur- und Sittengeſetze, als eine unaufhörliche Entwicklung der göttlichen Gedanken. Ihnen aber, wie im Grunde ihren Landsleuten ſämmtlich, dünkte ſie ein Abgrund von Fäulniß und Sünde, ſeelenlos, rettungslos, heillos, in offenem Kriegsſtande gegen Gott. Sie verwarfen ſie vollſtändig und ohne Rückhalt, mit derſelben Energie, womit ſie ihre Verbindung mit dem Himmel ergriffen. Wie ſie die Räume ihrer Gemeinden mit überirdiſchen Kräften, mit Engeln und Lichtgeiſtern bevölkert ſahen, ſo glaubten ſie die Welt dort draußen zur Strafe der Sünder einſtweilen dem Walten der Teufel und Dämonen überlaſſen. Dieſe hätten nun ihren Mittelpunkt in dem heidniſchen Götterdienſte, wo ſie den Dampf und das Blut der Opfer einſchlürften; wer mit dieſem Cultus auch nur in die entfernteſte Berührung komme, der Handwerker z. B., der ein Tempelgeräth anfertige, der Künſtler, der einen Gegenſtand aus der Mythologie behandele, der Neugierige, der einen Blick in das Theater mache, deſſen Schauſpiele ja urſprünglich bei den Bacchusfeſten begonnen hatten, ſei unrettbar den Dämonen verfallen. Den Spuren jedes Menſchen, warnte Lactantius, gehen die Dämonen unabläſſig nach und belagern Haus um Haus die Schwellen.

Zudem wußten die Chriſten auch, welch ein nahes und ſchreckliches Ende der irdiſchen Herrlichkeit im Ganzen drohe. Man hatte die Verheißung, daß Chriſtus am Ende der Tage auf die Erde zurückkehren, ein tauſendjähriges Reich des Friedens und der Freude aufrichten, Satan und die Heiden in gewaltigem Kampfe beſiegen, und mit ſeinen Heiligen und Märtyrern die

verwandelte Welt regieren würde. Die Schrecken des Streites und die Wonne des Sieges malte man ſich mit den leuchtendſten Farben aus, alle die Könige, Philoſophen und Götzendiener würden in heißen Flammen brennen, für die Gläubigen aber jeder Weinſtock 10,000 Aeſte, jeder Aſt 10,000 Reben, jede Rebe 10,000 Trauben tragen, Löwen und Tieger in Frieden ſich von dem wunderbar kräftigen Weizen nähren. Den Beginn dieſes Himmels auf Erden erwartete man eine Zeit lang in der allernächſten Nähe, noch vor dem Ausſterben der damaligen Generation, dann, als der Erfolg dies als irrig auswies, mit dem Schluſſe des eben ablaufenden ſechsten Jahrtauſend ſeit der Erſchaffung der Welt; oder auch, an eine bibliſche Weiſſagung anknüpfend, mit der Bekehrung des ganzen Erdkreiſes zum chriſtlichen Glauben. Mit dieſem letzten Gedanken verband man dann eine ganz beſondere Vorſtellung. Ich erwähnte vorher ſchon die allgemeine römiſche Anſchauung, nach welcher das Weltreich in der That mit dem Erdkreiſe gleichbedeutend war. Nun war es römiſches Geſetz, daß die Staatsgewalt die Befugniß zur Anerkennung oder Ausmerzung jedes Götterdienſtes hatte; es ſchien demnach unzweifelhaft, daß ein chriſtlicher Kaiſer die heidniſchen Culte ſofort abſchaffen und damit die Bekehrung des Erdkreiſes vollenden würde. Dann aber war, nach der eben entwickelten Annahme, auch das Ende der Zeiten, die Wiederkehr Chriſti, und in unmittelbarer Conſequenz das Aufhören jeder irdiſchen Staatsgewalt gegeben. So hören wir oft die Aeußerung: das römiſche Reich wird beſtehen, ſo lange die Welt ſteht. Noch prägnanter ſagt Tertullian: die Kaiſer hätten ſich längſt bekehrt, wenn die Kaiſer überhaupt Chriſten ſein könnten, wenn das jetzige Kaiſerthum nicht nöthig wäre, ſo lange nach Gottes Rathſchluß dieſe

Welt fortbeſtehen ſoll. Es erſcheint hiernach mit bündiger Folgerichtigkeit das Ergebniß, daß jene erſten chriſtlichen Jahrhunderte ſich eine chriſtliche Obrigkeit, einen chriſtlichen Staat überhaupt nicht zu denken vermochten, daß ihnen der Staat ſeinem Weſen und ſeiner Beſtimmung nach als heidniſche, nur für die Heiden berechnete Einrichtung erſchien.

Allerdings, der Apoſtel Paulus hatte geſagt: Ihr ſollt der Obrigkeit unterthan ſein, denn die Obrigkeit iſt von Gott geordnet — und nach ſeiner Ermahnung dachte Niemand an gewaltthätige Bekämpfung der Staatsgewalt, ſondern hielt auch hier an dem Sinne, die äußern Schickungen in die Hand des Herrn zu ſtellen. Aber es war doch kein Gedanke möglich, ſich irgendwie dem Staate thätig anzuſchließen, für die Nationalität oder das Vaterland förderlich zu wirken. Man ſah es ja täglich, daß der Staat eine Menge Dinge vornahm, und, wie man wohl einſah, auch vornehmen mußte, welche entſchieden gegen das chriſtliche Gewiſſen ſtritten. Er fällte und vollzog Todesurtheile, ſammelte große Geldmaſſen in ſeinem Schatze, ſetzte die Armen in jeder Hinſicht hinter die Reichen zurück und doch lautete das göttliche Gebot: Du ſollſt nicht tödten, Du ſollſt keine Schätze ſammeln auf Erden, es iſt unendlich ſchwer, daß ein Reicher in das Himmelreich gelange — und die Chriſten hatten noch keinen Begriff davon, daß ein irdiſcher Staatsbeamter oder Geſetzgeber weniger als ein Privatmann an jene Geſetze gebunden ſein könnte. Vollends übel ſtellte ſich das Verhältniß, wenn der Staat ſie zur Mitſchuld an ſeinen Vergehungen zwingen wollte. Es war unzweifelhaft, der Staat bedurfte Soldaten, und recrutirte die Chriſten wie die Heiden: die Chriſten aber hatten das Gebot, den Feind zu lieben, und auf die rechte Backe geſchlagen,

die linke hinzuhalten — und damals fanden ſie ſchlechterdings keinen Weg, um ohne Sünde dagegen der Militärpflicht zu genügen. Sie ergriffen bald dieſe, bald jene Vermittlung, manche nahmen den Märtyrertod auf ſich ſelbſt, um nicht zur Tödtung eines Andern verpflichtet zu werden. Vollends den ſonſtigen Aemtern des Staates wichen ſie um ſo entſchiedener aus, weil bei dieſen manche Berührung mit dem heidniſchen Götterdienſte unvermeidlich war. Sie erklärten, ſie dürften nicht opfern noch opfern laſſen, keine Schauſpiele veranſtalten, kein Strafurtheil fällen, keinen Angeklagten in Haft, Feſſel oder Folter bringen — ein Urtheil in Geldſachen möge hingehn, immer ſei es ſchmählich, daß man den Streit um ſchnöden Mammon durch Zulaſſung beim Tribunale gleichſam ſanctionire. In unſerer Zeit beklagen ſich nicht anerkannte Secten über nichts ſo heftig, als über die Ausſchließung von den politiſchen Rechten: damals gaben umgekehrt die Chriſten dem Staate das höchſte Aergerniß, indem ſie ſeine Aemter und Würden geringſchätzig von der Hand wieſen. Man zieh ſie deshalb einer feindſeligen Geſinnung gegen den Kaiſer, und rechnete ihnen beſonders die Scheu vor dem Kriegsdienſte als verrätheriſchen Haß gegen das Vaterland an, ſie bemerkten dann, ihr Vaterland ſei zwar im Himmel, aber auch dem Kaiſer nützten ſie durch fromme Gebete und Bekämpfung der Dämonen mehr, als durch ſündhafte Waffen, und wenn erſt die ganze Welt bekehrt und chriſtlich ſei, werde es weder Kriegslärm, noch Steuerdruck, noch Criminaljuſtiz mehr geben.

Man begreift es, daß die Regierung, daß politiſch oder patriotiſch fühlende Männer einer der Art auftretenden Religion trotz ihrer äußern Friedfertigkeit und innern Moralität nicht eben hold waren. Es kam dazu, daß die bisher geſchilderte Stimmung

der Chriſten gegen den Staat zwar die verbreitetſte, aber keineswegs die einzige, daß vielmehr in zahlreichen Kreiſen ein noch viel herberes Urtheil herrſchend war. Wenn der Staat heidniſchen Weſens war und ſich mit Götzendienſt befaßte, ſo ſchien der Schluß ſehr nahe zu liegen, daß er geradezu den Dämonen verfallen und ihnen angehörig wäre. Es griffen hier Vorſtellungen des ſpäteren Judenthums ein, welchem allein ſein eigener Gottesſtaat als legitime Herrſchaft, die Reiche aber der andern Völker geradezu als Stiftung und Domäne des Teufels erſchienen waren. Auch das Anſehen des Apoſtel Paulus vermochte dieſe Gedanken nicht ſo ſchnell und vollſtändig bei den Chriſten zu vertilgen. Viele blieben dabei, der Staat ſei wohl zugelaſſen von Gott, aber eingeſetzt vom Satan. In dieſer Zeitlichkeit, ſagt das Buch des Barnabas, hat der böſe Feind die Gewalt. Eine andere weit verbreitete Schrift erörtert, Gott habe zwei Reiche und zwei Machthaber für dieſelben eingeſetzt, dem böſen die gegenwärtige, dem guten die künftige Welt übergeben, der Chriſt, deſſen Sinn nach dem Zukünftigen ſtrebe, müſſe in dieſer Welt, wie in dem Eigenthume eines fremden, feindlichen Königs leben, ſich von Ehren und Reichthum fern halten, ja nicht einmal mehr eſſen und trinken als nöthig ſei, um nicht durch Selbſtmord zu ſündigen. Ein Dritter knüpft an die Sitte der Kaiſer an, bei feierlichen Umzügen loderndes Feuer vor ſich hertragen zu laſſen: in dieſem Feuer findet er die hölliſche Quelle ihrer Gewalt und erzählt, einſt nach Noah's Tode hätte Nimrod in frevelhaftem Trachten nach weltlicher Gewalt durch magiſche Künſte den böſen Herrn dieſer Welt gezwungen, ihm einen Theil ſeiner Kraft zu überlaſſen, der habe deshalb Feuer von ſeinem Sterne über Nimrod ergoſſen und den Hochmüthigen dadurch

getödtet, immer aber habe das Feuer ſeine magiſche Stärke behalten, und die Perſer, die Babylonier und Andere, und zuletzt die Römer hätten ſich Kohlen davon entwendet und ſo die Kraft zur Staatengründung erhalten. Es ſcheint alſo ganz in der Ordnung, daß, was durch Höllenfeuer entſtanden, auch durch Höllenfeuer wieder zu Grunde gehe. Dieſe Welt, ruft das Buch Hermas aus, wird durch die blutrothe Farbe bezeichnet, weil ſie in Blut und Flammen endigen muß.

So ſehen wir dieſe kleinen Gemeinden ihrem ſtolzen Imperator gegenüber. Sie ſind beſchränkt in der Zahl ihrer Mitglieder, um das Jahr 300 etwa ein Zwanzigſtel der Bevölkerung, und ſind, weltlich geſprochen, ohne Einfluß, da ſie ſo wenige Leute von Reichthum und Geſellſchaftsfähigkeit zu den Ihrigen zählen: aber trotz alledem zweifeln ſie doch keinen Augenblick, daß ihnen, ihnen allein und ihrem Herrn die ganze Zukunft gehört. Sie gehorchen dem Geſetz und den Beamten, ſie zahlen ihre Steuern und Zinſen: aber ſie werfen hier ihren bittern Haß, dort ihre ruhige Verachtung den Mächtigen der Erde unverhüllt in das Angeſicht. Sie rühren keine Waffe an, und ſind bereit in jedem Augenblicke das Todesurtheil des Kaiſers über ſich ergehen zu laſſen: aber ſie verkünden unaufhörlich das Todesurtheil Gottes des Herrn über das in ſeinen Schätzen und Laſtern prunkende Kaiſerreich. Sie lachen, wenn ihre Gegner ihnen die Pflichten des Bürgers und Patrioten an das Herz legen, ſie ſehen ja, daß auch die Maſſe der heidniſchen Bevölkerung, nicht aus Gewiſſensdrang, wohl aber aus Bequemlichkeit, dem Staate den Rücken kehrt, daß hier überhaupt Alles verloren iſt, was ſich nicht zu ihnen und dem Reiche Gottes wendet. Die irdiſche Welt iſt vor ihren Blicken ſchon ſo gut wie völlig verſunken:

man kann nicht zweifeln, daß bei ungeänderter Fortdauer dieſer Weltverachtung alles Staatsweſen, und mit ihm Geiſtesbildung und Lebensluſt zu Grunde gegangen wäre. Andererſeits iſt es ſicher, daß ohne dieſe Stimmung der Kampf gegen die Weltmacht des Heidenthums nicht hätte gewonnen, ja nicht einmal hätte eröffnet werden können; es war eine Lage, welche gerade eine Geſinnung wie dieſe erforderte, ganz aus einem Guſſe, nicht rechts, nicht links blickend, durſtig allein nach dem Höchſten, und ohne jegliches Organ für die geringeren Güter.

Der erſte große Sieg wurde denn auf dieſe Art errungen. Die neue Religion wurde in ihrem vierten Jahrhundert von den irdiſchen Gewalten anerkanut, das Heidenthum verſchwand aus dem Römerreich, der unerſchöpfliche Quell, aus dem für Jahrtauſende der Antrieb zur Achtung der Menſchenwürde und reinerer Sitte entſtrömen ſollte, war geſichert. Dies war ohne Zweifel das Werk jener todes- und weltverachtenden Energie. Jedoch auch für ſie, wie ſo oft in menſchlichen Dingen, brachte der Sieg die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt zu beſiegen, ſich ſelbſt aufzugeben. Jetzt, wo die Welt ſich der Kirche unterworfen hatte, konnte die Kirche unmöglich die Welt mehr von ſich ſtoßen. Jetzt kam es darauf an, jenen göttlichen Keim der Sitte in den irdiſchen Boden zu ſenken, und in der argen Zeitlichkeit ſelbſt wirkſam, thätig und heimiſch zu werden. Das gänzlich Unerwartete war dennoch geſchehen, der Kaiſer war Chriſt geworden und der römiſche Erdkreis mit ihm, und dennoch beſtand das Reich und die Welt fort; es ging einmal nicht anders, auch die chriſtlichen Beamten bedurften, wie ihre heidniſchen Vorgänger, der Steuererheber, Kerkermeiſter und Soldaten, und vollends von der Einſetzung des Staates durch hölliſche Kräfte war gar nicht

mehr zu reden. Eine vollſtändige Umwälzung in der altchriſtlichen Weltanſicht wurde unerläßlich. Wie ſie eintrat und ſich im Einzelnen, Schritt auf Schritt vollendete, dies zu erzählen wäre eine Aufgabe von dem höchſten geſchichtlichen Intereſſe, aber auch von einem Umfange, welcher weit über das uns geſtellte Zeitmaß hinausreichte. Es muß uns genügen, hier die allgemeine Richtung der Entwicklung zu bezeichnen. Jene tiefe und glühende Abkehrung vom Irdiſchen, ſo mächtig ſie zur Behauptung der Kampfesſtätte geholfen, ſo übel wirkte ſie jetzt bei dem Anbau derſelben nach. Die römiſche Welt war, wir wiſſen, wie tief erſchöpft und abgemattet; ihre beſten geiſtigen Kräfte hatten drei Jahrhunderte hindurch ſich daran gewöhnt, die Sorgen des Staates, des Verkehrs, der Geſellſchaft von ſich hinwegzuwerfen; jetzt fand ſich kein Menſch in der Aufgabe zurecht, den Staat zu veredeln, ohne ihn aufzugeben, und die Kirche auf irdiſchen Boden zu ſtellen, ohne ſie herabzuſetzen. Man experimentirte hinüber und herüber, wie wenig aber die Nation in dieſer Hinſicht vermochte, zeigte ſich in der öſtlichen Hälfte des Reiches, in dem Herrſchergebiete von Conſtantinopel, wo immer mehr von Jahrhundert zu Jahrhundert die Kirche erſtarrte und der Staat einſchrumpfte, bis endlich 1453 die Türken faſt mühelos die zuſammengetrocknete Mumie von ihrem Throne hinabwarfen.

Es mußten neue und friſche Kräfte hinzutreten, wenn die Aufgabe einer innern Durchdringung von Staat und Kirche, von Welt und Religion, zu gedeihlicher Löſung kommen ſollte. Dieſe Kräfte aber waren längſt vorhanden und zur Wirkung bereit: denn daſſelbe Jahrhundert, welches die Geburt Chriſti, hatte auch die Hinlagerung der Germanen, der deutſchen Volksſtämme an den europäiſchen Grenzen des Römerreiches geſehen.

# Die Deutſchen

## bei ihrem Eintritt in die Geſchichte.

Berlin, März 1863.

Wenn ich es unternehme, in dem heutigen Vortrage Ihre Aufmerkſamkeit auf das deutſche Volk bei ſeinem erſten Eintreten in die Geſchichte zu lenken, ſo verberge ich mir nicht die Schwierigkeit, einen zugleich ſo umfaſſenden, ſo zerſplitterten und ſo fragmentariſchen Stoff in den Rahmen weniger Minuten zuſammenzudrängen. Ich hoffe auf Ihre Nachſicht, mit der Sie mir geſtatten werden, aus der Maſſe der (gerade hier ſehr thätigen und erfolgreichen) neuern Forſchung heraus einige beſonders wichtige Geſichtspunkte hervorzuheben. Ich hoffe auf den Reiz, welchen die Betrachtung der aus dem Dunkel allmälich hervortretenden Anfänge großer Entwicklungen an ſich immer ausübt, ſelbſt wenn die einzelne Darſtellung deſſelben ſich auf unvollſtändige und ſkizzenhafte Umriſſe beſchränken muß.

Der Urſprung der Germanen entzieht ſich, wie alles Entſtehen der menſchlichen Dinge, dem Blicke der Forſchung. Das Volk ſelbſt hatte, als es im Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung am Rhein- und Donauufer mit den Römern in Berührung kam, keine Erinnerung über ſeine Herkunft bewahrt. Die Gewährsmänner des Tacitus erfuhren von den Germanen, ſie ſeien Söhne dieſes Bodens, Autochthonen der deutſchen Erde. Eine im ſtrengen Sinne des Wortes geſchichtliche Kunde, welche uns

weiter führen könnte, liegt nicht vor; die einzige, wiſſenſchaftlich ſichere Leuchte in dieſem Dunkel früheſten Alterthums gibt die vergleichende Sprachkunde. Dieſe hat denn als zweifellos den großen Zuſammenhang des indogermaniſchen Völkerkreiſes erhärtet, zu dem außer den Germanen, Galliern und Slawen, unter Anderen die Griechen und Lateiner, die Perſer und Inder zu rechnen ſind. Ihre Verwandtſchaft zeigt ſich der genaueren Betrachtung als urſprüngliche Einheit: je höher hinauf man in das Alterthum der einzelnen Sprachen eindringt, deſto deutlicher erhellt der Zuſammenhang mit dem gemeinſchaftlichen Urſtamm. Es ergibt ſich hieraus ſofort der Schluß, daß einſt die Stammväter jener Nationen ein einziges Volk gebildet und wahrſcheinlich im aſiatiſchen Oſten zuſammengewohnt haben. Insbeſondere zeigt die altdeutſche Sprache eine ſehr nahe Verwandtſchaft mit der altindiſchen, der Sanskritſprache, und zwar mit einer Entwicklungsſtufe derſelben, welche etwa bis zum achten Jahrhundert vor Chriſtus gedauert hat. Man kann hieraus die Vermuthung ableiten, daß die Germanen ſchon vor dieſer Zeit ſich von dem Urſtamm getrennt und ihre Urſitze an den Abhängen des Himalaja verlaſſen haben.

Dann fehlt lange Jahrhunderte hindurch jede Spur ihres Daſeins. Erſt aus der Zeit Alexander's des Großen klingt zufällig die Notiz eines griechiſchen Reiſenden herüber, daß Teutonen und Gothen, alſo deutſche Völker, an der Oſtſee wohnten. Wieder hundert Jahre weiter, und eine eben ſo zufällig erhaltene Notiz belehrt uns, daß Deutſche in vielfachem Verkehr mit den Galliern, den damaligen Bewohnern Frankreichs, Süddeutſchlands und Oberitaliens, geſtanden haben; ein römiſcher Dichter erwähnt, die Gallier nennen ihre Knechte ambacti. Das Wort

iſt ſchlechterdings nicht galliſch, ſondern deutſch, und bedeutet buchſtäblich Rückendecker, reiſige Gefolgsleute. Zwei Menſchenalter darnach wird an der untern Donau ein deutſches Volk, die Baſtarner, als Verbündete der Macedonier gegen die Römer erwähnt, ohne daß es jedoch damals ſchon zu einem Zuſammenſtoß zwiſchen Römern und Germanen gekommen wäre. Deſto gewaltiger kündigte ſich fünfzig Jahre ſpäter der Beginn des Weltkampfes an, der dann fünf Jahrhunderte erfüllen und die Geſchicke Europa's beſtimmen ſollte. Die Cimbern und Teutonen, dieſe an der Oſtſee, jene auf Jütland angeſeſſen, brachen 113 v. Chr. durch das noch immer von galliſchen Völkern bewohnte Süddeutſchland hindurch gegen das römiſche Illyrien vor. Sie ſchlugen dort ein römiſches Heer, durchzogen dann Helvetien, überſchwemmten unwiderſtehlich halb Gallien, beſiegten hierauf wieder drei römiſche Heere nacheinander: ſo daß der Schrecken in Rom unermeßlich war, und das Volk in Klagen und Jammern eine zweite Zerſtörung Roms durch die Gallier befürchtete — denn noch wußten die Römer Gallier und Deutſche nicht voneinander zu unterſcheiden. Wohl fiel dem römiſchen Blicke gar Manches in ihrer Erſcheinung auf, die hohen, ſechsfußigen Geſtalten und der wuchtige Gliederbau, das lange blonde Haar und blaue Auge, die Völlerei im Trinken und die ſtrenge Keuſchheit der Sitte, die Verehrung der Frauen und die Theilnahme derſelben am Waffenkampf. Alles Züge im ſcharfen Gegenſatz zu römiſchem Weſen. Indeſſen gelang es dem großen Cajus Marius, die gefürchteten Feinde in zwei blutigen Schlachten zu zerſprengen und großentheils zu vernichten; die Römer glaubten damit ein letztes Aufzucken des hinſiechenden galliſchen Weſens zertreten zu haben und ſchickten ſich an, von der Provence her

jetzt den eignen Einfluß in Gallien zu erweitern. Erſt ſpäter erfuhr man, daß der Cimbernkrieg nicht der Abſchluß der alten galliſchen, ſondern das erſte flammende Signal für den Beginn der deutſchen Geſchichte geweſen war. Jetzt erkennen wir den Eintritt unſerer Nation in das hiſtoriſche Leben Europa's, und ſofort kündigt er ſich in mächtigen, maſſiven Zügen an. Gleich nach der Niederlage der Cimbern fielen andere germaniſche Stämme mit zertrümmernden Stößen auf die Gallier in Süddeutſchland und nahmen, gegen Süden vorſtrebend, alles Land zwiſchen Main und Donau ein. Ein etwas ſpäterer Andrang erreichte, gegen Weſten gerichtet, die Rheinlinie und überſchritt ſie ohne Aufenthalt. Einzelne Völkerſchaften niſteten ſich im Norden auf belgiſchem Boden ein; ein ſueviſcher Heeresfürſt, Arioviſt, erſchien mit einem gemiſchten Heere in Südgallien, benutzte die inneren Parteien der Eingeborenen und fühlte ſich bereits als den weithin ſchaltenden Herrn des Landes. Eine Schaar folgte aus dem Innern Germaniens der andern; ſo weit ſich das Land erſtreckte, ſo weit war es in fluthender Kriegsbewegung, in einer wahren Wanderung der Völker. Bei Arioviſt fanden ſich Kriegshaufen von der Oſtſeeküſte, dem Böhmerwald, dem Niederrhein. Dieſer wilden äußern Unruhe entſprach der innere Zuſtand, die damalige Lebensweiſe und Sitte der Germanen. Alles war unſtet und flüſſig. Sie nährten ſich von Kriegs- und Jagdbeute: ſie bauten freilich den Acker, wo ſie ſich grade befanden, ſie wußten aber nicht viel damit zu machen und wurden nicht ſeßhaft und heimiſch darauf. Vielmehr ergriff jeder Stamm Beſitz von einem Bezirke, theilte ihn unter ſeine Familien aus und rückte im folgenden Jahre weiter vor, um neuen friſchen Boden zu ſuchen. Eine ſolche Lebensweiſe ging aus dem ſteten Kriegsgetümmel

hervor und zwang ihrerſeits wieder zu immer neuen Kriegszügen. Bei der damaligen Verkommenheit der Gallier hätten ſie höchſt wahrſcheinlich halb Weſteuropa mit wildem Ueberrennen in Beſitz genommen und bei ihrer damaligen Bildungsſtufe zu Grunde gerichtet.

Da trat der gewaltigſte Sohn des römiſchen Volkes, durch ein perſönliches Genie ohne Gleichen einer jeden Weltbewegung gewachſen, Julius Cäſar, damals der Leiter der römiſchen Verwaltung in Oberitalien und der Provence, dazwiſchen. Mit raſch durchdringendem Scharfblicke erkannte er zum erſten Male, daß es hier ſich nicht um bloße Parteikämpfe galliſcher Häuptlinge handele, daß hier ein neues von den Galliern verſchiedenes, mächtiges Volk auf den Schauplatz getreten ſei. In ſeinen Commentarien bezeichnet er den Gegenſatz beider Nationen nach ſeiner Art in kurzen, feſten und klaren Zügen. Nachdem er geſchildert, wie die Gallier unter der Herrſchaft ihrer Adelsparteien und ihrer Prieſterhierarchie verkommen ſind, fährt er fort: „Gar weit iſt von dieſer Art das germaniſche Weſen verſchieden. Die Germanen haben im Frieden überhaupt keine großen Machthaber, ſondern die Fürſten der einzelnen Bezirke theilen jährlich wechſelnd den Familien und Geſchlechtern die Aecker aus; Prieſter gibt es nicht und auf Opfer geben ſie nicht viel, ſondern jeder Hausvater betet für ſich und die Seinen zur Sonne, zum Monde, zum Feuer.“ Vor Allem, Cäſar erkannte die Kraft der neuen Gegner und zauderte keinen Augenblick, auch ohne Vollmacht von Rom, ihnen entgegenzutreten, ſo lange es noch Zeit war. Er überſchritt ohne Zaudern die Grenze, ſchlug an einem Schlachttage Arioviſt aus Gallien hinaus, unterwarf in den nächſten Jahren Belgien, wies auch hier die Germanen mit der Schärfe des Schwertes über den Rhein zurück und ſchloß ihnen dieſe Strom-

grenze für drei Jahrhunderte. Vierzig Jahre ſpäter überſtiegen die Römer von Süden her die Alpen und eroberten die Länder zwiſchen dem Hochgebirge und der Donau, ſo daß ſeitdem auch dieſe Stromlinie gegen die deutſche Ausbreitung geſperrt und der deutſche Boden ſeinerſeits von zwei Seiten her durch römiſche Angriffsſtellungen umſchloſſen war. An dieſen Dämmen mußte denn für's Erſte das ungeſtüme Treiben zur Ruhe kommen. Eine Völkerſchaft nach der andern lahmte ſich an ihnen ab; nothgedrungen gelangten ſie zu etwas bleibenderer Seßhaftigkeit, zu etwas feſteren politiſchen Formen.

Frieden wurde es damit allerdings noch nicht ſogleich. Vielmehr gingen jetzt die Römer ihrerſeits zum Angriffe auf das innere Germanien über, und die Gefahr für die deutſche Selbſtſtändigkeit entwickelte ſich auf der Stelle ſehr bedeutend: den Germanen gegenüber ſtand, ſie zugleich von Süden und Weſten her bedrohend, das Weltreich mit den Streitkräften aller Lande des Mittelmeers, mit höchſt ausgebildeter Kriegskunſt, mit der Ueberlegenheit ſeiner hoch entwickelten Cultur, mit ſeiner feſt geſchloſſenen Einheit. Sie ſelbſt, in eine Menge kleiner, unverbundener, oft zwieträchtiger Völkerſchaften zerſplittert, hatten dagegen nichts einzuſetzen, als die Unwegſamkeit des Landes, die Kraft ihrer Muskeln, die Tapferkeit ihres Herzens. Aber lange Zeit überwog über alle Freiheitsliebe und Hingebung die organiſirte römiſche Macht. Ein Stamm nach dem andern wurde überwältigt, ein Gau nach dem andern beſetzt; der Erfolg der Waffen wurde geſteigert durch die Kunſt der Diplomatie, die Lockungen des Reichthums, das Uebergewicht der Civiliſation. Die römiſchen Truppen und Flotten gelangten bis an die Elbe; Auguſtus glaubte ſein Ziel erreicht zu haben.

Da begannen gleichzeitig zwei Männer ihre Laufbahn, welche dem Geſchicke die Wendung geben ſollten. Unter den Fürſtenſöhnen, die Auguſtus halb als Geißel, halb als Zöglinge nach Rom hatte bringen laſſen, waren der Marcomanne Marbod und der Cheruſker Armin. Beide hatten in Rom mit offnem Auge gelernt und das Ziel der römiſchen Freundſchaft, wie die Mittel zum Widerſtande erkannt. Marbod fand ſein Volk im Lande zwiſchen Oberrhein und Oberdonau, rechts und links von den römiſchen Vorpoſten beobachtet. Er beſtimmte es zu dem Entſchluß, ſich in das Innere, in das durch die langen Kriegszüge verödete Böhmen zurückzuziehen: dort organiſirte er mit ihnen eine Militärmonarchie nach römiſchem Muſter, den erſten Verſuch einer größern Staatsordnung unter den Deutſchen, der ſich bald alle Nachbarvölker freiwillig oder gezwungen anſchloſſen. In Rom erkannte man die Gefahr, ein Angriff auf Marbod wurde jedoch durch andere Verwicklungen verzögert: da kam die Entſcheidung von einer andern Seite. Armin, ein junger Mann von feurigem Ehrgeiz, warmer Vaterlandsliebe und tiefer Verſchlagenheit, arbeitete unter den Augen des römiſchen Legaten an einem freien Kriegsbunde der Cheruſker mit den Völkern zwiſchen Weſer und Rhein; es gelang ihm, die eitle Sicherheit des Römers bis zum letzten Augenblicke zu erhalten und dann ſeine Legionen im Teutoburger Walde bis auf den letzten Mann zu vernichten. Nachdem einige Racheverſuche fehlgeſchlagen, verzichtete Rom definitiv auf die Eroberung Deutſchlands, und beinahe anderthalb Jahrhunderte blieb ſeitdem ein faſt ununterbrochener Friede zwiſchen den beiden Völkerkreiſen. Dann folgte von 166 bis 280 ein langes wüthendes Ringen um den Beſitz der nächſten Grenzprovinzen — dann noch einmal eine ſiebenzigjährige Pauſe

des letzten Erholens und Kräfteſammelns vor dem entſcheidenden Ausbruch — bis es endlich ſeit 378 n. Chr. den Germanen gelang, die Grenzwälle des gealterten Weltreiches zu durchbrechen und auf dem Boden der römiſchen Provinzen die Fundamente des modernen Europa zu legen.

Aus den Jahren jenes erſten Friedensſtandes, aus dem Ende des erſten Jahrhunderts n. Chr. iſt uns nun die Schrift erhalten, die in der Schilderung fremder Nationalitäten ihres Gleichen in keiner Literatur hat, die Germania des Tacitus. Sie gibt uns, was kein anderes Culturvolk beſitzt, die Schilderung unſeres Jugendalters nach den Auffaſſungen eines auf der Höhe altgereifter Bildung ſtehenden Beobachters. Sie iſt nicht tadellos in ihrer Form und nicht fehlerlos in ihrem Inhalt, aber ihre weſentlichen Angaben ſind nur in ſtets wachſendem Maße beſtätigt worden, ſeitdem wir durch unſern Jacob Grimm die echte Wiſſenſchaft deutſchen Alterthums erhalten haben. Verſuchen wir, uns danach das Bild des deutſchen Zuſtandes vor der Völkerwanderung zu vergegenwärtigen.

Ich bemerkte vorher, daß ſeit dem Einſchreiten Cäſar's und der Schließung der Rhein- und Donaulinie eine größere Stetigkeit und Feſtigkeit in die Verhältniſſe Germaniens gekommen war. Allerdings war damit der überwiegend kriegeriſche, auf Kampf und Kampfgewinn gerichtete Sinn des Volkes nicht verändert. Auch Tacitus ſchildert das deutſche Weſen mit den Zügen, daß die Männer nur den Krieg für das rechte Leben halten, im Frieden lange in den Tag hineinſchlafen und dann bewaffnet zu Zechgelagen und Volksverſammlungen zuſammentreten, die Arbeit aber im Haus und Feld den Frauen, Greiſen und Knechten überlaſſen. Die gewöhnliche Nahrung iſt Wildpret und Wald-

obſt, Milch und Käſe, die Erzeugniſſe alſo eines Jäger- und Hirtenlebens, bei dem die Bearbeitung des Ackers erſt in zweiter Stelle in dürftigen Anfängen vorkommt, ein Verhältniß, das auch in der Entwicklung der Sprache anſchaulich wird, welche von Haus aus für eine Menge der beim Acker- und Gartenbau vorkommenden Gegenſtände und Erzeugniſſe gar keine Bezeichnungen beſitzt und dieſelben erſt ſpäter theils aus der lateiniſchen, theils aus den celtiſch-galliſchen Sprachen entlehnt hat. Einem ſolchen Zuſtand entſpricht es, daß noch immer kein rechtes Privateigenthum an Acker beſteht. Allerdings geht es jetzt nicht mehr an, wie in dem Getümmel der vorcäſariſchen Zeit, daß der ganze Stamm oder das ganze Geſchlecht ſich jährlich neue Anſiedlungen ſucht: wohl aber vertheilt die Gemeinde in dem Bezirke, den ſie einmal beſitzt, alljährlich den einzelnen Genoſſen ihre Feldſtriche, und erneuert alljährlich dieſe Vertheilung nach Bedarf. Man hat an dieſen Angaben des Tacitus Anſtoß genommen, gegenüber der ſpätern Feſtigkeit des Privateigenthums in allen deutſchen Landen: man hat indeß dabei überſehen, daß die von Tacitus beſchriebene Wirthſchaftsform auf der damaligen Bildungs- und Altersſtufe des deutſchen Volkes aller Orten auch bei anderen Nationen erſcheint, bei Thrakern und Geten, bei Celten und Slawen; bis auf den heutigen Tag iſt ſie die einzige, in der Millionen ruſſiſcher Bauern ſich zurechtfinden, und was die unſrigen von den moskowitiſchen unterſcheidet, iſt nicht, daß ſie von ganz anderen Anfängen ausgegangen, ſondern daß die einen faſt zweitauſend Jahre in den Anfängen ſtecken geblieben, die anderen aber nach wenigen Jahrhunderten zu höheren Stufen fortgeſchritten ſind. Uebrigens iſt die Zähigkeit gerade ſolcher bäuerlichen Verhältniſſe auch in Deutſchland bekannt, und da die Hauptquelle der ſpätern Ent-

wicklung die Berührung der Deutſchen mit den romaniſchen und galliſchen Völkern iſt, finden ſich umgekehrt die Ueberreſte des Urzuſtandes am dauerndſten bei denjenigen deutſchen Stämmen, die von der romaniſchen Miſchung am wenigſten berührt worden ſind, bei den Frieſen und Niederſachſen. Und hier, in dem heutigen Hannover und Oldenburg, entdeckt man den alten Geſammtbeſitz und Ackerwechſel noch im fünfzehnten Jahrhundert als den ganz regelmäßigen Zuſtand; ja es wechſeln nicht bloß die einzelnen Bauern ihre Aecker in der Feldmark des Dorfes, ſondern es wechſeln die ganzen Feldmarken in dem Beſitze der Dörfer; und die Leute wechſeln nicht bloß die Ackerlooſe, ſondern auch die Wohnhäuſer und Gärten, und der Gedanke drängt ſich auf, daß eben dieſe Sitte die Veranlaſſung zu der völligen Gleichheit und Gleichförmigkeit der Bauernhäuſer geweſen iſt, die noch heute in den niederſächſiſchen und weſtfäliſchen Landen den fremden Beſchauer frappirt. Den Uebergang aus ſolchen Verhältniſſen in die uns geläufigen wird man ſich etwa in der Art vorſtellen können, daß allmälich aus dem jährlichen Beſitz des Ackerlooſes ein lebenslänglicher, und zuletzt aus dieſem ein erblicher geworden iſt. Es iſt uns z. B. ein fränkiſches Geſetz aus dem Jahre 574 erhalten, welches vorſchreibt, daß wenn ein Dorfgenoſſe bei ſeinem Tode Kinder oder Brüder hinterläßt, dieſe den Acker des Verſtorbenen erhalten ſollen, und nicht, wie bisher, die ſämmtlichen Dorfgenoſſen.

In der älteſten Zeit war eben dies der entſcheidende Grund des ganzen Zuſtandes, daß ſich die Dorfgenoſſen nicht bloß als Nachbarn, ſondern als Verwandte, als Sippen eines Blutes, als eine einzige weite Familie, mit einem Worte als Geſchlechtsgenoſſen betrachteten, und daß ſie nach dieſer Anſchauung ihren

ganzen Zuſtand, ihre Gemeinde und ihr Heer, ihr Gericht und ihren Staat geſtalteten. Das Haupt dieſer weiteren Familie, das Haupt des Geſchlechtes, war urſprünglich zugleich der Anführer im Kriege, der Urtheiler im Gericht und der einzige Prieſter. So war es noch zur Zeit Cäſar's. Zur Zeit des Tacitus haben ſich einige dieſer Würden zu beſonderer Vertretung entwickelt, neben den Fürſten und Heerführern finden ſich hier und da beſondere Urtheiler und Prieſter; eine feſte Geſtalt und Abgrenzung dieſer Aemter iſt aber auch dann noch nicht erreicht, und noch im vierten Jahrhundert ſind mächtige Volksherrſcher ſtolz darauf, keinen andern Titel als den eines Richters zu führen, und die Römer wiſſen gar keinen genau zutreffenden Ausdruck für die deutſchen Machthaber zu finden. Aus einer Anzahl von Geſchlechtern ſetzen ſich dann größere Verbände, Gaue oder Hundertſchaften, und aus dieſen weiter die Volksgemeinden zuſammen. In allen dieſen Verbänden iſt für die gemeinen Angelegenheiten die herrſchende und entſcheidende Gewalt bei der Geſammtheit der freien Männer. In der monatlichen Volksverſammlung treten die Fürſten der Hundertſchaften als Vorberather und Lenker, im Gerichte, das ſich ebenfalls in der Volksverſammlung unter freiem Himmel vollzieht, als rechtskundige Urtheiler, im Kriege als die natürlichen Heerführer ihrer Geſchlechts- und Gaugenoſſen auf. Die Entſcheidung aber iſt ſtets und überall bei der Gemeinde. Durch Waffenklirren ſtimmt ſie einem Antrag des Fürſten zu; durch ihren Beifall gibt ſie dem gefällten Urtheil Rechtskraft und vollziehenden Zwang; ſie entſcheidet über Krieg und Frieden, und ernennt den oberſten Heerführer, indem ſie den Tapferſten ihrer Recken über die Häupter der Anderen auf einem Schilde emporhebt. Es gibt keinen andern Adel, als dieſe Vorſtände der

Hundertſchaften und deren nächſte Blutsverwandte. Es gibt nur bei wenigen Völkern eine höhere politiſche Würde, als das Fürſtenthum der Hundertſchaften; nur hie und da finden ſich Könige über das ganze Volk. Aber auch von dieſen ſagt Tacitus: dieſe Völker werden regiert, ſo weit ſich Germanen regieren laſſen. Die Könige haben dann im ganzen Verbande des Volkes eben jene beſchränkten Rechte, wie ſie ſonſt der Fürſt in der Hundertſchaft ausübt. Wo einmal, wie z. B. bei Marbod, eine ſtärker geordnete Herrſchaft vorkommt, da iſt ſchon damals der Einfluß des römiſchen Beiſpiels erkennbar.

Was Religion und Sitte betrifft, ſo bemerkte ich bereits, daß Cäſar bei den Deutſchen nur einen götter- und geſtaltenloſen Naturdienſt, die Verehrung der Sonne, des Mondes, des Feuers beobachtete, und keine Tempel, keine Neigung zu Opfern, keinen beſondern Prieſterſtand wahrnahm. Hundert Jahre ſpäter finden wir hier eine ähnliche Entwicklung wie auf dem politiſchen Gebiet. Sei es der Einfluß des geſammelteren Zuſtandes, ſei es die Nähe und der Einfluß des römiſchen Götterdienſtes: aus jenem Grunde einfacher und ſtarker Naturanſchauungen haben ſich jetzt eine Reihe perſönlich gefaßter Göttergeſtalten erhoben, Donar, der Gott des Donners, Ziu, der Lenker des Kriegs, eine Erdgöttin Nerthus, Oſtara, die Göttin des Morgenſterns u. A. Als der oberſte Gott erſcheint Wuotan, der Vater des Alls, die das Univerſum beſeelende, die Natur durchwehende und durchwaltende Kraft. Auch dieſe perſönlichen Götter ſind übrigens nur in ſchwankenden Umriſſen gezeichnet; der Cultus kennt damals noch keine Tempel und keine Bilder; denn, ſagt Tacitus, die Götter in Mauern einzuſchließen oder menſchenähnlich zu bilden, würde ihnen der Größe der Himmliſchen zuwider ſcheinen — ſie weihen

alſo Haine und Wälder und bezeichnen mit dem Namen der Götter jenes Geheimniß, das ſie nur in der Tiefe der Ehrfurcht anſchauen. Die Götter fließen dem anbetenden Auge ſtets wieder mit dem All, mit der Natur, aus der ſie herausgebildet ſind, zuſammen. Die Quelle der germaniſchen Religion iſt nichts Anderes als der tiefe und warme Sinn für die Natur, welchen dieſes Volk überhaupt erſt in die Geſchichte und Bildung der Menſchen eingeführt hat. Freilich hatte auch der Hellene eine äſthetiſche Freude an den erquickenden Erſcheinungen der Natur und prägte dieſes Gefühl zu mythologiſchen Bildern und Göttergeſtalten aus; freilich regte auch den Israeliten die Pracht des Weltalls zu religiöſer Dankbarkeit gegen den Schöpfer dieſer Herrlichkeit an: und eine Miſchung beider Stimmungen, welche zuweilen bei den älteſten Kirchenvätern ſich geltend macht, hat ſelbſt einen Forſcher wie Alexander von Humboldt zu der Meinung veranlaßt, es ſei eben das Chriſtenthum geweſen, welches den rechten Sinn für die Betrachtung der Natur der Menſchheit eröffnet habe. Allein der hierauf bezügliche Grundton des Evangeliums klingt doch in dem Worte: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt," und in der Darſtellung deſſelben darf der Verſucher zu Chriſtus ſagen: „Siehe da die Herrlichkeit dieſer Welt; ſie iſt mein, und ich gebe ſie wem ich will." Dagegen charakteriſirt neben dieſen Erſcheinungen ganz einzig den germaniſchen Sinn gerade das Gefühl der engſten Zuſammengehörigkeit, der vollen Einheit zwiſchen Natur und Menſchen. Dieſer Zug iſt ein völlig neuer in der europäiſchen Geſchichte, und er charakteriſirt die ganze Welt der deutſchen Mythen, Sagen und Märchen. Die Natur iſt den Germanen ſowohl die Heimath der Götter, als die treue Freundin, die nächſte Genoſſin des Menſchen. Sie nimmt Theil

an der menſchlichen Stimmung und dem menſchlichen Geſchicke; wo eine gute That geſchehen, ſprießen würzige Kräuter, die Stätte eines ruchloſen Mordes iſt dem Vieh ſchädlich und bringt den Hirten Schwindel. Der Auswanderer wirft einen Balken von dem Schiffe in die See; die Wellen, die ihn forttreiben, weiſen ihm damit die rechte Straße. Der Jäger findet in den Thieren des Waldes menſchliche Eigenſchaften und verkehrt mit ihnen wie mit menſchlichen Feinden. In dem Flimmern des edlen Metalls, das dem dunkeln Schachte entriſſen wird, lauern verlockende, tückiſche Kräfte; wer durch Habſucht getrieben, dennoch die Hand danach ausſtreckt, verfällt ſeinerſeits den Gewalten der düſtern Tiefe. Dieſe einzelnen Züge, die ich aus hunderten herausgreife, werden Sie ſofort an die großen Dichtungen des Reineke Fuchs und des Nibelungenhorts erinnern. Nehmen Sie dazu, wie daſſelbe Gefühl, mit der Natur eins zu ſein, die Germanen, wie einſt zu den leidenſchaftlichſten Jägern, ſo allmälich zu den fleißigſten und ſorgſamſten Ackerbauern der Welt gemacht hat — wie auf ſeinem Grunde die beſten Lieder des altdeutſchen Minnegeſanges gewachſen ſind, in denen ſtets die Frühlingsfeier und der Liebesfrühling, wie zwei Blüthen an einem Stengel untrennbar verbunden erſcheinen, — wie dieſes Gefühl die Werke der größeſten unter unſeren neueren Dichtern durchathmet und mit der echteſten Gemüthswärme und Heimathlichkeit beſeelt, ſo daß keine andre Literatur der Welt in dieſer Hinſicht Goethe's Liedern und Werther's Leiden etwas an die Seite ſtellen kann — wie endlich dieſes Gefühl in Religion und Philoſophie die Quelle eines, wenn Sie wollen, pantheiſtiſchen, immer aber eines Zuges von tiefer Innerlichkeit geworden iſt, des Bewußtſeins der Einheit von Menſch und Welt und Gott, der durch alle Jahrhunderte hindurch

dem chriſtlich-kirchlichen wie dem wiſſenſchaftlichen Leben der Deutſchen ſeine beſondere nationale Farbe gegeben hat: und Sie werden es verſtehen und billigen, daß ich mit ſolchem Nachdruck auf den Naturſinn der älteſten Germanen aufmerkſam gemacht habe.

Im erſten Jahrhundert nach Chriſtus prägte ſich nun dieſe Anſicht der Welt in einer vollen und reinen Friſche der Jugendlichkeit aus. In äußerſt ſchwachen Formen von Staat und Religion bewegte ſich eine ſtets überſchäumende Kraft. Wenn auch die Volksgemeinde Frieden beſchloß, ſo fehlte es doch nie an einzelnen Fürſten, welche Freiwillige zu abenteuernden Zügen aufriefen; es fehlte nie an einer kecken Jugend, die als treues, ſtreitdurſtiges Gefolge ſich dem Fürſten anſchloß. Man wußte nichts von Staat und Vaterland und Nationalität, aber die Genoſſen des Geſchlechts hielten zuſammen wie Brüder eines Bluts, in der Schlacht, auf Acker und Weide, vor dem Gerichte des Volkes. An Gewaltſamkeit und Rohheit fehlte es nicht, Fehde und Blutvergießen, Trunk und Spielſucht kamen unaufhörlich vor. Aber mit ſchneidendem Unwillen wandte ſich der Sinn von dem Gemeinen ab, Feigheit, Verrath und Unzucht wurde mit vernichtender Strafe geahndet. Die Frauen, ſagt Tacitus, gehen mit entblößter Bruſt und nacktem Arm, die keuſche Geſinnung des Volkes iſt hier wirkſamer, als ſonſt eine dichte Hülle. Und was dem Römer beſonders auffällt: obgleich die Frauen im äußern Leben den rauheſten Theil der Arbeit übernehmen müſſen, ſo ehren die Germanen in dem Weibe ein Prophetiſches, ja Göttliches. Sie bringen mit dieſer Stellung des Weibes, ebenſo wie mit ihrem Naturſinn etwas ganz Neues in den Lebensgang der Menſchheit. Im Oriente war das Weib

nirgend etwas Anderes als Sclavin, und die Hellenen kamen hier über die die orientaliſche Auffaſſung kaum einen kleinen Schritt hinaus. Die Römer zollten der Hausfrau eine äußerliche Ehre, ſtellten ſie aber dennoch rechtlos wie das Kind unter die Herrſchaft des Mannes. Die echte Gemeinſamkeit der Ehe, die freie Unterordnung des Weibes, die ſeine Selbſtändigkeit vorausſetzt, und damit ein reines und volles Familienleben, iſt erſt auf dem Grunde des germaniſchen Gefühles möglich geworden.

Faſſen wir dieſe Züge zuſammen, ſo ſehen wir eine Nation, erfüllt von jugendlicher Lebenskraft und Lebensfriſche, ungebändigt in ihren Leidenſchaften und Affecten, aber in dem Grunde ihrer Natur überall auf das Hohe, Reine, Geiſtige gerichtet, der ſittlichen Faſſung bedürftig und jedem Bildungsſtoffe zugänglich. In der Religion noch keine Spur von bewußtem Dogma oder formirter Kirchlichkeit, dafür aber eine ſtarke moraliſche Geſundheit, eine tiefe Innerlichkeit, Fähigkeit zu Hingebung und Begeiſterung. In der Politik kaum eine Ahnung von dem formalen Rechte und der ausgeprägten Staatsidee der alten Welt, kaum ein Anfang von individuellem Recht und Eigenthum, kaum ein Bewußtſein von der Einheit und Eigenartigkeit der eigenen Nationalität — dafür aber der ſtärkſte genoſſenſchaftliche Sinn, welcher dereinſt den ganzen Staat mit der Wärme perſönlicher Anhänglichkeit und gegenſeitiger Treue erfüllen ſollte. Eine lebenſtrotzende, bildſame, empfängliche Völkermaſſe, die allen Eindrücken der Zukunft offen war, im vollen Sinne des Worts ein Element der weltlichen Verjüngung für den antiken Völkerkreis darſtellte und ihrerſeits auf dem Boden des römiſchen Reichs und der chriſtlichen Kirche die Schule für ihre kommende Cultur aufſuchte.

Denn, wenn wir uns nun in das fünfte Jahrhundert, in

den Beginn der Völkerwanderung verſetzen, wenn wir uns das damalige Ineinanderfließen der römiſchen und der deutſchen Welt vergegenwärtigen, ſo erſcheint uns ein ganz providentielles Verhältniß der gegenſeitigen Ergänzung. Dort verödete Aecker, die der Menſchen harren, hier eine Völkermaſſe, der in jedem Jahre ihr Acker zu enge wird. Dort Abnahme der kriegeriſchen Kraft, Verſiegen der Volksſubſtanz, düſterer Lebens- und Weltüberdruß, hier friſche Freudigkeit an Kampf und Ruhm, an Genuß und Natur, an Gefahr und Erfolg. Dort eine weite formale Bildung, hier eine unbegrenzte Bildungsluſt und Fähigkeit. Dort eine an ihrer Allmacht abſterbende, in ihren Rechtsformen beiſpiellos entwickelte Monarchie, hier ein ſtarker Freiheitsſinn, der nur der politiſchen Schule bedurfte und nach politiſchen Formen hindrängte. Dort eine ausgebildete Kirche, auf den tiefſten ſittlichen Principien ruhend, zur ſittlichen Erziehung wie keine andere geeignet, aber damals ohne ſittlich brauchbare Menſchen und deshalb mehr als billig zu Weltverachtung und Weltflucht geneigt. Hier ein ſtarkes und keuſches, ſonſt aber weltfrohes und in ſeinen Leidenſchaften unbändiges Geſchlecht, welches von der Kirche eine heilſame Zucht erwartete und ihr dafür als gleichwerthige Gabe eine freudige Erfriſchung entgegenbringen konnte.

Ich komme zum Schluſſe.

Die geſchichtlichen Erſcheinungen, deren Andenken ich in raſchen Zügen Ihnen wachzurufen verſucht habe, ſind längſt der Vergangenheit verfallen und durch den Raum von mehr als einem Jahrtauſend von unſerem Leben getrennt. Und dennoch wäre es übel, wenn wir ſie nur mit dem kalten Blicke des Antiquars betrachteten, wenn ſie nicht fort und fort das Gefühl in uns hervorriefen, daß es ſich in jener Ferne um uns ſelbſt, um

unſere Väter und um unſer Volk handelt. Denn eine Nation, die nicht den lebendigen Zuſammenhang mit ihren Urſprüngen bewahrt, iſt dem Verdorren nahe, ſo ſicher wie ein Baum, den man von ſeinen Wurzeln getrennt hat. — Welcher Menſch, der für ſein Volk und ſein Vaterland ein Herz hat, iſt nicht ſchon durch die hiſtoriſche Betrachtung zu der ſchwer wiegenden Frage geführt worden, auf welcher Stufe des geſchichtlichen Lebensganges ſeine Nation ſich heute befindet, ob in der erſten Mannesblüthe, vor deren Blicken ſich noch eine unbegrenzte Zukunft des Wachſens und Voranſchreitens ausdehnt, ob an der Schwelle des Greiſenalters, das ohne eigne Schöpferkraft nur von der Erinnerung lebt an Zeiten, die vorüber ſind. Ich meine, daß es für die Antwort auf dieſe Frage bei den Nationen wie bei den einzelnen Menſchen kein ſichereres Symptom gibt, als eben die Stimmung, mit der ſie das Bild ihrer Jugendzeit betrachten, die Stimmung, die in dem einen Falle das weiche Angedenken an ein völlig Dahingeſchwundenes iſt, in dem andern aber das Bewußtſein, daß der beſte Theil jener hoffnungsreichen Jahre noch kräftig fortlebt, vielleicht in geringerem Blüthenſchmuck, aber in deſto feſterer Reife und jedenfalls in unabläſſigem Zeugen und Wirken. Und nun ſcheint es mir, daß unſer Volk keine Urſache hat, eine ſolche Selbſtprüfung zu ſcheuen. Wohl würde jeder unſerer Altvordern bei dem äußern Anblick des Landes und der Menſchen ſich in eine andere Welt verſetzt glauben: aber der innere Grundſtoff und der ſittliche Bau unſerer Naturen zeigt noch immer dieſelben charakteriſtiſchen Momente. Noch immer iſt die Maſſe der Nation erfüllt von robuſter Kampfbereitſchaft neben allem Drange friedfertig ſchaffender Thätigkeit; noch immer zeigt ſich bei ihr jene unvergleichliche Miſchung feſten Heimaths-

ſinnes und reger Wanderluſt; noch immer klingt im Dunkel der Waldeinſamkeit jeder tiefe Ton der Andacht und jeder helle Klang der Poeſie im Herzen des Volkes wieder. Noch immer wird das deutſche Familienleben von keinem andern an Feſtigkeit und Innigkeit übertroffen; und wenn nach Tacitus die Braut des Germanen am Hochzeitmorgen Feldfrüchte und Waffen zum Geſchenk erhielt, als ein Zeichen, daß ſie nun in ewige Gemeinſchaft jedes Wirkens mit ihrem Manne eintrete, ſo iſt auch heute noch in unſerem Volke die Ehe auf dem Fundament dieſer Geſinnung, dieſes ganzen und ewigen Zuſammengehörens gegründet. Und endlich, wenn einſt Armin's Gefährten nicht viel von Staat, Staatsform und Staatsrecht wußten, ſondern ſchlicht und feſt in perſönlichem Gefühle mit ihren Genoſſen zuſammenhielten und zum Tode treu zu ihrem Fürſten ſtanden, ſo iſt es der höchſte Inhalt unſers Verfaſſungslebens, die ſtrenge Pflicht gegen den Staat und das Recht mit der perſönlichen Liebe und Treue gegen den Herrſcher zu verbinden und auszugleichen. Wir ſind im Laufe der Jahrhunderte gewachſen und vorangekommen — aber wir ſind heute noch, was wir geſtern waren. Der Blick auf unſre früheſte Vergangenheit lehrt uns, daß wir getroſten Muthes der Zukunft der Nation entgegengehen können, und nachdem heute vor fünfzig Jahren unſere Väter die Erinnerung an die Teutoburger Schlacht auf der Schwelle eines größern Freiheitskrieges mit Jubel vor die Seele gerufen haben, ſo dürfen auch wir unter allen Kämpfen der Gegenwart aus den Anfängen unſerer Geſchichte Jugendbewußtſein und Hoffnung ſchöpfen.

# Prinz Eugen von Savoyen.

Drei Vorleſungen, gehalten zu München im März 1861.

# I.

Ich erlaube mir, in den nächſten Stunden Ihre Aufmerkſamkeit auf den größten Feldherrn und Staatsmann Oeſterreichs, auf Prinz Eugen von Savoyen zu lenken.

Den Größten, ſagte ich, und meine es im weiteſten Sinne. Als Staatsmann überragt er die bedeutendſten ſeiner Nachfolger, die Kaunitz und Stadion. Als Feldherr ſteht er nach Zeit und Rang unmittelbar zwiſchen Guſtav Adolf und Friedrich dem Großen. Ein feuriger Held und zugleich ein menſchenfreundliches Herz, ein genialer Kopf und ein pflichttreuer Patriot, ein Meiſter der Politik und ein rechtſchaffener Mann. Wo er auftritt, feſſelt er die Gemüther an ſich; ein geborener Franzoſe aus italieniſchem Stamme, zeigt er überall deutſchen Sinn und deutſche Art wie nur einer unter Oeſterreichs Lenkern; er zählt zu den Geiſtern, deren Einen beſeſſen zu haben, den Stolz eines Volkes auf Jahrhunderte bildet. Auch heute wäre es nur das Ungeſchick des Zeichners, wenn ſein Bild nicht unſere Herzen erwärmte.

Als ich vor einem Jahre an dieſer Stelle die Zeit unſerer Befreiungskriege zu ſchildern verſuchte,*) bat ich Sie, nicht im Einzelnen nach Aehnlichkeiten mit der Gegenwart zu ſpähen, ſich damit den großen hiſtoriſchen Geſammteindruck nicht zu ſtören, das ruhige hiſtoriſche Urtheil nicht zu verwirren. Unſer

*) Es ſind dies die weiter unten folgenden Vorleſungen über die Erhebung Europa's.

heutiger Stoff liegt ein Jahrhundert weiter rückwärts, in dieser Ferne leichter zu überblicken, abgeschlossen in sich und in seinen Consequenzen: so daß das geschichtliche Urtheil über jeden Punkt durch die schlechthin entscheidende Instanz, durch den praktischen bleibenden Erfolg, unwiderruflich feststeht. Hier kann ich umgekehrt daran erinnern, daß es zum Theile dieselben Fragen sind, welche damals und jetzt die österreichische Politik bewegen. Es sind ähnliche Tendenzen der Regierung, welche vor anderthalb Jahrhunderten dem Prinzen Eugen zu schaffen gemacht, und welche die heutigen Nöthe hervorgerufen, aus denen das gewaltige Reich unter dem Antheil Europa's sich eben hervorzuarbeiten beginnt. Es ist bei uns wohl vorgekommen, daß diejenigen, welche diese Tendenzen tadelten, welche Deutschland nicht in den Strudel derselben fortgerissen wünschten, einer vorgefaßten Abneigung, ja eines blinden Hasses gegen Oesterreich beschuldigt wurden; nun, sie dürfen sich über den Vorwurf beruhigen, wenn sie die Gründe ihres Urtheils von keinem geringern Meister, von keinem schlechtern Patrioten als dem Prinzen Eugen empfangen. Ein alter Römer sagt: man erhält die Staaten durch dieselben Mittel, durch die man sie gründet. Unter den Gründern aber des heutigen Oesterreich steht Eugen in erster Linie und wer die Bewahrung Oesterreichs wünscht, wird Eugen's Haltung zu beachten, seinen Standpunkt zu erfassen, wohl thun.

Nachdem die neuere Geschichte Oesterreichs lange Zeit für Deutschland eine Terra incognita gewesen, sind wir in der letzten Zeit über mehrere Abschnitte derselben in erfreulicher Weise durch äußerst lehrreiche Mittheilungen unterrichtet worden. Dahin gehört auch das Leben Eugen's. Eine Menge seiner militärischen Briefe und Depeschen sind veröffentlicht worden, so daß sich seine

Thätigkeit als Feldherr jetzt mit urkundlicher Genauigkeit feſtſtellen läßt. Darauf hat, mit unbegrenzter Benutzung der öſterreichiſchen Archive und mit fleißigem Studium der gedruckten Literatur, Alfred Arneth eine umfaſſende Biographie des Helden herausgegeben, welche über die Einzelheiten ſeines Lebensganges, über ſein politiſches Wirken, über Oeſterreichs Hof und Staat zu Eugen's Zeit eine Fülle neuen Lichtes verbreitet, deren Mittheilungen durchgängig auch die Grundlage meiner Darſtellung ſein mußten. Das Buch iſt mit rühmenswerther Gründlichkeit und Genauigkeit gearbeitet, verliert jedoch nicht ſelten über der Maſſe des Details die großen leitenden Geſichtspunkte aus den Augen, und noch mehr thut der Anſchaulichkeit und Freiheit der Darſtellung eine gewiſſe officiöſe Haltung Schaden, mit welcher der Autor ſo viel wie irgend möglich den Schatten aus dem Bilde zu beſeitigen ſucht, damit aber natürlich auch die individuelle Lebendigkeit der Geſtalten und die ſichere Klarheit des Urtheils verliert. Dies gilt beſonders von den Fällen, wo Eugen und die Regierung entgegengeſetzter Anſicht waren, und nun, ohne Eugen zu tadeln, die Regierung doch gelobt werden ſoll. Der Wunſch, daß aus Eugen's Nachlaß neben den militäriſchen auch ſonſtige Correſpondenzen veröffentlicht werden möchten, iſt alſo durch Arneth's Werk nur geſteigert. Kürzere Biographien Eugen's haben Hormayr und Hennes geliefert; Kausler's Buch läßt ſich nicht empfehlen, weil es ſich auf eine Sammlung angeblicher Schriften des Prinzen ſtützt, die vor 50 Jahren ein Hr. v. Sartori herausgegeben hat, und welche nichts als eine grobe literariſche Myſtification ſind.

Prinz Eugen wurde, genau 150 Jahre vor der Leipziger Völkerſchlacht, am 18. October 1663 zu Paris geboren. Sein

Vater war ein Sprößling der ſavoyiſchen Nebenlinie Carignan, und mütterlicherſeits der Erbe der Grafen von Soiſſons, eines Seitenzweigs des königlichen Hauſes Bourbon. Graf Eugen Moritz wurde demnach am Hofe von Verſailles als Prinz von Geblüt betrachtet und behandelt; er war ein wackerer Degen, tadelloſer Cavalier und braver Camerad, im Uebrigen unbedeutenden Geiſtes, gutmüthigen Sinnes, anſpruchslos und bequem im Verkehr. Damals beherrſchte während der Minderjährigkeit des jungen Ludwig's XIV. Cardinal Mazarin als allmächtiger Premierminiſter den franzöſiſchen Staat, und ließ aus Rom ſieben ſeiner Nichten zu glänzender Verſorgung nach Paris kommen. Der junge König wuchs im täglichen Verkehre mit dieſen Damen heran; eine derſelben, Olympia Mancini, war faſt genau in ſeinem Alter, nicht ſchön, aber lebhaft, klug und ehrgeizig, und wußte mit dem königlichen Knaben ſo gute Spielgenoſſenſchaft zu halten, daß eine Weile der Hof und Paris von dem Gedanken erfüllt waren, Olympia werde die Hand Ludwig's gewinnen, und die junge Dame ſich von wetteifernden Huldigungen umringt ſah. Indeſſen mußte ſie ſich bald von der Unzuverläſſigkeit dieſer Hoffnungen überzeugen. Ludwig verlor ſein erregbares Herz heute an eine erfahrene Hofdame, morgen an ein friſches Gärtnermädchen, und willigte endlich, 18 Jahre alt, in den Wunſch des Cardinals, ſich mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin zu vermählen. Olympia hatte bereits mit verſtändigem Entſchluſſe ihre Partie ergriffen und ſich 1657 mit dem Grafen von Carignan-Soiſſons verbunden, der durch dieſe Heirath den ergiebigen Schutz des Cardinals gewann, Colonel-General aller franzöſiſchen Schweizerregimenter, Gouverneur der Champagne und Generallieutenant wurde, und ſeiner geiſt- und

einflußreichen Gemahlin eine unbedingte Verehrung zollte. Olympia hatte ſich ihrerſeits durch ihren beſonnenen Verzicht auf Ludwig's Liebe die Freundſchaft des Königs bewahrt, wurde Oberhofmeiſterin der Königin, und ſah Tag für Tag den König in ſtundenlangen Beſuchen als Gaſt des Hotels Soiſſons bei ſich, welches dadurch mehrere Jahre lang der Mittelpunkt des höfiſchen Prunklebens wurde. Wir wollen noch einen Augenblick in dieſen Kreiſen verweilen, da ihr Zuſtand in mehr als einer Hinſicht für den Prinzen Eugen entſcheidend geworden iſt.

Die Gräfin von Soiſſons hatte an dem Verhältniß zum Könige nicht lange eine ungetrübte Freude. Obgleich ſie ſelbſt nicht eigentlich mehr einen Anſpruch auf ſein Herz machte, hielt ſie doch von jeder neuen Neigung Ludwig's ihre Stellung gefährdet und gebrauchte dagegen, herrſchbegierig wie ſie war, alle Mittel. Gegen die ſchöne und ſanfte Luiſe La Valliere ſpann ſie eine verwickelte Intrigue an, verrieth ſich ſpäter in ihrer Leidenſchaftlichkeit dem Könige ſelbſt, und wurde mit ihrem höchſt unſchuldigen Gemahl für eine Weile in die Provinz verbannt. Bald nachher begnadigt, erfuhr ſie neue und ſchlimmere Bedrängniſſe durch Luiſens Nachfolgerin in der königlichen Gunſt, die hochfahrende Frau von Monteſpan, welche das von Olympien bekleidete Hofamt ſelbſt zu beſitzen wünſchte. Die Gräfin war darüber im höchſten Grade empört, ſuchte den Einfluß der Nebenbuhlerin auf jeder Seite zu untergraben und hielt durch dieſe Kämpfe mehrere Jahre hindurch den ganzen Hof in Athem. Für ihr Haus und ihre Kinder hatte ſie bei dieſen unaufhörlichen Händeln wenig Zeit und wenig Intereſſe; den jungen Eugen, berichtet die Pfalzgräfin Eliſabeth Charlotte, ließ ſie umherlaufen, wie einen Galopin. Er war der fünfte Sohn und

deshalb für die Kirche bestimmt; ehe er zehn Jahre alt war, hatte er den Titel Abbé von Savoyen und besaß drei Abteien — nur daß der Knabe wenig Sinn für diese Ehren zeigte und lieber als in die Messe auf die Parade ging; ich habe ihn allezeit versichert, sagt Elisabeth Charlotte, daß er nicht Abbé bleiben würde. Darüber starb der Graf von Soissons 1673, und Olympia, jetzt mit der militärischen Neigung Eugen's einverstanden, begehrte, daß das Kind die Stelle seines Vaters als Colonel-General der Schweizer erhalte. Aber der König entschied, daß das Amt einem andern Kinde, seinem ältesten Sohne von der Montespan zu Theil werde. Die Gräfin warf ihren Groll über das Fehlschlagen vornehmlich auf den Kriegsminister Louvois und freute sich, diesen durch ein bitteres Nein zu kränken, als er später seinen Sohn mit einer Tochter Olympiens zu vermählen wünschte. Immer heftiger gereizt, immer stärker von fruchtlosem Ehrgeiz umgetrieben, kam sie endlich auf höchst bedenkliche Wege.

Die sittliche Verdorbenheit des damals ganz Europa überstrahlenden französischen Hofes entlud sich unter Andern auch in einem wüsten Aberglauben. Wenn man heute Tischrücken, Klopfgeister und Psychographen in Bewegung setzt, so las man damals in den Sternen, schaute in magische Spiegel und Glaskugeln, suchte Dämonen und Geister zu beschwören. Die Personen, welche von diesen Dingen Gewerbe machten, hatten außerdem auch die wirksamsten Medicamente auf ihrem Lager, Liebestränke, Teufelselixire, Erbschaftspulver, so daß Paris nicht selten durch das plötzliche Wegsterben ganzer Familien erschreckt wurde. Vor allen andern Hexenmeistern hatte eine gewisse Voisin einen weiten, unheimlichen Ruf, und wurde von Damen und Herren

des höchsten Adels vielfach consultirt. Sie fiel endlich dem Criminalgericht in die Hände, und nannte demselben von ihren Besuchern unter Andern den großen Marschall Luxembourg, der seine Seele dem Teufel verschrieben hätte, um durch ihn eine Heirathsverbindung mit dem Hause des Kriegsministers zu erzielen, dann aber auch die Gräfin von Soissons, die sie gefragt haben sollte, ob sie einen treulosen Liebhaber, der ein großer Fürst sei, wieder zu ihr zurückzuführen vermöge. Dies reichte nach den damaligen Begriffen dicht an Hochverrath, und schon war der Befehl zur Verhaftung der Gräfin ausgefertigt. Sie sagte: Louvois ist mein Todfeind, er hat die Macht, mich zu verderben; wenn er Jemanden wie mich zu verhaften wagt, so wird er das Verbrechen auch vollenden und mich auf das Schaffot bringen; ich ziehe das freie Feld vor und werde mich später rechtfertigen. Sie entfloh nach Brüssel 1680. Ihre Kinder blieben zurück, unbelästigt, aber durch den Sturz der Mutter schwer betroffen. Man wird sich den Eindruck solcher Katastrophen auf Eugen's erregbaren Geist wohl vorstellen können. Schwerlich ist die Annahme richtig, daß Olympia den Sohn zum Hasse gegen den König erzogen habe; sie hat nie ein persönliches Verhältniß zu Eugen gehabt und bis zum letzten Augenblicke nach Ludwig's Gunst gestrebt. Aber die ganze Lage mußte den jungen Prinzen von dem französischen Könige ablösen. Wer so nahe dem Brennpunkte aller Macht und alles Glanzes gestanden, wer in dieser Nähe so heftig von der inneren Fäulniß desselben berührt worden war, mußte für immer von Ehrfurcht und Zuneigung dafür geheilt sein. Auch blieb dem jetzt Siebzehnjährigen selbst kein Tropfen des bitteren Kelches erspart. Nach der Entfernung der Mutter versuchte er mehrmals, sich eine An-

ſtellung in der Armee zu erwirken. Louvois aber, ſeines Triumphes über die Gräfin froh, wies ihn mit voller Brutalität zurück, und König Ludwig ſelbſt erklärte dem kleinen Abbé, er ſolle bei der Kirche bleiben. Anfang 1683 entſchloß ſich alſo der Prinz, einem älteren Bruder in öſterreichiſche Dienſte zu folgen; als er die franzöſiſche Grenze überſchritt, that er das Gelübde, nur mit dem Degen in der Fauſt den Boden Frankreichs wieder zu betreten. Dies Wort, wie jedes andere, hat er gehalten.

Er kam nach Deutſchland ohne jede beſtimmte Ausſicht, mit ſehr wenig Geld und recht viel Schulden, aber innerlich rein und frei, mit allen Gedanken auf Arbeit, Selbſtverleugnung, hohen Ruhm gerichtet. Aeußerlich machte er eine geringe Figur; er war klein, unſcheinbar, ſchwächlichen Anſehens; ſein Geſicht war lang und mager, die Naſe etwas aufgeſtülpt, die Oberlippe beträchtlich zu kurz, ſo daß zwei große Zähne immer ſichtbar waren; nur die ſchwarzen funkelnden Augen kündigten die feurige Seele an, welche den ſchmächtigen Körper erfüllte. Er kam zur rechten Zeit nach Wien; ſtürmiſche Tage waren über die Staaten Kaiſer Leopold's I. hereingebrochen; in Ungarn hatte Graf Tököly ſich gegen die Uebergriffe der kaiſerlichen Beamten erhoben und das ganze Land mit den Flammen eines wilden Aufſtandes bedeckt, und um das Maß der Gefahr zu füllen, war ein zahlreiches türkiſches Heer auf das Anrufen der magyariſchen Rebellen gegen Leopold's weit zerſtreute Schaaren in Bewegung. Das deutſche Reich und bald die ganze Chriſtenheit empfand die Erſchütterung des gewaltigen Ausbruchs; auf allen Straßen zogen die Colonnen deutſcher Hilfsvölker und kampfluſtiger Freiwilliger zum Kriegsſchauplatze; Kaiſer Leopold

empfing den jungen Fürſtenſohn mit offenen Armen, ernannte ihn zum Oberſten und wies ihn zu der Reiterei des trefflichen Markgrafen Ludwig von Baden. Das Heer, damals erſt 35,000 Mann, ſammelte ſich an der Raab, da aber der Großvezier gerades Wegs auf Wien vordrang, mußte man ſchleunigſt aus Ungarn zurück; am 7. Juli erprobte Eugen in einem Nachtrabgefecht zum erſten Mal ſeine kriegeriſche Unerſchrockenheit gegen den raſenden Anprall der türkiſchen Reiterſchaaren. Er blieb dann bei der Armee, welche in Erwartung deutſchen und polniſchen Zuzugs neun lange Wochen hindurch der Belagerung Wiens durch die türkiſche Uebermacht und Stahrenberg's heldenmüthiger Vertheidigung unthätig zuſah. Endlich hatten Herzog Karl von Lothringen und König Johann Sobieski ihre Vereinigung vollzogen, und am 14. September erfolgte die glorreiche Befreiungsſchlacht, welche für immer das militäriſche Uebergewicht der Osmanen zertrümmern ſollte. Eugen war mit ſeinen Dragonern unter den Erſten, welche durch die dichten türkiſchen Schaaren ſich zum Stadtthore durchhieben, um dann die zerriſſenen Linien des Feindes in wilder Flucht auseinanderzutreiben. So glänzend hatte er ſich hervorgethan, daß noch vor Ablauf des Jahres der Kaiſer ihn zum Inhaber des Dragonerregiments Kufſtein machte, welches ſeitdem den Namen des Helden bis auf die Gegenwart fortgeführt hat.

Die Verfolgung der geſchlagenen Feinde führte ſofort die kaiſerlichen Waffen in erfolgreicher Offenſive vorwärts nach Ungarn. Seit 160 Jahren hatte dort ein türkiſcher Paſcha von der Feſte von Ofen herab zwei Drittel des Landes beherrſcht: jetzt endlich 1686, wurde der Platz den Osmanen durch Kurfürſt Max Emanuel von Baiern mit ſtürmender Hand ent-

riſſen, und bald nachher ein neuer großer Sieg über das türkiſche Hauptheer am Berge Harſan errungen. Eugen war auch hier mit ſeinen Dragonern in der Verfolgung des fliehenden Feindes Allen voran; in brauſendem Jagen gelangte er an die Verſchanzung des türkiſchen Lagers, wo ein lebhaftes Kanonenfeuer die Nachſetzenden zu hemmen ſuchte, Eugen aber ohne einen Moment zu verlieren, ſeine Reiter abſitzen ließ, und dann, er ſelbſt an ihrer Spitze, den Degen im Munde, mit ihnen die Schanzen erkletterte und die Niederlage des völlig betäubten Feindes vollendete. Im Feldzug von 1689 machte darauf Eugen, jetzt mit 25 Jahren zum Feldmarſchall-Lieutenant befördert, wieder unter Max Emanuel den Sturm auf Belgrad mit, wurde aber gefährlich am Knie verwundet und gleich nach ſeiner Heilung auf einen neuen Schauplatz politiſcher und kriegeriſcher Erfolge abgerufen.

Um uns hier zu orientiren, müſſen wir einen Blick auf die damalige Geſammtlage Oeſterreichs und Europa's werfen.

Vergleicht man die Staaten Kaiſer Leopold's mit denen Franz Joſeph's, ſo fehlte jenem Galizien, der größere Theil von Ungarn, Siebenbürgen, Venetien; er beherrſchte alſo beiläufig die Hälfte des heutigen Länderbeſtandes. An Heeresmacht konnte man etwa ein Sechstel, an Geldeinkünften nicht ein Zehntel der jetzigen Beträge zuſammenbringen: eine Großmacht im modernen Sinne des Wortes war Oeſterreich damals noch nicht, ſondern ſollte es erſt werden. Der Kaiſer, der ſich trotzdem als den erſten Potentaten der Welt betrachtete, die höchſten Anſprüche erhob und die weiteſten Entwürfe verfolgte, erſetzte die territoriale Schwäche einſtweilen durch mannigfaltige und eigenthümliche Mittel. Er ſtand in engſter Verbindung mit der ältern Habs-

burger Linie in Spanien; er hatte als Schützer und Verfechter der katholischen Kirche einen starken Einfluß in Rom und dadurch in weiten Kreisen Italiens; er verfügte als Kaiser des römischen Reiches über eine Menge einträglicher Beziehungen in Deutschland. Sieht man die Liste seiner Generale durch, so ist es noch wie in Wallenstein's Lager, eine Sammlung aller Nationen, deutsche Reichsfürsten, Wallonen und Lothringer, ungarische Edelleute, Spanier und Italiener. Der einheimische Adel, bemerkt damals ein venetianischer Gesandter, hält sich aus dem Staats- und Kriegsdienst zurück; er liebt, auf seinen Gütern zu sitzen, zu trinken und zu jagen. Die Lenkung der Staatsgeschäfte lag in gleicher Weise nur zum kleineren Theile in den Händen einheimischer Minister; unaufhörlich drangen in deren Kreis talentvolle und ehrgeizige Emporkömmlinge aus dem deutschen Reich, aus Italien oder Spanien, den wichtigsten Einfluß übten ununterbrochen der spanische Gesandte, der päpstliche Nuntius und der Beichtvater des Kaisers. Die Geschäftssprache war ein mit französischen und lateinischen Brocken gemengtes Deutsch; am Hofe und in der kaiserlichen Familie wurde ausschließlich spanisch und in späteren Jahren italienisch geredet. Handelte es sich darum, die Kosten eines Krieges aufzubringen, so lieferte die Steuerkraft des Landes den geringeren Theil; mit emsigster Sorfalt schaute man dafür nach Beiträgen des deutschen Reiches, spanischen Subsidien, römischen Bewilligungen aus. Wir sehen, es ist ganz die mittelalterliche Art, die Ueberlieferung des alten Kaiserthums, welches geringe Territorialmacht und schwachen Einfluß in Deutschland besaß, dafür aber den ganzen Erdkreis als die Domäne seiner Macht betrachtete. Noch im 16. Jahrhundert hatte Karl V. in diesem Sinne gewaltet und mit über-

raſchenden Erfolgen Spanien und Italien, Deutſchland und Amerika ſich unterthänig gemacht. Das Machtgebiet Leopold's war ungleich geringer; aber die Qualität ſeiner Herrſchaft, die Natur ſeiner Politik unverändert dieſelbe.

Dies zeigte ſich nach Innen wie nach Außen. Eine Regierung, welche ihre Provinzen vor Allem als den Schemel ihrer dynaſtiſchen Weltſtellung betrachtet, kann unmöglich die Beförderung innerer, nationaler Wohlfahrt als ihre höchſte Pflicht erkennen. Auch dies iſt ganz mittelalterlich: im mittelalterlichen Staate hatte die Regierung überall keine Organe, auf den materiellen und geiſtigen Zuſtand der Unterthanen einzuwirken; und nicht anders ſtand es in Oeſterreich noch zur Zeit Leopold's I. Die Regierung hatte außer den Geiſtlichen und Officieren in den Provinzen faſt keine Beamten, als die Erheber der Steuern und Gefälle. Im Weſentlichen lag Gericht und Verwaltung in den Händen der Grundherrn, Schule und Unterricht in den Händen der Kirche. Daß der Staat für die innere Entwicklung des Landes, die Eröffnung neuer Erwerbsquellen, die Steigerung der Cultur etwas thun könne und thun ſolle, daran hatte man bisher nicht gedacht. Genug, wenn die Unterthanen der Kirche ihre Verehrung, dem Aerar die Steuern, der Armee die Recruten lieferten.

Nimmt man Beides zuſammen, die Vernachläſſigung der innern Pflege und die Verfolgung der erobernden Weltpolitik, ſo begreift man leicht die nothwendige Folge, eine permanente Erſchöpfung des Landes. Noch im 14. Jahrhundert war der Herzog von Oeſterreich, der ſonſt kein Land als Oeſterreich, Steier, Kärnthen und Krain beſaß, der reichſte unter allen Fürſten Deutſchlands geweſen. Seitdem aber Kaiſer Friedrich III.

die Anwartschaft auf Burgund und Ungarn gewonnen, seitdem Karl V. Italien und Spanien mit den Goldgruben Mexiko's erworben, war in Madrid und in Wien das Deficit bleibend und die Insolvenz der regelmäßige Zustand. Kaiser Leopold bezog aus seinen Kronländern nach den Etats jährlich 12 Millionen Gulden, in Wirklichkeit aber kam oft genug nicht die Hälfte in die Casse, und wenn er freilich für Justiz, Verwaltung, Unterricht und Kirche sehr wenig verausgabte, so reichte auch für die übrigen Posten, Hof, Ministerium, Diplomatie und Armee jene schmale Einnahme niemals aus. Alle Steuererhöhung half nichts; die Noth führte auf den Gedanken, es müsse erst Geld im Lande sein, ehe es in die Staatscassen gelangen könne, und so begann man die ersten Experimente in der Hebung der Landeswohlfahrt, charakteristisch für Gesinnung und Bildung in diesen Dingen, meistens in derselben Weise, wie man sonst das Goldmachen getrieben hatte, künstliche Projecte, die mit einem Male Millionen erzeugen sollten, Austernbänke in den Teichen der Wiener Gärten, Maschinen, um aus der Kleie noch einmal Mehl zu mahlen, Seidenfabriken und Handelscompagnien, die nach kurzem Bestande zusammenfielen. Mit einem Worte, man war und blieb im Bankerott; man seufzte über dies Leiden jeden Tag, aber man wußte es endlich nicht anders, und nahm es hin wie die Kälte im Winter und die Gewitter im Sommer. Am wenigsten ließ sich Kaiser Leopold dadurch anfechten. Als er im Jahre 1657 den Thron bestieg, war er eben volljährig, von weltlichen Neigungen abgewandt, und hatte mit Kummer der geistlichen Laufbahn entsagt, der er bis zum Tode seines ältern Bruders bestimmt gewesen. Er war denn in theologischer Weise wohl unterrichtet,

ja hier und da gelehrt; er war innerlich fromm, der Kirche gründlich ergeben, geiſtlichem Weſen ſo günſtig, daß er einem tüchtigen Kleriker alle Fähigkeit zutraute, und ſeinen Beichtvater wohl zur Aufſicht und Lenkung der Generale in das Hauptquartier ſchickte. Auch ſein eigenes Thun dünkte ihm eine göttliche Miſſion. Seine Aufgabe faßte er kurz auf Befeſtigung der rechtgläubigen Kirche und Erhöhung des Hauſes Habsburg, und war durchdrungen davon, daß Gott ihn hiezu ſichtbarlich ſchütze und nur böſe Menſchen ihn zu hindern ſuchten. Bei dieſer Grundſtimmung war er durch kein Mißgeſchick zu erſchüttern, aber auch durch keinen Erfolg aus der Faſſung zu bringen; er war im Großen unbeugſam in ſeinen Richtungen, aber mit zweifelnder Gewiſſenhaftigkeit ſtets unentſchloſſen, weitſchichtig und mißtrauiſch im Einzelnen; er war gegen die Seinigen ein muſterhaftes Familienhaupt, ein treuer Ehemann und liebevoller Vater, immer aber ſo durchdrungen von ſeiner Würde, daß ihn auch Frau und Kinder ſtets nur in ſpaniſchem Ceremoniell ſahen. Dann ſchaute unter der mächtigen ſchwarzen Perrücke das blaſſe Geſicht mit großer Naſe und breit herabhängender Unterlippe gutmüthig und ernſthaft aus großen matten Augen heraus. Die guten Unterthanen und befreundeten Mächte fanden ihn durch und durch wohlwollend, freundlich und freigebig bis zur Schwäche; dafür hielt er es auch ehrlich für Regentenpflicht, gegen jeden politiſchen Widerſacher ohne Erbarmen zu ſein. Die ungariſche Krone war damals noch nicht erblich, die königliche Macht verfaſſungsmäßig beſchränkt, die Proteſtanten mit beſtimmten Privilegien verſehen, Alles Dinge, die ſeinen tiefſten Ueberzeugungen diametral zuwiderliefen. Die kaiſerlichen Garniſonen im Lande geriethen dann bald mit den Einwohnern in

Streit; 1667 machten einige Magnaten eine Verſchwörung gegen den Kaiſer, wurden aber verrathen und hingerichtet, und Leopold nahm ſofort Veranlaſſung zu einer umfaſſenden Reaction. Die hungariſchen Sachen, ſchrieb er nach Madrid, ſeien in gutem statu, ich will mich aber der occasio bedienen, und in Hungaria die Sachen anderſt einrichten; obwolen ich ſonſt nit gar bös bin, ſo muß ich es diesmal per forza ſein, und hoffe bald Alles in guten Stand zu bringen. Er legte dann eine militäriſche Gewaltherrſchaft mit Hintanſetzung aller Verfaſſungsrechte über das Land; die Folge war eben Tököly's Aufſtand, der Einbruch der Türken, die Belagerung Wiens. Der Kaiſer flüchtete nach Linz, von dort nach Paſſau, höchſt gleichmüthig, denn Gott werde ſeine Sache nicht verlaſſen; er kam nach der Siegesſchlacht in ſeine Hauptſtadt zurück, immer gleich ernſthaft, nun werde Hungaria in guten Stand kommen. Als dann Ofen erobert war, begehrte er von dem Reichstage die Gewährung der erblichen Königswürde; er kannte zwar die Abneigung der Mehrheit gegen eine ſolche Conceſſion, hatte aber auch ein ſicheres Ueberredungsmittel. General Caraffa behandelte nämlich mittlerer Weile kriegsrechtlich zu Eperies die Theilnehmer an den letzten Verſchwörungen, und ſetzte die Hinrichtungen in Maſſe genau ſo lange fort, bis der Reichstag ſich in den kaiſerlichen Willen gefügt und das Erbgeſetz angenommen hatte.

Inmitten dieſer Erfolge fand ſich Leopold auf einer andern Seite durch die bedeutendſte Gefahr ſeiner Zeit in Anſpruch genommen.

Es gab damals in der politiſchen Welt keinen ſchärferen Contraſt als zwiſchen dem lockeren und unbehülflichen Gefüge der

öſterreichiſch-kaiſerlichen Macht und der ſtraff zuſammengefaßten Einheit der franzöſiſchen Monarchie. Seit dem Tode des Cardinals Mazarin, 1661, hatte König Ludwig XIV., damals zwanzigjährig, die Selbſtherrſchaft in die Hand genommen und in der erſten Sitzung des Conſeils ſeinen Räthen erklärt, der Premierminiſter Frankreichs werde fortan er ſelbſt ſein. Er war der dritte Regent aus dem vor 70 Jahren in heftigem Bürgerkriege auf den Thron gelangten Hauſe Bourbon; er ergriff die Macht mit der Friſche der Jugend, der eigenen Jugend und der ſeines Geſchlechtes. Er hatte geiſtige Fähigkeiten der bedeutendſten Art, er war unermüdlich, vielſeitig, ruhelos; in Prunk und Glanz, in Genüſſen und Ausſchweifungen verließ ihn nicht einen Augenblick der ehrgeizige Gedanken, in Frankreich keinen Willen als den ſeinen, in der Welt keinen als den Frankreichs zu dulden. So hielt er alle Theile ſeiner Nation in vollſtändiger Unterwerfung; er durchdrang ſie, zur Entſchädigung für Recht und Freiheit, mit den Gedanken nationalen Ruhmes, und indem er ihr geſammtes Daſein für die Zwecke ſeines Herrſcherſinnes zuſammennahm, war er unaufhörlich bedacht, durch eine thätige und fürſorgende Verwaltung ihrer Kräfte, ihre Hilfsquellen und Reichthümer zu entwickeln und zu ſteigern. Sein großer Miniſter Colbert legte mit eiſernem Fleiße den Grund zu einer allgegenwärtigen Adminiſtration und einem ergiebigen Staatshaushalte; er belebte den Ackerbau, erweckte Induſtrie und Fabrication, ſorgte für Handel und Colonien, ordnete das Vermögen der Stadtgemeinden, baute Canäle und Heerſtraßen, veranſtaltete neue Geſetzbücher, war ein langes Leben hindurch den Arbeiten von vier Miniſterien gewachſen. So ſtieg mit dem Wohlſtand der Nation die Einnahme des Staats auf 120 Millionen, das

Zehnfache der öſterreichiſchen, die Flotte war geraume Zeit hindurch ſowohl der holländiſchen, als der engliſchen gewachſen, das Landheer konnte auf 200,000 Mann geſteigert werden, während Oeſterreich damals kaum 50,000 zu bezahlen vermochte. Auf ſolche Mittel geſtützt und jede Rückſicht auf die Rechte Dritter geringachtend, unternahm Ludwig XIV., Europa von einem Ende zum andern in Bewegung zu ſetzen. Sein Ehrgeiz war nicht ſo phantaſtiſch, ſeine Pläne nicht ſo gigantiſch, wie hundert Jahre nach ihm jene des erſten Napoleon; nur das Naheliegende, bleibend zu Behauptende trachtete er geradezu einzuverleiben, im Uebrigen aber ſeinen Einfluß ſo weit zu ſteigern, daß nichts in Europa gegen ihn, nichts ohne ihn ſich vollzöge. Weit im Voraus pflegte er ſeine Ziele vorzubereiten, jeden Gegner, ſo viel es irgend anging, vor dem Angriffe zu iſoliren, endlich den Streich wo möglich von entfernter, überraſchender Seite her zu führen. Er ſelbſt war kein hervorragender Feldherr, war aber von tüchtigen Generalen umgeben, und that auch für ſeine Kriege das Beſte durch ſeine Staatskunſt. Er hatte eine Partei unter den deutſchen Fürſten, zahlte Penſionen an öſterreichiſche und engliſche Miniſter, beſaß herrſchenden Einfluß im Stockholmer Cabinet, wußte den Sultan nach ſeinem Sinne zu lenken und dem Papſte in fortdauernden Händeln zu imponiren: unabläſſig hielt ſeine Diplomatie den ganzen Erdtheil in Athem, und arbeitete von den entlegenſten Punkten her dem Meiſter in die Hände. Da verlor dann Spanien die Franchecomté und einen Theil von Flandern, Savoyen wichtige Bergfeſtungen, das deutſche Reich neben geringeren Plätzen das herrliche Straßburg. Lange Jahre hindurch wagte Niemand, ihm gegenüber ſich über eine paſſive, zuwartende Vertheidigung zu erheben; der natürliche und zumeiſt bedrohte Gegner,

Kaiſer Leopold, hatte keinen Sinn dafür, daß ſich mit dem mittelalterlichen und hierarchiſchen Weſen ſeines Regiments das moderne Frankreich nicht überwinden ließ; Ludwig ſah Europa zu den Füßen ſeiner Politik.

Endlich wuchs ihm ein ebenbürtiger Kämpfer in dem Statthalter Hollands, dem Prinzen Wilhelm von Oranien heran. Ludwig hatte ihn zuerſt mit einem Vernichtung drohenden Angriff auf Holland heimgeſucht: Wilhelm vergalt den Streich durch die engliſche Revolution von 1688, mit der er das franzöſiſch geſinnte Haus Stuart aus Britannien vertrieb, ſelbſt dort die Herrſchaft erlangte, und ſofort Deutſchland, Oeſterreich, Spanien, Savoyen zum Bunde gegen den allgemeinen Bedränger aufrief. Schon überſchwemmten die franzöſiſchen Heere das Rheinland; für Kaiſer Leopold galt es, ſich ſchleunig und kräftig zu faſſen.

Prinz Eugen, zu dem wir hier endlich zurückkommen, jubelte auf bei dieſer Ausſicht. Sein klarer Sinn, überall von Natur auf das Reale gerichtet, hatte auch hier keinen Zweifel. Es kam darauf an, ſo ſchnell wie möglich die dringenden Friedensgeſuche der Türken zum Abſchluß zu bringen, damit auch in Ungarn den normalen Friedensſtand herzuſtellen, und dann alle Kräfte gegen den gefährlichſten Feind zu vereinen. Der Kaiſer aber ſchwankte. Er mochte den heiligen Krieg gegen den Islam nicht unterbrechen, in Ungarn ſelbſt die Waffen nicht aus der Hand legen; von dem päpſtlichen Nuntius beſtärkt, entſchied er ſich für die Führung zweier Kriege neben einander. Eugen war lebhaft entrüſtet: nur ein Mönch, ſagte er, kann ſolch einen Rath gegeben haben. Die Folgen zeigten ſich bald genug in trauriger Weiſe. Während in Ungarn die Türken die geſchwächten kai-

ſerlichen Heere von Stellung zu Stellung zurückdrängten, vermochte Leopold weder am Rheine noch in Italien ausreichende Streitkräfte aufzuſtellen. Dazu kam auch hier der gewöhnliche Schaden aller Coalitionskriege, Eiferſucht, Eigenſinn und Mißtrauen zwiſchen den Bundesgliedern. Prinz Eugen, der mit der Führung der kaiſerlichen Truppen in Italien betraut war und gemeinſam mit Spaniern und Piemonteſen unter dem Oberbefehl des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen operiren ſollte, hatte denn eine harte, für ihn ganz neue Schule durchzumachen. Hatte er im Türkenkriege die friſche Kühnheit vor dem Feinde erprobt, ſo hieß es jetzt, geduldige Feſtigkeit und kluge Ausdauer im geſpaltenen Hauptquartier bewähren. Der Herzog wünſchte ſein Land, der Spanier ſeine Regimenter zu ſchonen; Einer ſchob die Laſt des Krieges auf den Andern, den echten Eifer des Soldaten hatte nicht Einer. Eugen aber war nicht zu ermüden, nicht zu erbittern. Ueberall ſetzte er ſich ſelbſt und ſeine Truppen ein, zog die Andern ſich nach, wie ſehr ſie ſich ſträubten, ließ ſie in Wien Klage gegen ſich führen, daß er aus perſönlicher Ruhmſucht, ohne das Blut der Armee zu ſparen, immer nach Kämpfen trachte. Wohl wurde er von Wien her wegen dieſer Angriffe gewarnt; er antwortete: Laßt ſie reden was ſie wollen, mir kommt es auf keine Verleumdung, ſondern auf meine Pflicht an. So hatte er einmal 1691 die Genugthuung, einen ſcharfen Angriffszug auf franzöſiſches Gebiet zu vollführen und damit ſein Jugendgelübde ſtolz zu erfüllen; bald aber ſetzte ſich der Herzog Victor, des ergebnißloſen Kampfes müde, mit Frankreich in eine geheime Unterhandlung, und obwohl Eugen, deſſen ſcharfer Blick nicht lange zu täuſchen war, dem Kaiſer ſogleich den Rath ertheilte, mit aller Energie auf den treuloſen Bundesgenoſſen

ſelbſt zu fallen, ſo überwog in Wien doch eine friedfertige Anſicht, und im October 1696 wurde von allen Mächten die Neutralität des geſammten Italien feſtgeſtellt. Zum Glücke Europa's hatte in den Niederlanden und im Seekriege die unerſchöpfliche Kraft König Wilhelm's III. durch wunderwürdige Anſtrengungen beſſere Erfolge herbeigeführt; als der neunjährige Krieg endlich durch den Ryswicker Vertrag beendigt wurde, war Ludwig XIV. nicht gerade beſiegt, aber ſein Vordringen gehemmt, ſeiner europäiſchen Offenſive nachdrücklich Einhalt gethan.

Ganz unmittelbar war die Rückwirkung dieſes Ergebniſſes auf den europäiſchen Oſten. Nachdem der Krieg in Italien zur Ruhe gekommen, entſchloß ſich Kaiſer Leopold, die ſeltene Begabung des Prinzen Eugen zur Beendigung des langwierigen türkiſch-ungariſchen Kampfes zu verwerthen, und ſo ſah ſich zum erſten Male Eugen in voller Selbſtſtändigkeit, weder durch hadernde Bundesgenoſſen noch durch unfähige Vorgeſetzte gehemmt, einer großen Aufgabe gegenüber. Allerdings, er fand hier Anlaß genug, ſeine Kräfte zu erweiſen. Wie hatten ſich ſeit der ſiegreichen Erſtürmung Belgrads die Dinge in Ungarn geändert! Während die Venetianer Morea, die Ruſſen Aſow eroberten, hatten die Kaiſerlichen Verluſt über Verluſt erlitten. Sie waren aus Serbien verdrängt, Belgrad von den Türken wieder genommen, der Banat von Temesvar vollſtändig, Croatien und Slavonien zur Hälfte in der Hand des Feindes. Siebenbürgen wurde von der Moldau her bedroht, in Oberungarn rührte ſich die magyariſche Rebellion auf's Neue, durch Entſendungen nach all dieſen gefährdeten Punkten war das Hauptheer bei Eſſeck bis auf 30,000 Mann geſchmolzen. Und in welch trauriger Verfaſſung fand Eugen ſelbſt dort die Angelegenheiten. In dem

Heere, ſchrieb er mit faſt naiver Wendung dem Kaiſer, gibt es zwar ſehr viele Krankheiten, dafür aber ſehr wenig Geld. Alle Regimenter waren in Soldrückſtand, die Caſſen leer, die Soldaten in Hunger und Entblößung. Die Verpflegung war äußerſt ungenügend, Brot war für zwei Wochen, Fourage für wenige Tage vorhanden, alle Märſche von den Flüſſen hinweg in das Binnenland ſchienen durch die Unmöglichkeit der Ernährung verboten. Bei dieſer Lage waren die Truppen in höchſt niedergeſchlagener Stimmung. Als Eugen im Lager bei Eſſeck ankam, der kleine häßliche Mann in ſchlichtem braunen Rocke mit gewöhnlichen Meſſingknöpfen, meinten die Soldaten: Der Capuziner wird den Türken auch nicht viel Haare ausraufen. Bald aber wurden ſie inne, welch eine Fülle des Lebens nach allen Seiten von dieſem Capuziner ausging. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ergriff Eugen mit ſicherer Hand die Führung. Etwas Geld brachte er mit ſich, mit unſäglicher Mühe ſetzte er leidliche Organiſirung der Zufuhr durch; der Soldat fand ſich erfriſcht und den Feldherrn voran bei jeder nöthigen Entbehrung und Strapaze. Indeß eilten Eugen's Befehle nach Croatien, dem Oberlande, Siebenbürgen, um alle detachirten Truppen auf das Schleunigſte zum Hauptheere heranzuziehen. Die Provinzen mochten ſehen, wie ſie ſich für den Augenblick deckten; das Wichtige war, alle verfügbare Kraft an der entſcheidenden Stelle zu vereinen, hier den feindlichen Herrſcher zu ſchlagen, und damit das Schickſal des geſammten Kriegsſchauplatzes zu beſtimmen. Von dem Feinde wußte man, daß ſeine zahlreichen Schaaren ſich in Niſſa ſammelten, und ſich bereits von dort nach Belgrad zu ergießen begannen, wo dann Sultan Muſtafa perſönlich den Oberbefehl zu übernehmen gedachte. Von dort konnte er ent-

weder im Süden der Donau ſtromaufwärts rückend einen Angriff auf Peterwardein eröffnen, oder den Strom überſchreitend, ſei es nordwärts gegen Oberungarn, ſei es oſtwärts gegen Siebenbürgen ſich wenden. Eugen vermuthete das Letzte, mußte aber auf jeden dieſer Fälle gefaßt ſein, und vor Allem eine Stellung ſuchen, wo der Feind ihn nicht von den heranziehenden Verſtärkungen trennen konnte. Mit dem Blicke des echten Kriegergenies erkannte er das Kühnſte als das Sicherſte, und führte ſein ſchwaches Heer dem Feinde hart auf den Leib nach Kobila, im Norden der Donau zwiſchen Peterwardein und Belgrad, wo er zugleich jene Feſtung und die Straße nach Oberungarn deckte und im Nothfalle auch zum Marſch nach Siebenbürgen bereit war. Die Truppen waren elektriſirt durch die Keckheit, mit der ſie dem Feinde unter die Augen traten; Eifer, Kampfluſt, Disciplin ſtellten ſich an der friſchen Energie des jungen Führers mit erſtaunlicher Schnelligkeit her. Man war wenige Tage in Kobila, als Eugen ſeine Anſicht beſtätigt fand, indem die Nachricht einlief, daß der Sultan bei Pancſowa die Donau überſchritten habe, und gegen Norden ziehe. Darauf rückte auch Eugen ohne Zaudern an die Theiß, und marſchirte den Fluß hinauf ebenfalls nach Norden, den heraneilenden Truppen von Oberungarn und Siebenbürgen entgegen, mit denen er dann ſeine Vereinigung bei Kaniſa und Zenta glücklich vollzog. Indeß auch ſein Gegner war kein verächtlicher Schachſpieler. Während Eugen ihn in vollem Marſche auf Temesvar vermuthete, hatte ſich in ſeinem Rücken der Sultan plötzlich weſtwärts gewandt, und ſein Heer in raſchem Uebergang bei Titel auf das rechte Ufer der Theiß gebracht, als wenn er ſich nun doch auf Peterwardein zu ſtürzen gedenke. Dieſer wichtige Platz mußte um

jeden Preis gedeckt werden; die Lage ſchien mißlich, denn der Feind ſtand jetzt zwiſchen der bedrohten Feſtung und dem kaiſerlichen Heere; Eugen aber, wohl wiſſend, was er bereits ſeinen Truppen zutrauen konnte, beſchloß, auf alle Gefahr hin an dem feindlichen Lager vorüber in ſeine alte Stellung bei Kobila zurückzukehren. Es galt einen achtzehnſtündigen Marſch über die völlig waſſerloſe Heide, ohne Unterbrechung, ohne Löſung der Glieder, in ſtets geſchloſſener Schlachtordnung, da man den halben Tag hindurch das türkiſche Heer in dichteſter Nähe hatte und jeden Augenblick den Stoß deſſelben in die linke Flanke gewärtigen mußte. Aber die Haltung der Truppen war ſo trefflich, Eugen's Anordnungen ſo zweckmäßig, die Kühnheit des Marſches ſchüchterte den Gegner ſo völlig ein, daß man ohne irgend einen Unfall Kobila erreichte. Muſtafa ſah, daß Peterwardein ſeinem Griffe entzogen war, dafür lagen jetzt die Straßen nach Norden und Oſten ſeinen Schaaren offen — vorbehalten natürlich für Eugen, dem einbrechenden Feinde dann die Verbindung mit der Heimath abzuſchneiden und ſo den Rücken deſſelben vernichtend zu bedrohen. Der Sultan nahm dies nicht ſo genau; wenige Tage nachher war er in vollem Marſche die Theiß hinauf; ſeine Reiter erfüllten weithin das Land mit Brand und Verwüſtung und verbreiteten ringsum den Schreckensruf, daß der Angriff der ſchwachen Feſte Szegedin gelte, wo die Hauptmagazine und Arſenale Eugen's angehäuft waren. Schon aber hatte auch Eugen ſich erhoben, dem Feinde in eiligem Zuge zu folgen; die Soldaten jubelten in der Ausſicht auf eine Schlacht, die bei der jetzigen Stellung die höchſten Erfolge verſprach; unabläſſig, mit allen Kräften von Roß und Mann ging es vorwärts von früh Morgens bis ſpät in die Nacht, um an den Feind zu kommen.

In der Frühe des 11. September brachten die ſtreifenden Huſaren einen türkiſchen Paſcha gefangen ein; Eugen examinirte ihn gleich bei fortwährendem Marſche, bedrohte ihn mit ſofortiger Enthauptung, wenn er nicht die Wahrheit ſage, und erfuhr nun, daß der Sultan bei Zenta Halt gemacht, den Angriff auf Szegedin aufgegeben und wieder eine neue Wendung, dieſes Mal nach Oſten gegen Siebenbürgen, beſchloſſen habe. Es ſei deshalb eine Brücke über die Theiß geſchlagen, die Reiterei paſſire eben den Fluß, das Fußvolk ſei beſchäftigt, zur Deckung des Uebergangs eine Schanze zu ziehen. Auf der Stelle befahl Eugen, die Schlachtordnung zu bilden und den Feind inmitten ſeines Uebergangs zu faſſen. Mit höchſter Schnelligkeit eilte man voran; am Mittag hatte man den Halbkreis der feindlichen Verſchanzungen vor ſich, ſah die lange Reihe der türkiſchen Reiter und Kanonen fort und fort über die Brücke defiliren und formirte ohne Aufenthalt die Angriffscolonnen unter einem heftigen Geſchützfeuer von hüben und drüben. Eugen's Falkenblick hatte im erſten Momente wahrgenommen, daß am nördlichen Ende des Lagers der Fluß eine langgeſtreckte Untiefe zeige; vor Allem hierhin warf er eine ſtarke Abtheilung unter Guido Stahremberg, welche, durch das Waſſer watend, die Schanzen umging, die Vertheidiger derſelben im Rücken faßte und dann mit den Fliehenden im raſchen Laufe die Brücke erreichte. Indeß hatte der Kampf auf allen Punkten der Verſchanzung mit raſender Wuth begonnen; die kaiſerliche Reiterei ſaß in Maſſe ab und ſtürmte gemeinſam mit dem Fußvolk: da ging plötzlich der Ruf durch das Lager, die Brücke ſei genommen, der Rückzug abgeſchnitten und Alles verloren. Eine furchtbare Verwirrung erfolgte; nirgend waren die Janitſcharen länger im Gliede zu halten; die Einen

ſtürzten ſich auf Stahremberg's Bajonette, die Andern in die ſumpfigen Fluthen der Theiß; noch Andere erſchlugen erſt ihre Officiere und warfen ſich dann in den letzten Todeskampf gegen die überall hereinfluthenden Schaaren der Deutſchen. Pardon wurde nicht gegeben noch genommen, 20,000 Türken mit der blanken Waffe erſchlagen, 10,000 in den Fluß geſprengt, das ganze Fußvolk des Feindes bis auf 2000 vernichtet. 5 Veziere, 13 Paſchas, 53 Agas und Beis waren unter den Todten, 7 Roßſchweife, 87 Kanonen, 62 Pontons, die türkiſche Kriegscaſſe, das große Siegel des Sultans, eine Menge Proviant, Munition und Waffen erbeutet. Eugen hatte die Genugthuung, am 13. ein kaiſerliches Schreiben zu erhalten, das ihn zu einer Feldſchlacht ermahnte, er konnte melden, daß bereits mehr, als irgend zu hoffen geweſen, vollbracht ſei. Den tapfern Heldengeiſt der geſammten Armee, ſchrieb er dem Kaiſer, kann meine ſchwache Feder nicht genugſam entwerfen, noch weniger ſattſam loben und preiſen, das muß ich als ihr geringes Haupt zu ihrem unſterblichen Nachruhm atteſtiren. Ueber ſein eigenes Verdienſt kein Wort.

Sultan Muſtafa hatte die Vernichtung ſeines Heeres vom andern Ufer jammernden Herzens angeſehen und war dann, von allen Kriegsgedanken geheilt, nach Hauſe entronnen. Gleich nachher begann er den Frieden zu unterhandeln, der nach langem Hin- und Herfeilſchen auf der Grundlage des augenblicklichen Beſitzſtandes 1699 zu Carlowitz geſchloſſen wurde. Die Venetianer behielten Morea, der Kaiſer, mit Ausnahme des Temesvarer Banates, ganz Ungarn und Siebenbürgen. So war nach fünfzehnjährigem Ringen aus tiefſter Bedrängniß ein großer Triumph, ein mächtiger Landgewinn, ja man kann wohl ſagen,

eine neue Weltſtellung für Oeſterreich hervorgegangen. Die Monarchie war um ein Drittel des bisherigen Beſtandes vermehrt; ſie war durch die Erwerbung des türkiſchen Ungarn und die Erblichkeit der ungariſchen Krone zur europäiſchen Großmacht geworden. Fortan hätte man die Mittel gehabt, um allein mit der eignen Kraft ein volles Gegengewicht für Frankreich zu bilden. Es hätte dazu die Einrichtung einer productiven Verwaltung, Steigerung der Finanzkraft und Herſtellung eines feſten Rechtszuſtandes gehört. Leider konnte ſich Leopold dazu nicht entſchließen. Vor Allem war in Ungarn keine Rede von Beobachtung der Geſetze und der Verfaſſung; der Steuerdruck wuchs ohne Vermehrung des Wohlſtandes; in allen Claſſen des Volkes kochte verborgene, glühende Erbitterung. Der Kaiſer nahm davon keine Notiz und hatte keinen Begriff von den unausbleiblichen Folgen ſeines Syſtems. Seine Garniſonen bedeckten das Land; ſeine Einnahmen ſollten von 12 auf 14 Millionen ſteigen; Ketzer und Rebellen durften ſich nicht rühren und ſomit ſchien ihm Jegliches in beſter Ordnung zu ſtehen.

In dieſer Verfaſſung ging der Kaiſer einer weitern europäiſchen Kriſis entgegen, welche, ſeit dreißig Jahren heranrückend, jetzt allmälich den geſammten Horizont des Welttheils mit ihren Wolken erfüllte. In Spanien ging der Mannsſtamm der dort herrſchenden Habsburger Linie zur Neige; wenn er ausſtarb, handelte es ſich um ein Erbe, wie die Erde niemals ein ähnliches geſehen, um die Kronen von Caſtilien und Aragon, die Herrſchaft in Belgien, in Mailand, Neapel und Sicilien, in den unabſehbaren Gebieten beider Indien, Mittel- und Süd-Amerika's. Die Welt war ſeit Jahren erfüllt von der ſpannenden Frage, welcher Nachfolger einſt dieſe Fülle der Macht aus der Hand

des hinsiechenden König Karl erhalten würde. Es lag in der Natur der Dinge, daß sehr verschiedene Ansprüche und Gesichtspunkte sich geltend machten. Die älteste Schwester König Karl's war, wie wir sahen, mit Ludwig XIV. vermählt; es war jedoch in einem feierlichen Staatsvertrag zwischen beiden Reichen ihr Verzicht auf die Erbfolge ausgesprochen worden. Es dauerte aber nicht lange, so fand Ludwig, daß ein solcher Verzicht juristisch null und nichtig sei. Die monarchische Erbfolge sei wie die Monarchie überhaupt eine Einrichtung von Gott selbst; daran könne ein Mensch nichts ändern, und durch eine Verzichtleistung nicht sich selbst, geschweige denn seine Kinder der von Gott ihnen zugewiesenen Rechte berauben. Mit diesen Ansprüchen trat er vor Allem dem Kaiser Leopold entgegen. In Wien betrachtete man sich stets als den natürlichen Erben der Madrider Vettern; auch Leopold hatte sich mit einer Schwester König Karl's vermählt, und ein Testament König Philipp's IV. lag vor, welches beim Erlöschen des Mannsstammes die spanische Krone in erster Linie dieser jüngsten Tochter, nach derselben ihren Nachkommen, in deren Ermanglung aber dem Kaiser Leopold vermachte. Die Kaiserin hatte nun eine Tochter, deren Hand Leopold dem baierischen Max Emanuel bewilligte, aber nur unter der Bedingung, daß beide auf jeden spanischen Erbanspruch verzichteten, und somit Leopold selbst in dessen Besitz einrückte. Allein auch hier mußte dann der Kaiser dieselbe Erfahrung wie bei Ludwig XIV. machen.

Als dem Kurfürsten 1692 ein Sohn geboren wurde, rührte ihn das Gewissen, daß er das Kind durch einen unrechtmäßigen Verzicht seines gottgeordneten Erbes nicht berauben dürfe, und überall in Wien und in Madrid, in Paris und London meldete er seine erneute Forderung an.

Der Streit der drei Prätendenten wurde weiter verwickelt durch einen andern Gegensatz. Dem spanischen Volke, welches in Bezug auf fürstliche Persönlichkeit durch die letzten Habsburger nicht eben verwöhnt war, galt es ziemlich gleich, wer sie künftig beherrschte, wenn nur ihr König in Madrid residire und das ganze Reich ungeschmälert beisammen halte; ihre vorwiegende Neigung ging auf einen jüngern französischen Prinzen, der sich des Schutzes des mächtigen Ludwig zur Vertheidigung des Erbes erfreuen werde. Umgekehrt hatte König Wilhelm von England, damals der wahre Schiedsrichter Europa's und der Hort des politischen Gleichgewichts, vor Allem die Sorge, daß durch das spanische Erbe nicht die Macht eines bereits starken Geschlechts, heiße es nun Bourbon oder Habsburg, zu erdrückendem Uebermaß gesteigert werde: sein Wunsch ging also auf eine Theilung der Monarchie, etwa in der Weise, daß der baierische Prinz den Hauptstamm, Spanien, Belgien und die Colonien, Oesterreich das alte Reichslehen Mailand, Frankreich Neapel und Sicilien erhalte. Es gelang ihm, für diese Auffassung zuerst Holland und dann Ludwig XIV. selbst zu gewinnen, der doch einige Sorge vor neuen Kämpfen, neuen Coalitionen empfand: ein Theilungsvertrag jenes Inhalts wurde von den drei Mächten unterzeichnet. In Madrid war man über solche fremde Einmischung etwas verdrießlich, ließ sich aber so weit auf Wilhelm's Standpunkt ein, daß der König jetzt den baierischen Prinzen seinerseits zum Erben ernannte, allerdings zum Erben nicht eines Theiles, sondern der ganzen Monarchie. Desto heftiger protestirte Kaiser Leopold, zeigte dem Kurfürsten fortan die bitterste Feindseligkeit und erklärte, sein Recht auf das Aeußerste behaupten zu wollen. Gleich nachher starb der junge Prinz an den

Pocken; alle Welt erzählte, der Kaiſer habe ihn vergiften laſſen, und obwohl keine Anklage weniger erweislich oder wahrſcheinlich iſt, ſo war leider der Kurfürſt in ſeiner gereizten Stimmung von ihrer Richtigkeit überzeugt und von leidenſchaftlichem Durſt nach Rache erfüllt. Auf's Neue aber ſetzte der jähe Todesfall die engliſche Diplomatie und den ſpaniſchen Hof in Bewegung. Noch einmal brachte Wilhelm einen Vertrag mit Ludwig zu Stande, nach welchem die ſpaniſche Krone an des Kaiſers jüngſten Sohn Karl, dafür aber an Frankreich außer Neapel und Sicilien noch das Herzogthum Lothringen fallen ſollte. Der Kaiſer proteſtirte auch hiegegen; den lebhafteſten Sturm aber rief dieſes Mal der Vertrag in Madrid hervor. Die Königin, eine ſtolze und erregbare Dame, war außer ſich, daß die Fremden, daß vollends die ungläubigen Engländer über ſpaniſches Land verfügen wollten; ſie zerbrach im Zorne die Taſſe auf ihrem Tiſch, den Spiegel in ihrem Zimmer; der Adel ſtimmte ein, das ſei die Folge davon, daß man nicht von jeher den bourboniſchen Anſpruch anerkannt, und dadurch Ludwig XIV. für die Integrität der Monarchie gewonnen habe. Sie beſtürmten den König um die Wette, Ludwig's jüngern Enkel als Erben einzuſetzen, und damit die Zerreißung der Monarchie zu verhüten. Der ohnmächtige Karl ſchwankte lange in grauſamen Zweifeln; endlich griff er, ganz im altſpaniſchen Sinne, zu der Auskunft, die Entſcheidung in eine höhere geweihte Hand, in die Hand des Papſtes zu legen. Er erbat ſich alſo ein Gutachten, welches vielleicht über die Zukunft Europa's entſchied, von Innocenz XII., einem Greiſe, der wie Karl an ſeiner letzten Krankheit fiechte, und das Herannahen des Todes in allen Adern fühlte. In Rom war damals aber Ludwig XIV. als Verfolger der Janſeniſten und

der Calviniſten hoch angeſehen, und der Papſt gab ſein Gutachten unumwunden für den allerchriſtlichſten König. Hierauf ſäumte Karl nicht länger, ſondern vollzog das Teſtament, welches den jungen Philipp von Anjou zum Geſammterben einſetzte; vier Wochen ſpäter ſtarb er, am 1. November 1700. Ein unbedingter Jubel in ganz Spanien begrüßte ſeinen letzten Willen.

Ludwig ſchwankte einen Augenblick, im Gedanken an den kurz vorher unterzeichneten engliſchen Vertrag. Sollte er feſt an dieſem ſeinen Worte halten, damit dem franzöſiſchen Staate einen ſehr realen Gewinn zuwenden, und ſich für immer den unſchätzbaren Beiſtand Wilhelm's III. ſichern? Oder aber, ſollte er handeln, wie er bisher bei jedem Anlaß gehandelt, den winkenden Vortheil für ſeine Dynaſtie ergreifen, der Weltbeherrſchung nachtrachten, ohne Rückſicht auf die Verträge, auf die Gefahren Frankreichs? Er erwog drei Tage lang, dann entſchied er ſich nach ſeiner Weiſe, für die Annahme des Teſtaments. Der junge Anjou wurde als König Philipp V. von Spanien begrüßt, eilte nach Madrid, und fand in allen ſeinen Landen bereitwillige Anerkennung. In Deutſchland trat mit verhängnißvollem Eifer Kurfürſt Max mit Köln und Wolfenbüttel zu dieſer Partei, in Italien ſchloſſen ſich außer dem ſpaniſchen Mailand und Neapel auch Savoyen und Mantua an. Um Ludwig ſchaarten ſich alſo Spanien, Italien, Belgien, Baiern; er ſelbſt ſtellte 200,000 Mann auf; von ſolchen Streitkräften umgeben, auf ſolche Alliirte geſtützt, von dem Beifall der römiſchen Curie getragen, meinte er den Widerſpruch der ſonſtigen Welt verachten zu dürfen.

In Wien langten dieſe Hiobsposten Schlag auf Schlag an, begleitet von der Kunde, daß unter den deutſchen Reichsſtänden geringes Intereſſe für ſo entlegene Fragen erſcheine, daß das

engliſche Parlament kein anderes Wort als Frieden und Neutralität habe. Der Kaiſer war tief erſchüttert, wollte ſein Recht nicht aufgeben, ſah keinen Ausweg, ſuchte ſich durch unaufhörliches Gebet zu ſtärken. Die Miniſter ſtimmten für Nachgiebigkeit, man habe etwa 86,000 Mann feldtüchtiger Truppen, nach den letzten Opfern kaum ſo viel Geld, um 15,000 Mann zu beſolden, auf allen Seiten Gegner und nirgendwo Alliirte, wie ſei es möglich, damit jener furchtbaren Coalition den Handſchuh hinzuwerfen? Der einzige Menſch, der in dieſer Lage das Haupt hoch aufrecht trug und muthige Entſchlüſſe forderte, war Prinz Eugen. Er meinte, wer zaghaft auf den Vorgang zaghafter Genoſſen warte, möge ſogleich auf Erfolg und Größe verzichten; wer unerſchrocken ſein Recht verfolge, werde bald ſich auch Alliirte erwerben. Man will, rief er, Mailand und Brüſſel ohne Schwertſtreich den Bourbonen überlaſſen? nun, ſo erkenne Deutſchland nur ſofort die franzöſiſche Oberherrſchaft an, denn ein Schlimmeres kann auch nach dem unglücklichſten Kampfe nicht eintreten. Er forderte kühnen Angriff im Namen des guten Rechtes, welches den Arm ſeiner Vertheidiger ſtärken werde. Auf den Straßen Wiens rief das Volk nach Kampf und Rache; der Kaiſer entzündete ſein Herz an Eugen's Feuer und entſchied für den Krieg.

## II.

Den Angriff auf das geſammte, von einem Willen gelenkte romaniſche Europa eröffnete Oeſterreich im Frühling 1701, mit leeren Caſſen, 80,000 Soldaten, für den Augenblick ohne einen Bundesgenoſſen, außer dem einen Kurfürſten von Brandenburg, dem Leopold die langerſehnte Annahme des Königstitels von Preußen gegeben, und dafür ein Hülfscorps von 10,000 Mann tüchtiger Truppen erhalten hatte. In Südtirol ſammelte der Kaiſer ein kleines Heer von 30,000 Mann, an deren Spitze Prinz Eugen ſich nach Italien wenden und dort die ſpaniſchen Nebenlande dem Feinde entreißen ſollte. Mit bedeutender Uebermacht bewachte dagegen Marſchall Catinat an der Etſch alle Alpenpäſſe und hielt die Ausgänge des Gebirges ſo feſt geſchloſſen, daß Niemand an die Möglichkeit glaubte, Eugen könne mit ſeiner ſchwachen Schaar dieſe Schranken durchbrechen. Er ſelbſt gab es nach raſcher Beſichtigung auf, eine der Heerſtraßen zu forciren, und entſchloß ſich dafür zu einem Alpenmarſche nach dem Muſter Hannibal's. Von Roveredo aus wandte er ſich ſüdoſtwärts in das Thal von Chieſa, und nun ging es auf ſteilen Fuß- und Saumpfaden bergauf, die Reiter ihre Pferde einer hinter dem andern führend, jedes Geſchütz mit 20 oder 30 Ochſen beſpannt, die Truppen unaufhörlich beſchäftigt, den Weg dafür durch Wald

oder Geſteine durchzuhauen. Eine Menge Geräth ging auf dem kühnen Zuge zu Grunde, aber die Hauptſache gelang, und nach vier Tagen ſtand das Heer ohne erhebliche Beſchädigung auf venetianiſchem Boden, und nach kurzer Raſt wandte ſich der Prinz gegen die von Catinat ſorgſam beſetzte Linie der Etſch. Catinat, ſchon durch den Alpenübergang auf das Höchſte überraſcht, rechnete jetzt auf einen Angriff bei Verona; wieder aber täuſchte ihn Eugen, indem er ohne Halten ſtromabwärts nach Süden zog, bei Caſtelbaldo die Etſch paſſirte, eine Schaar ſelbſt den Po überſchreiten ließ, und dadurch ganz Modena mit dem Schrecken ſeiner Waffen erfüllte. Catinat, völlig im Unklaren über Eugen's Angriffsplan, verzettelte ſein Heer von Rivoli bis zum Po; Eugen hatte nichts Anderes beabſichtigt, und griff nun mit unaufhaltſamer Energie das feindliche Hauptcorps bei Carpi an, warf es in blutiger Niederlage über den Haufen, und trieb ſo den Gegner zuerſt über den Mincio, dann auch über den Oglio zurück. König Ludwig zürnte höchlich über dieſe Verluſte, verſtärkte ſein Heer bis auf 60,000 Mann und gab dem alten und trockenen Soldaten, dem Marſchall Catinat, den liebenswürdigſten und unwiderſtehlichſten Cavalier ſeines Hofes, Villeroy, zum Nachfolger. Dieſer meldete dann auch gleich nach ſeiner Ankunft, er habe viel mehr Truppen, als er bedürfe; ſeine Zuverſicht wuchs, als Eugen mit plötzlich verwandelter Haltung ſich hinter dem Oglio bis an die Zähne verſchanzte und unbeweglich geſchloſſen in vorſichtiger Ruhe verharrte. Siegesſicher und tumultuariſch drängte Villeroy gegen Eugen's Schanzen heran, wurde aber ſofort bei Chiari mit zermalmenden Schlägen abgewieſen. Eugen beherrſchte die öſtliche Hälfte der Lombardei ſeitdem vollkommen; überall erhob ſich die thätige Sympathie der Bevölkerung für ſeine Sache, und

der doppelt überlegene Villeroy vermochte nicht das Mindeſte gegen ihn auszurichten.

Unterdeſſen hatte ſich nicht minder glänzend als Eugen's kriegeriſches Genie auch ſeine politiſche Vorausſicht bewährt. Immer mehr Elemente erhoben ſich, das Eis einmal gebrochen, in Europa gegen die franzöſiſche Uebermacht. Ende 1701 war es ſicher, daß außer Baiern und Köln ganz Deutſchland zum Kaiſer ſtehen würde. Dänemark ſtellte 6000 Mann Hülfstruppen, die niederländiſchen Generalſtaaten wurden durch König Wilhelm gewonnen, und nur das engliſche Parlament hielt noch zurück: als in hochmüthiger Verblendung Ludwig XIV. ſelbſt ſeinen Gegnern zu Hülfe kam und, um ſeinen zäheſten Feind zu kränken, bei dem Tode des vertriebenen König Jakob Stuart deſſen Sohn als König von England begrüßte. Dies rief in England einen Sturm nationaler Entrüſtung und Begeiſterung hervor; das Parlament, von Wilhelm kräftig angetrieben, beſtätigte alle Bundesverträge des Königs und bewilligte ihm, erfüllt vom höchſten Zorne gegen Ludwig, die Geldmittel zum Kriege mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit. Die große Allianz, welche ſo zwiſchen England, Holland, Dänemark, Deutſchland und dem Kaiſer zu Stande kam, verpflichtete ihre Theilnehmer, die Waffen nicht aus der Hand zu legen und keine Friedensunterhandlung zu beginnen, bis der hohe Zweck des Kampfes erreicht, und die Vereinigung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Macht hintertrieben ſei. Die Abſicht war, während Leopold's älteſter Sohn Joſeph in der Kaiſerwürde nachfolge, dem jüngeren Bruder deſſelben, Karl, die ſpaniſche Krone zuzuwenden. Dieſes diplomatiſche Gelingen, dieſe mächtige Vereinigung, an welcher die Größe Ludwig's ſcheitern ſollte, erlebte Wilhelm III. noch; es war die Aufgabe,

an die er alle Kräfte ſeines Daſeins geſetzt hatte, jetzt, wenige Stunden, nachdem er die Geldbills des Unterhauſes ſanctionirt hatte, ſtarb er den 7. März 1702. Seine Schwägerin Anna, die ihm auf dem engliſchen Thron folgte, obwohl im Grunde des Herzens ihrem vertriebenen Bruder und deſſen Beſchützer König Ludwig wohlgeneigt, wurde durch einen ſtarken perſönlichen Einfluß in der Kriegspolitik ihres Vorgängers feſtgehalten. Sie ſtand ſeit Jahren in der engſten Freundſchaft mit der Lady Marlborough, und da ſie ſelbſt beſchränkt, träg und ſchwerfällig, die Lady aber lebendig, ehrgeizig und gebieteriſch war, ſo gerieth Anna bald in volle Abhängigkeit von ihrer Freundin. Deren Gemahl aber, der Herzog von Marlborough, war ein bedeutendes militäriſches und diplomatiſches Talent; er hatte die Ausſicht, als Lenker der entſcheidenden engliſchen Macht an die Spitze der ganzen Coalition zu treten, verbündete ſich alſo im Innern mit den kriegsluſtigen Whigs und betrieb nach außen mit raſtloſer Energie die Vorkehrungen zum Kampfe, der von nun an den halben Welttheil mit ſeinen glühenden Armen umfaßte.

Anfangs hielten ſich die beiden großen Parteien ungefähr das Gleichgewicht, ja die Franzoſen entwickelten eine gewiſſe Ueberlegenheit. Wohl bezwangen am Niederrhein die Verbündeten das Erzſtift Köln, dagegen ſcheiterte Marlborough's Angriff auf Belgien an dem kaltblütigen und feſten Widerſtande des Marſchalls Boufflers. Am Oberrhein eroberte Ludwig von Baden den Franzoſen Landau ab und bereitete einen Stoß auf Lothringen vor, als ſich plötzlich in ſeinem Rücken Max Emanuel erhob, Ulm einnahm, und damit den Landgrafen nöthigte, über den Rhein zurückzugehen und in einer feſten Stellung auf dem Schwarzwalde womöglich die Vereinigung der Baiern und

der Franzoſen zu hindern. In Italien eröffnete Eugen den Feldzug durch einen wagehalſigen Handſtreich gegen die Feſtung Cremona, indem er durch einen alten, leer und unbeachtet gelaſſenen Abzugsgraben mit 2000 Mann in dieſelbe einbrach, den feindlichen Feldherrn Villeroy auf deſſen eigener Hauptwache gefangen nahm, dann aber den Platz gegen die Uebermacht doch nicht behaupten konnte. Das Pariſer Spottlied rief die Franzoſen auf, dem Kriegsgott für ihr beiſpielloſes Glück zu danken, denn „Ihr habt Cremona behalten und Euren General verloren:“ es war in der That für Eugen keine Verbeſſerung, daß an die Stelle des untauglichen Villeroy der Herzog Ludwig von Vendome trat, Laura Mancini's Sohn und mithin Eugen's Vetter, ein höchſt geiſtreicher, aber nicht minder ſittenloſer Menſch, voll von Genialität in ſeinen kriegeriſchen Operationen, ſelbſt aber überzeugt, daß das Genialſte an ihm ſeine Ausſchweifungen ſeien, deshalb auch höchſt unzuverläſſig in ſeinen Leiſtungen, bald unermüdlich vorwärts drängend, bald in tödtliche Schlaffheit verſunken, wie er aber war, damals ohne Zweifel einer der beſten unter den franzöſiſchen Generalen. Durch die angeſtrengte Thätigkeit Ludwig's XIV. wurde zugleich ſein Heer auf 80,000 Mann gebracht, mit Geld und Material auf das Reichſte verſehen und durch die Anweſenheit des Königs von Spanien zu höchſtem Eifer angefeuert. Gegen ſolche Kräfte geſtaltete ſich Eugen's Lage bald äußerſt peinlich. Vergebens drängte er den Kaiſer um Verſtärkung, Geld und Zufuhr; er hatte Alles in Allem 38,000 Mann, in Hunger und Kummer, in einem Elend, ſchrieb er, wie es nie erhört iſt, daß ich es nicht länger anſehen kann und den Dienſt zu quittiren gedenke. So konnte er nicht hindern, daß Vendome die Kaiſerlichen völlig über den Mincio

zurückdrängte und das hart blockirte Mantua siegreich entsetzte. Als er dann aber den Plan entwarf, Eugen in seinem festen Lager von Borgoforte von drei Seiten her zu umstellen und zu erdrücken, als demnach seine Abtheilungen zu dieser Umzingelung des Feindes sich in weiter Bogenstellung voneinander trennten, da erfaßte Eugen wieder mit raschem Griffe den Moment zu einem verzweifelten Angriffsstoße auf das größte der drei französischen Corps bei Luzzara. Er erfocht keinen völligen Sieg (ohne Gottes Zulassung, sagte er, kann ich keine Mirakel machen); aber er behauptete das Schlachtfeld und verleidete seinem Gegner alle ferneren Angriffspläne. Wider aller Welt Erwarten konnte das Heer den Feldzug hindurch auf italienischem Boden ausdauern und endlich zwischen Mincio und Etsch seine Winterquartiere beziehen.

Nun aber war der Prinz nicht länger zu halten; er übergab Guido Stahremberg den Oberbefehl, und eilte schleunig nach Wien, um dort persönlich seine Stimme gegen die Indolenz der Regierung, die Schlaffheit des Hofkriegsraths, die Fäulniß der Finanzverwaltung zu erheben. Wen er sprach, Kaiser, Minister, Präsidenten, Jeder gab ihm Recht, aber das Geringste zu bessern, schien lange unmöglich. Eugen fand, daß der Beichtvater des Kaisers der einzige Mensch sei, welcher denselben zu einem Entschlusse zu bringen vermöge; er fand den Pater auch erfüllt vom besten Willen, aber selbst dieser Gewaltige kam bei der stumpfen Unbeweglichkeit Leopold's zu keinem Ergebniß. So ließ sich das Jahr 1703 auf allen Seiten höchst bedrohlich an für Oesterreich. Im Westen unternahm Max Emanuel, durch die Franzosen unter Villars unterstützt, seinen Angriff auf Tirol; zwar scheiterte er an der patriotischen Hingebung, womit die Bauern die Gebirgs-

päſſe des Brenner gegen ihn vertheidigten: als dann aber die Kaiſerlichen von vier Seiten her einen rächenden Angriff auf Baiern unternahmen, bewährte der Kurfürſt wirkſamer als je ſeine glänzende Kriegernatur. Inmitten der feindlichen Schaaren operirend, ſchlug er eine nach der andern, beſiegte den General Styrum bei Höchſtädt, ſtürzte von dort auf Regensburg und nahm die Stadt, eilte dann raſch hinüber gegen Augsburg und überwältigte es; hier wichen die Feinde vor ſeinen Schlägen ebenſo ſcheu nach Schwaben, wie dort nach Böhmen zurück; plötzlich ſtand er wieder an der öſterreichiſchen Grenze, und überraſchte Paſſau, zum höchſten Schrecken der Kaiſerlichen, die ihn bereits im unaufhaltſamen Zuge gegen Wien zu erblicken meinten. Die Sorgen der Hofburg wurden verdoppelt durch eine nicht minder gefährliche Entwicklung in Ungarn. Dort war der Groll des Volkes über die geſetzwidrige Militärherrſchaft ſo hoch geſtiegen, daß einſichtige Beobachter ſchon ſeit Jahren einen neuen Ausbruch prophezeiten. Da geſchah, daß der bei allen Magyaren hoch angeſehene Fürſt Rakoczy wegen politiſchen Verdachtes verhaftet wurde, nicht in völliger Unſchuld, nicht mit beſtimmt erweislicher Schuld; es gelang ihm zu entkommen, und jetzt auf das Aeußerſte gebracht, zuerſt die Bauern der Karpathen, und bald zwei Drittel der Bevölkerung unter die Waffen zu rufen. Die kaiſerlichen Officiere behaupteten nur die Feſtungen; das platte Land war völlig in der Hand der Empörer, und nach wenigen Monaten überſchritten Rakoczy's leichte Schaaren bereits brennend und ſengend die Grenzen Oeſterreichs und Mährens, ſo daß man in Wien ſelbſt den Rauch der angezündeten Dörfer zum Himmel ſteigen ſah. Was ſollte bei der Mittelloſigkeit und Ohnmacht der Regierung daraus werden, wenn ſich der maſſive

Strom einer baierischen Invasion mit den tosenden Wellen des ungarischen Aufstandes vor Wien vereinigte?

Die Erschütterung dieser verdoppelten Gefahr brach endlich Leopold's Unempfindlichkeit, und führte herbei, was wir eine Ministerkrisis nennen würden. An die Spitze der Finanzen trat der feste und rechtschaffene Gundacker Stahremberg, die Leitung des Heerwesens übernahm als Präsident des Hofkriegsrathes Prinz Eugen. Er hatte es nicht gewünscht, er hatte es anfangs ablehnen wollen; bei seiner genialen Erregbarkeit liebte er es nicht, im trockenen Detail der actenmäßigen Geschichte zu arbeiten; indeß er war der einzige Helfer und Retter, und so griff er mit rastlosem Fleiße und gewissenhafter Strenge die furchtbar schwierige Aufgabe an, und erschrak selbst vor der Bodenlosigkeit der lange eingerosteten Verderbniß, die sich jetzt erst in vollem Umfange seinen Blicken enthüllte. Er arbeitete bei Tag und bei Nacht, aber er erklärte selbst, daß es unmöglich sei, vor vielen Monaten etwas zu erzielen. Im Herbste ging er persönlich nach Preßburg hinüber, mit gleich unbedingter Vollmacht zur Verhandlung wie zum Kampfe mit den Ungarn. Der sonst so zähe Leopold war völlig eingeschüchtert, verzichtete auf alle Steuern in Ungarn, sandte einen Friedensvermittler nach dem andern, nur Geld und Truppen, welche freilich schwierig zu finden waren, sandte er nicht. Eugen war weder durch das Eine noch durch das Andere in der sofort ergriffenen Auffassung zu irren. Er erklärte es für den Untergang der Monarchie, wenn man nicht den letzten Mann und den letzten Gulden aufbiete. Er erklärte es allerdings für schrankenlose Verblendung, daß man die Ungarn durch so vielfache Gewaltthat zum Aeußersten gebracht. Er erklärte es aber auch für schlechthin verderbliche Täuschung, wenn

man vor Bezwingung des bewaffneten Aufſtandes von irgend einer Unterhandlung etwas erwarte. So mahnte er unabläſſig, zu rüſten, zu zahlen, vor Allem auszuhalten. Da er nicht aus vollem Holze ſchneiden konnte, ſo flickte er und leimte und reparirte, wie es gehen wollte. Dieſe lockern Kurutzen- und Czikoſenhaufen würden Oeſterreichs ſtolzen Bau nicht in Trümmer werfen, wenn Oeſterreich ſich nicht ſelbſt zu Grunde richte. Durch unendliche Anſtrengung gelang es ihm, wenigſtens eine leidliche Deckung der eigenen Grenze zu Stande zu bringen.

Im Jahre 1704 kam er nach Wien zurück, bereits von dem Gedanken erfüllt, welcher dem Weltkampf eine neue Wendung geben ſollte. Der Kaiſer hatte ſich indeſſen unter allem Elend der Nähe mit fernher ſchimmernden Ausſichten beſchäftigt; Savoyen und Portugal waren der großen Allianz beigetreten, und des Kaiſers zweiter Sohn Karl ſollte jetzt nach Liſſabon abgehen, um ſich von dort aus mit engliſchen und portugieſiſchen Kräften ein ſpaniſches Königreich zu erobern, dann aber Mailand ſeinem Vater abzutreten. War von dieſen Dingen eine mehrfache Ablenkung der feindlichen Kräfte zu erwarten, ſo ſprach Eugen mit doppeltem Nachdrucke die Ueberzeugung aus, daß der eigentliche Sitz der Gefahr nicht in Italien, nicht in Belgien, nicht in Ungarn, daß er ſchlechterdings nur in Baiern ſei, daß dort die Entſcheidung des ganzen Krieges liege, daß zur Ueberwältigung des Kurfürſten alle vorhandenen Kräfte vereinigt werden müßten. So kam er zu dem Antrage, da weder in Oeſterreich noch am Oberrhein die hierfür ausreichende Truppenmacht vorhanden ſei, aus Belgien den Herzog von Marlborough an die Donau zu ziehen, und mit ſeiner Hülfe den entſcheidenden Streich zu führen. Mochten indeß die Franzoſen gegen Holland einige Fortſchritte

machen; wäre Max Emanuel erſt bezwungen, ſo würde man auf allen Seiten unwiderſtehlich ſein.

Der Gedanke, einmal ausgeſprochen, mußte jedem Blicke einleuchten. Der Kaiſer genehmigte ohne Zaudern, Marlborough erklärte ſich mit Begeiſterung einverſtanden, und auch die zähe Bedenklichkeit der Holländer wurde durch den Beiſtand ihres Generalpenſionärs Heinſius beſchwichtigt. Marlborough erſchien mit einem ſtattlichen engliſch-deutſchen Heere nach einem vorſichtigen und ſchleunigen Marſch im Laufe des Juni am Neckar. Am 10. ſprach ihn Eugen in Mundelsheim, am 13. traten beide mit Markgraf Ludwig von Baden zur Feſtſtellung des Feldzugsplanes unter der Linde am Wirthshaus von Großheppach zuſammen. Die Aufgabe war, an der Donau den Kurfürſten und den franzöſiſchen General Marſin zu beſiegen, und während deſſen am Oberrhein den Einbruch des im Elſaß ſtehenden Marſchalls Tallard zu verhüten. Eugen hätte am liebſten zuſammen mit Marlborough an der Donau gekämpft, war aber auf den Wunſch des ältern Markgrafen ohne Sträuben bereit, ſich mit der glanzloſern Aufgabe zu begnügen, und eilte ohne Murren an den Rhein; denn ein Jeder, ſagte er, muß einzig und allein das gemeine Wohl im Auge haben. Der Uebermacht der beiden Andern gelang es, am 2. Juli die baieriſche Schaar des Grafen Arco, welche den Uebergang bei Donauwörth in den Verſchanzungen des Schellenberges deckte, nach wildem, heldenmüthigem Widerſtande zu überwältigen, die Donau zu paſſiren, Max und Marſin zum Rückzuge nach Augsburg zu nöthigen.

Der Kurfürſt war tief von der Gefahr ſeines Landes betroffen; nicht ohne Thränen dachte er an den Heldentod der Arco'ſchen Bataillone; er iſt ein ſo ſchwacher Menſch, ſchrieb

Marſin, daß ihn der Ruin ſeines Volkes rührt. Indeſſen hatte Tallard den Befehl erhalten, um jeden Preis dem Kurfürſten Hülfe zu bringen; Eugen war nicht im Stande, ihm den Weg zu verlegen, zog aber parallel mit ihm ebenfalls oſtwärts nach Baiern, wo ſich alſo von allen Seiten her die Kräfte zum Entſcheidungskampfe ſammelten. Am 3. Auguſt traf Tallard bei dem Kurfürſten in Augsburg, Eugen aber an der Donau in Höchſtädt ein, und eilte von dort perſönlich hinüber nach Schrobenhauſen zu Ludwig und Marlborough. Er war mit Beiden wenig zufrieden; er fand, daß ſeit dem letzten Siege ſo gut wie nichts geſchehen wäre; ſeinem geraden und raſchen Soldatenſinne erſchien jeder unthätig verlorene Tag wie eine Sünde. Marlborough mit dem greiſen, launiſchen und ewig nicht vergnügten Markgrafen längſt überworfen, ſtimmte von Herzen bei; es gelang, dieſen mit einem abgeſonderten Corps zur Belagerung von Ingolſtadt zu beſtimmen, und nun führte Marlborough im eiligſten Zuge die übrigen Truppen über die Donau zurück, zur Vereinigung mit Eugen's Abtheilung. Es war die höchſte Zeit, denn auch der Kurfürſt wollte nach Tallard's Eintreffen nicht feiern, ſondern war in vollem Anzug gegen Eugen's Lager, um dies womöglich vereinzelt zu ſchlagen, in jedem Falle aber zu ſchlagen gegen jeden Feind. So kam es am 16. zu dem ſchickſalſchwangern Zuſammentreffen von Höchſtädt oder Blindheim. Die Baiern und Franzoſen zählten 56,000, Eugen und Marlborough etwas über 52,000 Mann. Dicht am Fluſſe ſtand Marlborough dem Marſchall Tallard, weiter im Lande Eugen dem Kurfürſten und Marſin gegenüber, zwiſchen ihnen bildete auf beiden Seiten eine große Reitermaſſe das Centrum. Eugen war nicht im Stande, die von dem Kurfürſten energiſch ge-

führten baieriſchen Regimenter zu brechen, im Gegentheil war es nur die Feſtigkeit der von dem Deſſauer Leopold trefflich disciplinirten preußiſchen Infanterie, welche hier den furchtbar mörderiſchen Kampf im Gleichgewichte hielt: bis endlich im Centrum nach zahlloſen Attaken hinüber und herüber Marlborough durch einen mächtigen Geſammtſturm die franzöſiſche Reiterei völlig zerſprengte, darauf linkshin einſchwenkend, Tallard's Fußvolk in Blindheim umzingelte, und die ganze wirre Maſſe zur Ergebung nöthigte. Darauf blieb auch dem Kurfürſten nur der Rückzug übrig, der mit unerſchütterlicher Ordnung und Ruhe ausgeführt wurde. Die Sieger hatten ihren Triumph mit 11,000 Todten und Verwundeten bezahlt; die Geſchlagenen büßten 14,000 Todte, 13,000 Gefangene, unter denen Marſchall Tallard ſelbſt, und 164 Geſchütze ein.

Das franzöſiſche Heer war vernichtet, der Kurfürſt aus ſeinem Lande verdrängt, Baiern in der Hand der großen Allianz. Wir übergehen hier die Erinnerung an die traurigen Vorgänge, durch welche Baiern damals die Verſchuldung ſeines auswärtigen Bündniſſes ſühnte. Nur das Eine wollen wir anführen, daß, ſo lange Eugen das Schickſal des eroberten Landes beſtimmte, bei aller Strenge des Kriegsrechts keine Ungebühr vorkam; ſeine Art zeichnet ſich vollſtändig in einer Ordre, worin er jede Thätlichkeit gegen ſeine Soldaten mit dem Tode bedroht, dann aber hinzuſetzt: daß die Bürger den Soldaten keinen guten Willen erzeigen, dazu ſind ſie nicht gehalten, und iſt ſich deswegen auch nicht über ſelbe zu beklagen.

Betrachten wir ſtatt deſſen die weitere Entwicklung der großen europäiſchen Triumphe. Von dem Höchſtädter Schlachtfelde hinweg ging der Zug der ſiegenden Heere an den Rhein und

über den Rhein, wo noch in demſelben Jahre Landau und Trier dem Feinde entriſſen wurden. Die beiden Feldherren traten in immer engeres Verſtändniß; merkwürdig war, wie ihre höchſt verſchiedenen Naturen ſich ergänzten. Marlborough, einer der ſchönſten und ſtattlichſten Männer der Zeit, war gleich ausgezeichnet als Hofmann und Parteihaupt, als Diplomat und Militär, ein Virtuoſe in der Kunſt der Menſchenbehandlung, und wie es dazu nöthig iſt, unter hinreißenden Formen von kalter Berechnung und tiefer Selbſtſucht erfüllt, ein blendendes Talent, ſtets heiter und ſtets muthig, überall höchſt wirkſam und an keiner Stelle zuverläſſig, auf den Erfolg noch mehr als auf den Ruhm, und auf Geldgewinn mehr als auf jeden andern Erfolg bedacht. Eugen war ſtets derſelbe, wie wir ihn kennen, mit zunehmenden Jahren etwas ſteif im Ausdruck, etwas pedantiſch im Geſchäfte, die Häßlichkeit des Geſichtes noch geſteigert durch unaufhörliches Schnupfen. Dafür ſtand ſein geiſtiges Daſein jetzt in voller reifer Entwicklung; ſein Blick umfaßte die europäiſche Welt; ſeine Thätigkeit war den höchſten Aufgaben gewachſen und überall mit feſtem Pflichtgefühl ausſchließlich auf die Sache gerichtet. Ohne eine Spur von Selbſtſucht und Eigennutz war er mild gegen Untergebene und Schwache, beſcheiden gegen Gleichſtehende, von unbedingtem Freimuth gegen Höhere. Als die alten Uebelſtände in Wien damals fortdauerten, ſchrieb er mit einer bei dieſer Regierung unerhörten Derbheit: ich möchte doch endlich wiſſen, ob der Kaiſer gar nicht remediren wolle; kein Geld, kein Volk, kein Magazin, keine Munition, kein Ernſt, kein Eifer, keine Sorge, und doch gleichwohl Krieg führen, triumphiren und Kron' und Scepter mit Land und Leuten gewinnen wollen, das ſind contradictoria, die ich nicht mehr auseinander-

klauben kann. So war er ſchneidig und ſchonungslos, wenn es die Sache forderte, und weichen Sinnes und menſchenfreundlich, wo er ſeinem Herzen folgen durfte. Er hatte den Ehrgeiz, daß neben ſeinem Lager der Bauer ungeſtört den Acker beſtellen könne, und unaufhörlich ſchärfte er ſeinen Soldaten die Achtung vor den Frauen ein. Es war zwei Menſchenalter nach den Gräueln des dreißigjährigen Krieges, es war erſt eines nach der Verbrennung der Pfalz: daß der Krieg nicht die losgebundene Unmenſchlichkeit ſein ſoll, hat Eugen zuerſt in Europa bethätigt. Ich denke, es iſt nicht das ſchlechteſte Blatt in ſeinem Ruhmeskranze.

Kaiſer Leopold erlebte noch die Unterwerfung Baierns, die Vertreibung der Franzoſen vom deutſchen Boden; bald nachher, 5. Mai 1705, ſtarb er nach beinahe fünfzigjähriger Regierung. Es folgte ihm in Oeſterreich wie in der Kaiſerwürde ſein älteſter Sohn Joſeph I. Ein Thronwechſel, der für den Augenblick in dem Verlaufe des Krieges kaum bemerkt wurde, aber für die innere Politik Oeſterreichs höchſt bedeutungsvoll war. Joſeph war, in vollem Gegenſatze zu ſeinem Vater, ein jugendfriſcher, ſtattlicher Fürſt, erfahren in allen ritterlichen Uebungen, prunkliebend, ein leidenſchaftlicher Freund der Jagd. Von ſeinem Regentenberufe hatte auch er eine ſehr hohe Vorſtellung, aber ein nicht minder klares Gefühl von den ihm ſelbſt daraus erwachſenden Pflichten. Als zehnjähriger Knabe fragte er einmal den jungen Erbprinzen von Würtemberg, ob er auch ſo viel arbeiten müßte. Der ſagte, er werde künftig nicht ſo viele Länder beherrſchen, und brauche alſo nicht ſo viel zu ſtudiren. Dem kleinen Erzherzog erweckte das eine lange Gedankenreihe: ich ſehe, rief er endlich, ich muß noch viel mehr lernen. So kam er auf den

Thron, sehr wohl unterrichtet, nicht so gelehrt wie sein Vater, aber durstend nach Ruhm und Macht und Vergrößerung; er fühlte seine Kraft, und wurde eben deshalb leichter als Leopold zu einer liberalen Concession bestimmt, aber auch leichter zu einem unvorsichtigen Schritte fortgerissen. Von der theologischen Richtung Leopold's hatte er sich völlig abgewandt. Wohl war er persönlich in der religiösen Stimmung eben so warm wie in allen andern Dingen; er versäumte keine Messe, und geleitete das Sacrament, wo er ihm begegnete. Aber er war entschlossen, dem Klerus fortan in politischen Dingen keinerlei Einfluß zu gestatten, und die Andersgläubigen in ihrer Rechtsstellung unangetastet zu lassen. Es bestärkte ihn in dieser Stimmung nicht wenig, daß in seinem ersten Regierungsjahr, nachdem er in Ungarn Toleranz gegen die Protestanten befohlen, die Jesuiten in Siebenbürgen dem Rakoczy Triumphbögen errichteten. Auch der Papst verharrte noch immer bei der französisch-spanischen Partei; Joseph aber war in seiner Jugend unterrichtet worden, gegen einen feindseligen Papst den Kirchenstaat anzugreifen, sei erlaubt wie jeder andere Krieg; das eigentliche Patrimonium Petri müsse ein christlicher Fürst respectiren, jedoch die andern Provinzen zu erobern, sei keine Verletzung der Christenpflicht. Er mußte so in eine der väterlichen ganz entgegengesetzte Politik hineinkommen.

Die Absicht für den Krieg ging dahin, daß nach den mächtigen süddeutschen Erfolgen die beiden Feldherrn den errungenen Vortheil in verschiedener Richtung verfolgen, Marlborough gegen Lothringen und Belgien vorgehen, Eugen in Italien dem hartbedrängten Herzog von Savoyen helfen sollte. Anfangs jedoch erlebte man große Hindernisse auf beiden Seiten. Marlborough war durch die Schwäche der Oesterreicher, die Saum-

ſeligkeit der Reichsſtände, die ewigen Bedenken der Holländer gehemmt; der Angriff auf Lothringen ſchlug fehl; endlich im Sommer 1706 gelang es ihm, die Franzoſen bei Ramillies vollſtändig zu beſiegen und den größten Theil von Belgien einzunehmen. Nicht geringere Trübſal hatte unterdeſſen in Italien Eugen durchzumachen. Die ſtarke Geldnoth des Kaiſers hinderte die Verpflegung, der ungariſche Krieg die Verſtärkung ſeines Heeres; Eugen bedurfte der höchſten Anſtrengung, um ſich bis zum Frühling 1706 nur am Rande des italieniſchen Gebiets zu behaupten, während die Franzoſen allmälich Piemont überſchwemmten, alle Plätze des Landes einnahmen und endlich die Belagerung des letzten, der Hauptſtadt Turin, begonnen. Indeß erwirkte Marlborough in London ein ſtattliches Anlehen für den Kaiſer und beſtimmte den König von Preußen zu einer anſehnlichen Truppenſendung nach Italien; eine Anzahl ſonſtiger Reichsvölker ſammelte ſich in Tyrol, und Eugen konnte endlich wieder zur Offenſive, zur Befreiung Turins, ſchreiten. Die Aufgabe war immer äußerſt ſchwierig. Um nach Turin zu gelangen, mußte man die ganze lombardiſche Ebene durchziehen, die bekanntlich von Nord nach Süd durch die Etſch, ſodann durch die verſchiedenen Nebenflüſſe des Po, den Mincio, Oglio, Adda, Teſſin durchſtrömt wird, deren jeder den Franzoſen eine neue Vertheidigungslinie darzubieten und Eugen's Vorrücken endlos zu erſchweren drohte. Jedoch erſchien der Prinz im Mai 1706 im Felde, drang auf dem linken Etſchufer nach Süden vor und ſchritt zur Ausführung eines Planes, der alle jene Schwierigkeiten mit einem Schlage beſeitigte, und neunzig Jahre ſpäter von Napoleon I. in umgekehrter Richtung mit gleichem Erfolge wiederholt worden iſt. Unter den Augen des überraſchten Gegners

überſchritt er nicht die mittlere, ſondern die untere Etſch, gelangte dann faſt ohne Kampf auch über den untern Po, und drang nun im Süden dieſes Stroms, durch keinen irgend erheblichen Nebenfluß gehemmt und die franzöſiſchen Barrieren umgehend, unaufhaltſam gegen Weſten vor. Vendome, in dieſem kritiſchen Moment zu dem belgiſchen Heere abgerufen, verließ das Lager mit bangen Ahnungen; ſein Nachfolger im Commando, der Herzog von Orleans, hatte den Kopf völlig verloren, und dachte nur auf zeitweilige Deckung Mailands. Noch hätte er eine Möglichkeit gehabt, Eugen's Marſch zu hemmen, bei Stradella, wo die Apenninen ſich bis hart an den Fluß fortſetzen und eine leicht zu ſperrende Enge bilden — es iſt die Stelle, von welcher aus im Jahre 1800 der erſte Conſul zur Schlacht von Marengo vorbrach; Eugen ſelbſt war verwundert, die Poſition unbeſetzt zu finden. Orleans zog indeſſen hinüber zu dem Belagerungsheere vor Turin, wo ſich dann vor der eingeſchloſſenen Feſtung die Franzoſen mit ſieben Fuß hohen Verſchanzungen umgaben und in dieſen den Angriff der Verbündeten abzuwarten beſchloſſen. Am 1. September vereinte ſich hierauf Eugen mit dem Herzog von Savoyen, am 8. ſchritten ſie zum Sturme auf die feindlichen Wälle. Das Gefecht begann auf dem linken Flügel der Prinz von Würtemberg mit öſterreichiſchen Grenadieren, und Leopold von Anhalt-Deſſau, der Bullenbeißer, wie Eugen ihn nannte, mit den preußiſchen Bataillonen. Das Feuer war äußerſt heftig und wurde bald allgemein; die Preußen gingen kaltblütig und langſamen Schrittes bis auf zehn Schritt an die Verſchanzung vor, dort aber wurde der Kugelregen ſo dicht, daß ſie ſtockten und allmälich wieder zurückzuweichen begannen. Da ſprengte Eugen ſelbſt heran, trat an ihre Spitze und riß ſie, die über

dieſe Auszeichnung hoch aufjubelten, vorwärts. In einem Augenblick waren ſie auf dem Kamme der Schanzen, und ein wildes Handgemenge entſpann ſich, in welchem Eugen zur Seite ein Page und ein Diener erſchoſſen und er ſelbſt zu Boden geriſſen wurde. Nun aber erſchienen auch die Grenadiere Würtembergs, die deutſchen Regimenter des Centrums; Orleans ſelbſt wurde verwundet, Marſchall Marſin getödtet, die Niederlage der Franzoſen war vollſtändig. Die Trümmer ihres Heeres drängten in verwirrter Flucht der Grenze zu: Italien iſt unſer, rief Eugen, ſeine Eroberung wird uns nicht viel mehr koſten. In der That capitulirte Mailand nach einigen Wochen; etwas ſpäter konnte General Daun mit einer ſchwachen Abtheilung Neapel beſetzen, wo er von dem Jubel der Bevölkerung begrüßt wurde; die Preußen rückten in den Kirchenſtaat ein, und der Papſt von Wien aus in der ernſtlichſten Weiſe bedroht, entſchloß ſich zur Anerkennung der habsburgiſchen Erbfolge in Spanien.

Wir erinnern uns an dieſer Stelle, wie im 16. und 17. Jahrhundert die ſpaniſche Monarchie die vorwiegende Macht in Europa geweſen. Von Neapel aus hatte ſie den Vatican beherrſcht, von Mailand und Belgien her ihre Truppen bei jedem Anlaß in Deutſchland auftreten laſſen. Damit war es jetzt vorbei auf immer. Die Caſtilianer hatten ſich mit höchſter Begeiſterung um Philipp V. geſchaart und alle Verſuche des habsburgiſchen Karl auf Madrid vereitelt. Indem die Verbündeten des Letztern hierauf die Niederlande und Italien beſetzten, war die ſpaniſche Herrſchaft in ſich ſelbſt zerriſſen und für alle Zeiten aus Mitteleuropa beſeitigt. So kann man ſagen, daß die Schlachten von Höchſtädt, Ramillies und Turin den Ausgangspunkt für die moderne Geſtaltung des europäiſchen Staatenſyſtems

bilden: das Machtverhältniß zwiſchen Oeſterreich, England, Frankreich und Spanien, welches ſie geſchaffen, iſt ein volles Jahrhundert hindurch unverändert geblieben.

Sehr bald nach dieſen gewaltigen Kataſtrophen kam die zweite große Sorge des Kaiſers, die ungariſche Rebellion, zu ihrem Höhenpunkt und Ausgang. Die Ermahnungen und Verſprechungen, welche Joſeph nach ſeinem Regierungsantritte dorthin geſandt, trugen keine Frucht. Rakoczy mochte ſie für Schwäche halten, empfing damals reiche Geſchenke von Ludwig XIV., eröffnete eine, zum Glück fruchtloſe Unterhandlung mit der Pforte, ließ ſich 1707 zum Großfürſten von Siebenbürgen ausrufen, und 1708 endlich auch durch den ungariſchen Landtag die Abſetzung Joſeph's verkünden. Allein dieſer radicale Schritt hatte dieſelbe Folge, wie die Wiederholung deſſelben in der Revolution von 1848. Eine Menge einflußreicher Männer, die ſich an dem Aufſtande gegen rechtswidrige Unterdrückung betheiligt hatten, traten zurück von einer Sache, die ſich ſelbſt durch die ärgſte Rechtsverletzung befleckte. Die kaiſerlichen Generale Palffy und Stahremberg erfochten glänzende Siege; in den Reihen der Aufſtändiſchen erfolgte ein Abfall nach dem andern; zuletzt trat einer der tüchtigſten Feldherren Rakoczy's, Karolyi, mit den Kaiſerlichen in Unterhandlung, brachte den größten Theil der Kuruczen auf ſeine Seite und ſchloß 1711, nachdem Rakoczy nach Polen geflohen, ſeinen Frieden mit der Regierung. Am 30. April zog er die ganze Reiterei der Inſurgenten, mehr als 10,000 Pferde, in der Ebene von Maiteny zuſammen; ihre Officiere und Fahnenträger bildeten einen weiten Kreis um den General Palffy und ſchworen unter dem Zuruf der Truppen dem Kaiſer den Huldigungseid. Karolyi hatte ſich für ſeine Thätigkeit von der

Regierung 50,000 Ducaten verſprechen laſſen; die Hofkammer ſuchte nachher Ausflüchte, um ſich der Zahlung zu entziehen; Prinz Eugen aber erklärte, man müßte halten, was man einmal verſprochen; er gönne der Hofkammer gar gerne ihre Wirthſchaft, wo aber der Name und die Ehre des Kaiſers in das Spiel komme, da ſei alle Wirthſchaft umſonſt. In demſelben liberalen und umſichtigen Sinne hatte der Kaiſer dem Landtag zu Szathmar unbedingte Amneſtie und vollſtändige Herſtellung des verfaſſungsmäßigen Zuſtandes in Ungarn und Siebenbürgen bewilligt, und auch hierin wurde die kaiſerliche Verheißung beſſer als jemals früher gehalten. Die Wirkung war ſegensreich, dauernd, vollſtändig. Ungarn blieb vierzig Jahre lang in tiefer Ruhe, und als dann ſich das Land wieder einmal in begeiſterter Inſurrection erhob, geſchah es nicht, um den Kaiſer, ſondern um die Feinde Oeſterreichs zu bekämpfen, unter dem ſtürmiſchen Rufe: Laßt uns ſterben für unſern König Maria Thereſia.

Indeſſen ging der franzöſiſche Krieg im Rheinland, Flandern und Spanien mit unverminderter Hartnäckigkeit ſeinen Gang. Ludwig XIV. ſtrebte, die Verluſte der letzten Feldzüge wieder gutzumachen, die Verbündeten hofften, unter den Mauern von Paris die Räumung Spaniens durch Philipp von Anjou zu erzwingen. 1707 erkämpfte Marſchall Villars große Erfolge am Oberrhein, und Marlborough wurde in Flandern ſo hart bedrängt, daß im Frühling 1708 wieder alle Blicke auf Eugen als den allein der Lage Gewachſenen ſich richteten. Er erſchien mit wenigen Huſaren in Marlborough's Lager, erfriſchte auf der Stelle die niedergeſchlagenen Gemüther durch ſeine Sicherheit und Freudigkeit und brachte bei Oudenarde den Franzoſen eine neue große Niederlage bei. Die Mittel Frankreichs waren durch den

jetzt siebenjährigen kolossalen Kampf in hohem Grade erschöpft; aber der Versuch einer Friedensunterhandlung im Haag zerschlug sich; noch einmal raffte Ludwig mit größter Anstrengung alle Kräfte zusammen, und noch einmal kam es 1709 in Belgien zu einem furchtbar hartnäckigen Zusammenstoß. Die Schlacht von Malplaquet war die blutigste des ganzen Kriegs; sie kostete jeder der streitenden Parteien über 20,000 Menschen, ein volles Drittel ihrer Stärke. Der Sieg aber war wieder bei den Verbündeten, die Niedergeschlagenheit und Demüthigung in Paris vollständig, und Ludwig entschloß sich, auch auf die härtesten Bedingungen den Frieden anzunehmen. Es war der Wendepunkt der Dinge.

Es kam denn im Jahre 1710 zu einer neuen Unterhandlung in Gertruydenburg. Ludwig war bereit, seinen Enkel aufzugeben und Spanien dem Erzherzog Karl zu überlassen. Aber wenn er in früheren Jahren so oft durch harte Begehrlichkeit seine Gegner in Verzweiflung gebracht, so war ihm jetzt bestimmt, die Vergeltung auch hierfür in gleichem Maße zu erfahren. Der Ehrgeiz Kaiser Joseph's, die Forderungen der deutschen Reichsstände, die Kriegslust Marlborough's wetteiferten miteinander, und man blieb bei allen Begehren, an welchen 1709 die Haager Verhandlung gescheitert war. Man forderte zunächst die Herausgabe Straßburgs, des Elsasses, Lothringens; das geschehen, sollte Waffenstillstand sein, der Frieden aber dann erst definitiv werden, wenn Ludwig, mit Oesterreich und England vereint, seinen Enkel selbst aus Spanien vertrieben hätte. Ludwig war in seiner Bedrängniß zu den höchsten Opfern bereit. Er bot Straßburg, bot dann den ganzen Elsaß; er erbat für seinen Enkel das einzige Sicilien, und wollte, wenn Philipp dann an Spanien festhalte, Subsidien zu seiner Bekämpfung zahlen. So weit hatte ein gerechtes Ge-

ſchick den greiſen Monarchen gebracht. Sein weltbeherrſchender Uebermuth hatte einen Sturm heraufbeſchworen, unter deſſen Brauſen die Fundamente ſeines Reichs erzitterten. Seine Heere waren geſchlagen, ſeine Grenzen verletzt, ſeine Bevölkerung decimirt und verarmt. Er war gebrochen in ſich ſelbſt. Er war bereit auf allen Gewinn ſeiner ſiegreichen Jahre zu verzichten. Mit dieſem bitteren Entſchluſſe fand er dann ſein gutes Gewiſſen und ſeine innere Kraft wieder. Was man ihm weiter zumuthete, die Vertreibung Philipp's aus Spanien, betraf nicht mehr ein franzöſiſches Intereſſe, aber er war entſchloſſen, nichts gegen ſeine Ehre zu thun und nicht ſelbſt die Waffen gegen ſeinen Enkel zu führen, ſondern eher mit ſeinem Volke zu Grunde zu gehen. Da die Alliirten auf ihrer Forderung beſtanden, ſo löſten ſich im Juli 1710 die Gertruydenburger Conferenzen auf.

Wir dürfen ſagen: es war ein frevelhafter Uebermuth, welcher die Verbündeten damals erfüllte. Es war vor Allem ein Unheil für Deutſchland, daß Ludwig's Bedingungen verworfen und ſomit die Reſtitution des Elſaſſes verſchmäht wurde — weshalb? weil auf der einen Seite der Kaiſer weder auf Sardinien noch auf Sicilien verzichten wollte, weil auf der andern Marlborough, in ſeiner Heimath bedroht, ſich durch die Fortſetzung des Krieges unentbehrlich zu machen glaubte. Was Eugen betraf, ſo war er 1709 höchſt beſtimmt für den Frieden. Während er dem franzöſiſchen Unterhändler in der ſchärfſten Weiſe zuſetzte, ſchrieb er dringend nach Wien um einige Einräumungen. Das Kriegsglück ſei wandelbar, bei den Alliirten die Abneigung gegen weitere Opfer allgemein, ohne deren Hülfe Oeſterreich ganz außer Stand, den Krieg fortzuführen. Wenn man jetzt das franzöſiſche Angebot verwerfe, ſei überwiegende

Gefahr vorhanden, daß man ſpäter nicht ſo viel erreiche. Er ſetzte durch, daß man in Wien eine Conceſſion an der Rheingrenze für möglich erklärte, aber in der italieniſchen Frage blieb alle Bemühung vergeblich. Im folgenden Jahre hatte ſich im Allgemeinen die Geſinnung Eugen's nicht geändert; indeſſen glaubte er aus einigen Anzeichen ſchließen zu müſſen, daß Frankreich nur zum Scheine, nur um Zeit zu neuer Rüſtung zu gewinnen, unterhandle, und freute ſich nach dieſer — freilich irrigen — Vermuthung über den Abbruch der Conferenzen.

Der Frieden war verworfen. Die Nemeſis folgte auf der Stelle mit raſchen Schlägen.

Der Erſte war ein Machtwechſel in England. Die Whigpartei war dort die Seele des Krieges, ſeit dreißig Jahren im heftigen Gegenſatze zu Frankreich, mit Eifer und Luſt der großen auswärtigen Politik ergeben. Jetzt erlebte ſie, daß die Maſſe des Volkes über die wachſende Steuerlaſt ungeduldig wurde, die Tories eine ſtarke hochkirchliche Bewegung im Lande erregten, die Königin mit plötzlichem Entſchluß ihre Neigung der Lady Marlborough entzog. So kam im Sommer 1710 ein toryiſtiſches Miniſterium an das Ruder, in dem ein höchſt talentvoller Staatsmann, St. John, oder wie er ſpäter hieß, Viscount Bolingbroke, das auswärtige Amt einnahm. Er wollte nicht Frieden im Moment, nicht Frieden um jeden Preis, aber er wünſchte den Krieg zu beendigen, ſobald es ſich irgend wie in vortheilhafter Weiſe thun ließe.

Zum Zweiten entſchied ſich, December 1710, in Spanien der Krieg vollſtändig zu Gunſten Philipp's V. Eine engliſche Heerſchaar wurde gefangen, eine öſterreichiſche beſiegt; Karl III. ſah ſein Königthum auf die Mauern von Barcelona beſchränkt.

Es leuchtet ein, wie ungünstig dies für den Standpunkt des Kaisers war, wie es denselben geradezu umkehrte. Der Kaiser hatte für seinen Bruder außer Spanien auch Sicilien begehrt. Jetzt stand es so, daß Karl zwar Sicilien und die anderen Nebenlande, Philipp aber das Hauptland Spanien unerschütterlich besaß. Auch wenn Ludwig XIV. sich fügte, hätte die Verjagung Philipp's aus Spanien einen neuen großen Krieg erfordert, zu welchem Niemand weniger als das neue englische Ministerium Neigung hatte.

Von noch größerer Tragweite aber war das Dritte, daß am 17. April 1711 ohne Hinterlassung männlicher Nachkommen Kaiser Joseph I. in blühendem Mannesalter durch einen Anfall der Pocken plötzlich dahingerafft wurde. Dies war ein Ereigniß, durch welches in der That die gesammte Weltlage eine Umwandlung erfuhr. Es folgte ihm in den österreichischen Erblanden, und wie sich verstand auch in der deutschen Kaiserwürde, sein Bruder Karl VI., derselbe Prinz, welchen die Verbündeten bis dahin der französischen Thronfolge in Spanien entgegengestellt hatten. Auf dessen Haupt also sollten jetzt alle Kronen Karl's V. versammelt werden; er sollte in Wien und Regensburg, in Ofen und Brüssel, in Mailand und Neapel, in Madrid und Indien herrschen. War dies ein Ausgang, wie ihn Wilhelm III., wie ihn überhaupt die Stifter der großen Allianz gewollt hatten? Man war in den Kampf gegangen, um die Universalmonarchie Ludwig's XIV. zu verhindern; sollte man jetzt den Kampf fortsetzen, um die Weltherrschaft Karl's VI. zu gründen?

Bolingbroke war fest entschlossen, daran keinen Theil zu nehmen, und trat mit kühnem Muthe an die Aufgabe heran, die für ihn einen Kampf auf Leben und Tod mit einer mächtigen

engliſchen Partei, mit dem von dem Volke vergötterten Feldherrn, mit den ſiegreichen und ehrgeizigen Bundesgenoſſen in ſich ſchloß. Für ſich hatte er die bornirte Königin, die friedensſehnſüchtigen Kaufleute, die Prälaten der Hochkirche und deren augenblicklich ſehr erregten Anhang im Lande. Er nahm ſich wunderlich genug in dieſer Parteiſtellung aus, er, der glänzendſte Lebemann ſeiner Zeit, der kein höheres Vorbild in der Weltgeſchichte kannte, als den Athener Alkibiades, der es liebte, die eine Nacht mit berufenen Courtiſanen zu verpraſſen und die folgende über der Entwerfung einer Europa's Schickſal entſcheidenden Depeſche zu verwachen, der von geoffenbarter Religion nichts wußte, alle Hierarchie verachtete und eine unerſchöpfliche Lauge vernichtenden Spottes über das äußere Kirchenthum ergoß. Ein Menſch, der die geiſtige Kraft beſaß, der Gründer zugleich des neuen Staatenſyſtems und des modernen Rationalismus zu werden, und der für ſein eignes Leben dieſe Schöpfungen geringer achtete, als den Genuß der Macht, der Intrigue und des ſinnlichen Taumels. Ein Menſch, der ſeine Laufbahn wie eine Cabale gewöhnlichen Schlages begann, aber eine ſolche Stellung und eine ſolche Kraft beſaß, daß dieſe Cabale zu einer großen weltgeſchichtlichen That wurde.

Er eröffnete ſeinen Weg mit höchſter Vorſicht. Einen engliſchen Dichter ſandte er heimlich nach Verſailles, im tiefſten Incognito kam dann ein franzöſiſcher Diplomat nach Windſor. Nach ſchneller Einigung über die weſentlichen Punkte wurde für den Frühling 1712 ein allgemeiner Congreß in Utrecht verabredet und darauf das Geſchehene dem Parlamente mitgetheilt. Die Whigs in beiden Häuſern tobten, Marlborough erhob offene Oppoſition, der kaiſerliche Geſandte erging ſich in lebhaften Schmähungen. Aber Bolingbroke war nicht zu ſchrecken. Im

Unterhauſe gewann er die Mehrheit mit allen Mitteln der Ueberredung, Drohung und Beſtechung; den Angriff der Lords brach er durch einen großen Peersſchub; den kaiſerlichen Geſandten wies er aus London hinweg; Marlborough verwickelte er in einen bedenklichen Unterſchleifsproceß. Auf des Kaiſers Befehl ging Eugen ſelbſt nach London hinüber, um eine Aenderung der engliſchen Politik zu erwirken; er wurde mit höchſten Ehren aufgenommen, richtete aber nicht das Mindeſte aus. Als er darauf 1712 die Kriegsoperationen an der flandriſchen Grenze erneuerte, beſann ſich Bolingbroke keinen Augenblick, den engliſchen Truppen Befehl zur Unthätigkeit zu geben, wodurch dann eine blutige Schlappe für das kaiſerliche Heer bei Denain herbeigeführt wurde. Es war deutlich, daß Bolingbroke ſchlechterdings kein Mittel ſcheuen würde; es zeigte ſich wieder einmal, was die Kraft eines klaren und unbedingten Willens vermag; er trug es davon, und ſammelte außer dem Kaiſer und dem König Philipp die Geſandten aller am Kriege betheiligten Mächte in Utrecht.

Sein Begehren ging nun im Weſentlichen dahin, daß, unter feſten Garantien der ewigen Trennung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Krone, Philipp V. Spanien und Indien behalte, Karl VI. aber durch Belgien, Mailand und Neapel entſchädigt werde; Sicilien ſollte der Herzog von Savoyen, England Gibraltar und Minorca, Deutſchland aber Straßburg und Landau empfangen. Dieſe Vorſchläge entſprachen durchaus den Ergebniſſen der Waffen, da die Allianz in Belgien und Italien glänzend geſiegt, am Rheine eben das Uebergewicht behauptet, in Spanien eine völlige Niederlage erlitten hatte: auch waren Eugen und die Mehrzahl der deutſchen Miniſter Karl's ſofort der Meinung, daß Kaiſer und Reich dem engliſchen Plane beitreten ſollten.

Eugen's entscheidendes Argument war die Unmöglichkeit fernerer Kriegführung ohne Hülfe der Seemächte. Sie wird auch Ihnen sogleich auf das Schlagendste durch wenige Ziffern aus den Finanzen des Kriegs erhellen. Holland hatte bis dahin auf den Kampf vierzig, das deutsche Reich dagegen vier Millionen Gulden verwandt. Der Kaiser konnte für seine Heere im besten Falle jährlich sechs bis acht Millionen aufbringen, während England jedesmal sechzig bis siebenzig gestellt hatte. So viel bedeutet eine verständige Verfassung und innere Freiheit für die auswärtige Macht der Staaten. Sogar mit dieser Hülfe war Oesterreich in stetem Deficit gewesen, was sollte nun erst werden ohne sie? In der Sache stand es so, daß Oesterreich nach dem englischen Vorschlag eine Menge der reichsten Provinzen gewinnen sollte, nach Karl's Wünschen aber wie einst unter Karl V. zu einem spanischen Nebenlande herabgesunken wäre. Denn Karl VI. war während seines spanischen Aufenthaltes auf das Gründlichste hispanisirt; die völlig andächtige Devotion des spanischen Hoftones hatte ihn höchlich beglückt, so daß er die freiere deutsche Weise plump und respectwidrig fand; er war auch jetzt von einer Anzahl spanischer Granden umringt, duldete kein Wort für den Frieden und wies alle Vorstellungen seiner deutschen Minister zurück. Darauf wurde auch Bolingbroke ungeduldig und gab den Franzosen die Behauptung Straßburgs nach. Sonst wurde am 11. April 1713 der Frieden von Utrecht auf die erwähnten Bedingungen unterzeichnet. Der Kaiser war tief entrüstet, und das schwache Reichsheer mußte noch eine Campagne am Oberrhein machen, welche dann allerdings äußerst unglücklich ausfiel, und durch alle Talente Eugen's nicht zum Bessern gewandt werden konnte, zumal Karl's spanische Freunde sogar die Ent-

ſendung der in Italien ſtehenden öſterreichiſchen Regimenter an den Rhein verhinderten. So ließ ſich endlich Karl VI., die erſte Entrüſtung einmal durchgemacht, durch die deutſchen Miniſter überzeugen, daß Bolingbroke freilich ein haſſenswerther Verräther, aber der Gewinn von Belgien und Mailand, von Neapel und Sardinien doch nicht zu verachten ſei. Die Koſten ſeines langen Zögerns trug das deutſche Reich, da im Frieden zu Raſtadt und Baden 1714 die Franzoſen außer Straßburg auch noch Landau behielten. Eugen, der mit Marſchall Villars ſelbſt den Frieden unterhandelte, hatte das Mögliche und Unmögliche verſucht, um die neue Einbuße zu verhüten, zuletzt aber dem großen, für Deutſchland ungünſtigen Zuſammenhang der Dinge weichen müſſen.

So trat er mit nicht ungetrübter Stimmung aus dem dreizehnjährigen Weltkampfe hervor, welcher ihm die Fülle unſterblicher Lorbeeren gebracht, ſeinem erwählten Vaterlande die glänzendſte Erweiterung zugewandt, und die europäiſche Suprematie König Ludwig's XIV. von Grund aus gebrochen hatte. Sein Ruhm erfüllte ganz Europa, ſein Name wurde in England wie in Deutſchland gefeiert, und in Raſtadt ſelbſt hatte er ſich die verehrende Freundſchaft ſeines franzöſiſchen Gegners erobert. Kaiſer Karl, obwohl durch ſeine ſpaniſchen Neigungen gegen ihn abgekühlt, überhäufte ihn mit Ehren und Dotationen und ernannte ihn zum Generalſtatthalter der neu gewonnenen Niederlande. Ehe er jedoch ſich den Geſchäften dieſer Verwaltung widmen konnte, eröffnete ſich ihm im fernen Oſten ein anderer Schauplatz gewaltigen Streitens, glorreicher Siege, unabſehbarer Erfolge.

Die Osmanen hatten die Verluſte des Carlowitzer Friedens keineswegs verſchmerzt. Es war ihnen gelungen, im Jahre 1711 dem ruſſiſchen Czaren die Feſtung Aſow wieder zu entreißen;

im Jahre 1715 richteten ſie ihren Angriff auf die Republik Venedig, um ihr die Halbinſel Morea wieder abzunehmen; ſie meinten, daß Oeſterreich nach dem langen franzöſiſchen Kriege unmöglich werde intervenireu können. Hier aber war Eugen mit Kaiſer Karl vollſtändig eines Sinnes, daß unthätiges Zuwarten ſowohl die Ehre als die Intereſſen Oeſterreichs im hohen Grade gefährden müſſe; am 13. April 1716 wurde die Allianz mit Venedig unterzeichnet, und im Laufe des Sommers ein Heer von 65,000 Mann in der Nähe von Peterwardein zuſammengezogen. Dieſes Mal war es dem Prinzen gelungen, durch weitgreifende ökonomiſche, militäriſche und diplomatiſche Vorkehrungen die Mängel der früheren Jahre fern zu halten; als er im Juli im Lager von Futak erſchien und den Oberbefehl antrat, konnte er mit ſtolzer Freude die vollzählige Mannſchaft, die reichen Vorräthe, die wohlzuſtrömende Verpflegung muſtern. Die Mehrzahl der Leute kannte den Krieg, alle waren von unbedingtem Vertrauen auf ihren Führer erfüllt, und drängten mit der Gewißheit des Sieges zum Kampfe. Ende Juli überſchritt der Großvezier Damad Ali mit mehr als 200,000 Mann die Donau und näherte ſich der kaiſerlichen Stellung. In Eugen's Kriegsrath meinten die Einen, man ſolle über die Donau zurückgehen, die Andern, man möge ſich im Lager verſchanzen, ſie Alle, die türkiſche Uebermacht müſſe man vorerſt an den Wällen Peterwardeins ſich verbluten laſſen. Eugen aber verwarf dieſe Meinungen ſämmtlich. Die Truppen ſeien weniger zahlreich als die türkiſchen, aber viel zu gut, um ſie durch Verſtecken hinter den Schanzen zu entmuthigen; der Soldat komme friſch aus dem Quartier, ſei wohlgenährt und ſtreitbegierig — worauf denn wolle man noch warten? Am 5. Auguſt rückte er aus dem

Lager, das Fußvolk in dicken Colonnen, die Cuiraſſiere in ſchweren Maſſen zuſammengefaßt; ein wildes Getümmel entſtand, in welchem die Spahis einmal durch die Linie des Fußvolkes hindurchbrachen; im Ganzen aber blieb man geſchloſſen, ging bald ſelbſt zum zermalmenden Angriff über, und bereits um Mittag war Alles entſchieden, der Großvezier todt, das feindliche Heer zerſprengt, eine unermeßliche Beute gewonnen. Die unmittelbare Frucht des Sieges war die von Eugen lang erſehnte Eroberung des Banates, deſſen Hauptſtadt Temesvar nach tapferem Widerſtand am 17. October capitulirte. Aber dabei blieb die Einwirkung von Eugen's Waffenglück nicht ſtehen. Die chriſtliche Landbevölkerung des türkiſchen Reiches ertrug die Herrſchaft der Osmanen damals ſo widerwillig wie heute, und hatte in jener Zeit noch nicht gelernt, auf Rußland als nächſten chriſtlichen Genoſſen ihre Blicke zu richten oder in dem römiſch-katholiſchen Oeſterreich einen confeſſionellen Gegner zu ſehen. Vielmehr erblickten ſie auch in dieſem einfach eine chriſtliche Macht, deren Waffen ſich ihren Grenzen nahten, und weithin durch die Balkanhalbinſel knüpften ſich an den Namen Eugen's die Hoffnungen der Raja. Die Biſchöfe Albaniens ſandten zu ihm um Befreiung vom mohamedaniſchen Joche, in den Kirchen der Walachei betete das Volk um ſeine Erlöſung durch die Ankunft der Deutſchen. Eugen ergriff mit Nachdruck die Ausſichten, die ſich an dieſe Bewegung knüpften. Jenen Biſchöfen ſandte er ermunternde Zuſicherungen und hielt den ganzen Winter hindurch die Hoffnungen der Raja durch unabläſſige Streifzüge nach Bosnien, Serbien, der Walachei lebendig. Er ſelbſt ging nach Wien, um perſönlich für die Vorbereitungen zum nächſten Feldzuge zu wirken, und hatte die Genugthuung, daß die vereinten

Kräfte der kaiſerlichen Erblande und des deutſchen Reiches, der römiſchen Kirche und der öſterreichiſchen Judenſchaft die Kriegscaſſe reichlich füllten. In ſeinem Lager, als der glänzendſten Schule des großen Krieges, ſammelten ſich Freiwillige aus halb Europa, die Söhne Max Emanuel's mit 6000 Mann baieriſcher Truppen, ein Enkel Ludwig's XIV., begleitet von einer glänzenden Schaar franzöſiſcher Edelleute, ein portugieſiſcher, zwei lothringiſche, eine große Anzahl deutſcher Prinzen. Am 18. Juni 1717 ging Eugen über die Donau, um den Schauplatz ſeiner populärſten Waffenthat, der Belagerung von Belgrad, zu recognosciren. 61 Bataillone und 176 Schwadronen, im Ganzen etwas über 100,000 Mann, führte er über den Strom —

er ließ ſchlagen einen Brucken,
daß man konnt' hinüberrucken
mit der Armee wohl für die Stadt.

Seine Lagerlinien, durch Schanzen und Batterien gedeckt, umſchloſſen Belgrad im Süden von dem Ufer der Donau bis zum Rande der Save, während eine bewaffnete Flottille den Zugang der Feſtung von den Waſſerſeiten verwehrte. Die Belagerung begann ſogleich mit großer Lebhaftigkeit, indeſſen hielt die Beſatzung ſtandhaft aus, und begrüßte mit lautem Jubel am 30. Juli die von den Zinnen des Schloſſes wahrgenommene Ankunft des Entſatzes, mit welchem der Großvezier Chalil, den Kaiſerlichen um die Hälfte überlegen, einen Kanonenſchuß weit von Eugen's Schanzen am 1. Auguſt eine feſte Stellung bei Krozka bezog. Die Lage des chriſtlichen Heeres war kritiſch. Rechts und links einen bedeutenden Fluß, hinter ſich die ſtarke türkiſche Feſtung, vor ſich das überzählige feindliche Heer, welches ſogleich durch eine unausgeſetzte Beſchießung jeden Punkt des

chriſtlichen Lagers unſicher machte — dazu die eigenen Truppen durch die vierwöchentlichen Strapazen ermüdet, durch die bisherigen Kämpfe auf 70,000 Mann vermindert, von Mangel und Seuchen in immer wachſendem Maße heimgeſucht. Eugen fand den Rückzug über die Brücken im Angeſicht des Gegners unmöglich; das Abwarten eines feindlichen Angriffes hätte den ſichern Ruin durch Krankheit und Beſchießung auch ohne Kampf gedroht; er ſah wieder die höchſte Klugheit in der entſchloſſenſten Kühnheit und beſchloß auf den 16. Auguſt die eigene Offenſive, die Zerſprengung des feindlichen Entſatzheeres. Um Mitternacht rückten die Colonnen, in tiefem Schweigen antretend, hinaus auf das freie Feld; gegen Morgen legte ſich ein dicker Nebel über die Gegend, welcher die Annäherung der Armee dem Feinde eine Weile verdeckte, dafür aber auch einige Colonnen ſich zu weit nach rechts ſchieben ließ, ſo daß im Centrum der Schlachtreihe eine bedeutende Lücke entſtand. Zuerſt auf dem rechten Flügel ſtießen Palffy's Reiter im Dunkel auf einen feindlichen Laufgraben; der Alarm flog ſogleich durch das türkiſche Lager und auf allen Seiten brach ein verwirrtes Fechten los. Niemand vermochte, durch den Nebel weiter als zehn Schritte zu blicken; Jeder warf ſich auf den Feind, wo er ihn fand; bei der Enge des Raumes gab ſelbſt der Donner des Geſchütz- und Gewehrfeuers kein Urtheil über den Stand der Schlacht. Endlich zerriß gegen acht Uhr der friſche Morgenwind den Nebel und entrollte vor Eugen's Augen in einem Moment das Bild der Lage. Seine beiden Flügel waren gewaltig vorgedrungen, im Centrum aber hatte das türkiſche Fußvolk Boden gewonnen, und war eben im Begriffe, dem rechten Flügel der Kaiſerlichen in Seite und Rücken zu fallen. Da brauſte in Eugen ſelbſt das alte Sol-

datenherz auf; er ſetzte ſich perſönlich an die Spitze ſeiner Reſerven und ſtürzte ſich auf die feindliche Colonne. Ein furchtbares Gemetzel entſpann ſich, und während das Fußvolk Angriff auf Angriff folgen ließ, ergriff der Prinz ſeine nächſten Reiterregimenter und ſchmetterte mit ihnen dem ſchweren Klumpen der Janitſcharen in die Flanke. Damit war der letzte Widerſtand gebrochen und die Niederlage des Feindes wie vorher auf den Flügeln, ſo jetzt auch im Centrum vollendet. Die Türken verloren 12,000 Todte und Verwundete, 5000 Gefangene, 200 Geſchütze, 50 Fahnen, ihr ganzes Lager mit unendlichem Geräth. Sechs Tage nachher capitulirte Belgrad. Es war damit ganz Serbien der Botmäßigkeit der kaiſerlichen Waffen unterworfen, und von dort und von Siebenbürgen aus die Donaufürſtenthümer einem doppelten Angriff ſo völlig eröffnet, daß beide Hospodare ſich zu Tribut und Kriegsſteuer bequemten. Kaum 30,000 Mann zerrütteter und eingeſchüchterter Truppen hatte der Großvezier noch beiſammen, während die chriſtliche Bevölkerung bis tief nach Albanien und Bulgarien hin in fieberhafter Erregung war. Ein kühner Ehrgeiz oder eine erregbare Phantaſie hätte den Gedanken einer gänzlichen Vertreibung der Türken aus Europa faſſen mögen; aber auch die ruhigſte Erwägung durfte die Erwerbung der Moldau und der Walachei und damit den Beſitz der Donaumündungen für geſichert halten. Mit dieſer Abrundung hätte Oeſterreich den Titel des Donaureiches zur Wahrheit gemacht und für Ungarn die natürliche Bahn zum Meere gewonnen; es hätte auf alle Zeit die entſcheidende Stellung im Oriente eingenommen und das ruſſiſche Reich in Europa von jeder Berührung mit der orientaliſchen Frage abgeſchnitten. Als die Pforte den Frieden begehrte, forderte denn Eugen, Februar 1718, um die

Grenzen der Chriſtenheit ſicher zu ſtellen, die Abtretung Bosniens und Serbiens auf dem rechten, der Walachei und halben Moldau auf dem linken Donauufer.

Während dieſer ſtolze Antrag von den Diplomaten auf dem Congreſſe zu Paſſarowitz in kritiſche Behandlung genommen wurde, haben im naſſen Feldlager vor Belgrad die kaiſerlichen Soldaten das deutſche Lied erdacht, das Lied von Prinz Eugenius, dem edlen Ritter.

## III.

Als Prinz Eugen einſt zu ſeinem erſten italieniſchen Feldzug abging, war der franzöſiſche Marſchall Villars in Wien, und Eugen drückte ihm beim Abſchied Hochachtung und Freundſchaft aus. Einige Hofleute wunderten ſich darüber, daß Eugen in ſolchem Tone zu einem Feinde ſpreche; da rief Villars ihnen lebhaft zu: Meine Herren, ich will Ihnen ſagen, wo ſich die wahren Feinde des Prinzen aufhalten; ſie ſind hier in Wien, ſo wie die meinigen in Verſailles.

Eugen ſollte jetzt die Richtigkeit dieſes Wortes erfahren. Es war ihm nicht beſtimmt, auf dem orientaliſchen Kriegsſchauplatze vollſtändigere Erfolge als auf dem franzöſiſchen zu ernten. Dieſelbe Urſache, welche hier trotz alles Siegesglanzes die diplomatiſchen Ergebniſſe geſchmälert hatte, wirkte auch dort mit nicht geringerer Schädlichkeit ein.

Kaiſer Karl hatte ſich in Raſtadt mit Frankreich, Philipp von Spanien in Utrecht mit England und Holland verſöhnt. Seitdem ruhten allerdings die Waffen in ganz Weſteuropa, aber zu einem förmlichen Friedensſchluſſe zwiſchen den beiden Prätendenten ſelbſt war es nicht gekommen. Karl führte zu lebhafter Entrüſtung des Madrider Hofes den Titel eines Königs von Spanien und Großmeiſters des goldenen Vließes fort; Phi-

lipp nannte ihn ſtets nur den Erzherzog und war entſchloſſen, bei der erſten Gelegenheit die altſpaniſchen Theile Italiens, Neapel, Sardinien, Mailand ſeinem Reiche wieder zu gewinnen. Dieſer Gedanke wurde noch verſtärkt, als er im September 1714 ſich in zweiter Ehe mit Eliſabeth Farneſe von Parma vermählte, welche bei dem bevorſtehenden Ausſterben des farneſiſchen Mannsſtammes in Parma oder des mediceiſchen in Florenz, Erbanſprüche auf dieſe Landſchaften beſaß. Eliſabeth war in ſtrenger und ſtaatskluger Zucht herangewachſen; ihr lebhafter Sinn war früh auf politiſche Dinge, auf Ehrgeiz und Machtbeſitz gerichtet, ihr raſches Temperament auf Fleiß, Berechnung und Selbſtbeherrſchung gelenkt worden; mit dieſen Gaben wußte ſie den arbeitsſcheuen, melancholiſch hinbrütenden und reizbar auffahrenden Gemahl bald ſich völlig zu unterwerfen. Er konnte ihre Geſellſchaft nicht einen Augenblick bei Tag und bei Nacht entbehren; ſie war ſtets munter und unterhaltend, fügte ſich jeder kleinen Laune, pries jede ſeiner Schwächen, und lenkte ſo ihn bei allen wichtigen Sachen nach ihrem Willen. Da ihre eigenen Söhne keine Hoffnung zur Thronfolge in Spanien hatten, ſo wünſchte ſie ihnen Fürſtenthümer in Italien zuzuwenden, und der engliſche Geſandte meldete demnach ſchon 1716 ſeiner Regierung, wer dem ſpaniſchen Hofe das höchſte Angebot in Italien mache, könne unbedingt über deſſen Eifer verfügen.

Politiſchen Rath nahm damals Eliſabeth vor Allem von Cardinal Alberoni, eines Gärtners Sohn aus Piacenza, einem Zwerge mit dickem Kopfe, pockennarbigem Geſicht, verſchwindend kleiner Naſe und mächtig breiten Schultern, welcher Küſter, Jeſuitenſchüler, Intendant geweſen, dann Prieſter, Kanonikus, Abbate geworden, von frühe auf unendliche Lernbegier, Anſtellig-

keit und Unermüdlichkeit entwickelt, und während des Krieges ſich dem Herzog von Vendome durch ſcharfen Verſtand, ſchnöde Witze und burleske Schmeichelei empfohlen hatte. Durch dieſen an den ſpaniſchen Hof gelangt, hatte er ein allſeitiges Talent für Staatsſachen bewährt, und eine Freude war es, wie unter ſeiner einſichtigen Leitung Spanien ſich von den Nachwehen des Krieges erholte. Es zeigte ſich jetzt, daß der Verluſt der Nebenlande ein reiner Gewinn für die Krone war; die Verwaltung und Behauptung Belgiens und Neapels hatten jährlich große Summen gekoſtet; 1717 ſtand die Einnahme des Staates viel höher als jemals unter den Habsburgern, und Alberoni ſagte dem König: Nur noch fünf Jahre Frieden, und Spanien ſoll ſo reich und mächtig wie irgend ein Land Europa's ſein. Sein Wunſch war, den Frieden fort und fort zu erhalten, aber um die Gunſt ſeiner Herren zu bewahren, mußte auch er ihren Eroberungsgelüſten ſchmeicheln und wenigſtens für die Zukunft Verwirklichung verheißen. Damit untergrub er ſelbſt ſein Princip, und als 1717 ein ſpaniſcher Prälat in Mailand verhaftet wurde, und König Philipp dies als perſönliche Beleidigung hoch aufnahm, war Alberoni nicht im Stande, den Ausbruch des Krieges zu verhüten. Eine ſpaniſche Flotte lief aus, die Inſel Sardinien, und nach deren Bezwingung auch Sicilien anzugreifen.

Die Gefahr für Oeſterreich war eben nicht groß. Weder England und Holland, noch auch Frankreich, deſſen Regent, der Herzog von Orleans, mit König Philipp perſönlich zerfallen war, wollten einen Bruch des Utrechter Rechtszuſtandes dulden, und alle dieſe Mächte ſchloſſen ohne Zaudern eine Allianz mit dem Kaiſer zur Einſchränkung des ſpaniſchen Ehrgeizes. Man er-

kannte darin allerdings die Erbansprüche Elisabeth's auf Parma und Florenz an, bekräftigte aber dem Kaiser den Besitz von Mailand und Neapel, und verbesserte noch seine Stellung, indem man ihm Sicilien überwies, während Piemont sich statt dessen mit Sardinien begnügen mußte. Karl hätte also allen Grund gehabt, dem spanischen Angriffe mit Gemüthsruhe entgegenzusehen, und sich in dem aussichtreichen türkischen Kriege nicht beirren zu lassen.

Allein eine andere war die Stimmung in Wien. Karl war völlig in der Hand seiner spanischen Räthe, und diesen war Deutschland zuwider und der Orient gleichgiltig, während sie in den italienischen Provinzen, als einem Reste von Karl's spanischer Krone, die einzigen werthvollen Kleinodien seiner Herrschaft sahen. Der Kaiser hatte aus ihnen einen sogenannten spanischen Rath gebildet, und diesem die Verwaltung Mailands, Neapels, Sardiniens ausschließlich übertragen; alle höheren Aemter in diesen Provinzen wurden mit Spaniern besetzt, und der liebste Traum ihres Ehrgeizes war, von dort aus Spanien selbst zurückzuerobern. Eine schöne Castilianerin, welche sich der hohen Gunst des Kaisers erfreute, brachte ihren Gemahl, den völlig unbedeutenden Grafen Althan, zu großem politischen Einfluß, und dieser, ursprünglich ein eben so bescheidener wie nichtiger Mensch, begann es bald unerträglich zu finden, daß alle Welt nur vom Prinzen Eugen rede, daß in allen Stücken nur nach der Meinung des Prinzen Eugen gefragt werde, als wenn es gar keine großen Männer gebe als den Prinzen Eugen. Und dieser Prinz Eugen hatte nun gar kein spanisches Herz, hatte 1709 das spanische Sicilien opfern wollen, um dem deutschen Reiche Straßburg zu gewinnen, hatte sich 1714 in Rastadt nicht

um Catalonien, ſondern um Landau bekümmert, und antwortete 1717, als er ſchleunigſt Truppen aus Ungarn nach Neapel ſenden ſollte, was denn an einer Landung von einigen Tauſend Spaniern in Italien viel gelegen wäre. Die Spanier in Wien waren darüber höchlich erzürnt, und Kaiſer Karl war in dieſe Stimmung um ſo leichter hineinzuziehen, je weniger ihm die unbedingte Freimüthigkeit des Prinzen zuſagte. Er war der echte Sohn ſeines Vaters, gutmüthig und wohl gebildet, ein gelehrter Münzforſcher und ſo muſikaliſch, daß er wohl ſein Orcheſter ſelbſt dirigirte, und als ſein Capellmeiſter einmal ausrief: Majeſtät könnten gleich Capellmeiſter werden, ſchmunzelnd antwortete: Nun ich habe jetzt auch meinen Unterhalt — in politiſchen Dingen aber begriff er nicht, daß andere Menſchen andere Meinungen oder andere Standpunkte haben könnten als ſeinen habsburgiſchen, und wie er überhaupt etwas langſam begriff, ſo war er nach der Weiſe ſchwacher Geiſter höchſt mißtrauiſch auf ſeine Selbſtſtändigkeit, ließ ſich von ſchmiegſamer Mittelmäßigkeit lenken, und ſcheute vor jedem aufrichtigen und bedeutenden Rathgeber zurück. Althan verſtand, ihn eben an dieſer Stelle zu faſſen, und Eugen's gerades Auftreten auf das Gründlichſte zu verdächtigen. Mit einem Worte, der Sieger von Belgrad war in formeller Ungnade, in dem Augenblick, wo er die Zukunft des Orients in die Hand ſeines Herrſchers zu legen im Begriff ſtand. Karl beſchloß, ſo ſchnell wie möglich mit den Türken Frieden zu ſchließen, um ſeine Truppen für Italien verfügbar zu haben. Eugen bewährte hier auf's Neue ſeine Selbſtverleugnung, und inſtruirte ſelbſt, nachdem des Kaiſers Befehl ertheilt war, die öſterreichiſchen Geſandten auf Herabſtimmung ihrer Forderungen. Venedig mußte Morea in der Hand der Türken laſſen, Oeſterreich

begnügte ſich mit Belgrad und einem kleinen Bezirke der weſtlichen Walachei, und die ſchönen Träume, die Donau bis zum Pontus zu gewinnen, die Herrſchaft des Halbmondes zu zertrümmern, die entſcheidende und führende Macht im Orient zu werden, waren, wer weiß auf wie lange, zerronnen. Freilich kam es dann gegen Spanien ſchnell zur Entſcheidung. Eine engliſche Flotte ſchlug die ſpaniſche am Capo Paſſaro, ein öſterreichiſches Heer dehnte ſich in Sicilien aus, ein franzöſiſches Corps überſchritt die Pyrenäen. In Madrid verlor König Philipp den Muth, Eliſabeth fand die von der Allianz gebotene Beſtätigung ihrer Erbanſprüche auf Parma und Florenz unwiderſtehlich; die Schuld der ſonſtigen Kriegsunfälle wurde auf Alberoni geworfen, und der Miniſter in plötzlicher Ungnade des Landes verwieſen. Spanien nahm darauf die Bedingungen der Verbündeten an, und der Kaiſer ſah ſeine italieniſche Herrſchaft glänzender als jemals abgerundet.

Eugen, nach Wien zurückgekehrt, behielt äußerlich durchaus die bisherige hohe Stellung als Präſident des Hofkriegsrathes, Conferenzminiſter und Generalgouverneur der Niederlande. Aber ſein perſönliches Verhältniß zum Kaiſer war zerſtört. Seine ſpaniſchen Gegner verbargen kaum den Wunſch, ihn völlig aus Oeſterreich zu entfernen; er ſelbſt warnte wohl ſeine Freunde, bei irgend einer Bitte ſich nicht von ihm empfehlen zu laſſen, weil dann die Abweiſung ſicher ſei. Anerkanntermaßen war er das Haupt der deutſchen Partei des Hofes, und nach wie vor in engem Verhältniß mit Gundacker Stahremberg, der ſich übrigens ſo viel wie möglich aus den politiſchen Streitigkeiten hinter ſeine Finanztabellen zurückzog. Die Lage war um ſo zerfahrener, als ein Theil der deutſchen Staatsmänner, wie die Grafen Schlik

und Windiſchgrätz, obwohl den Spaniern gleich feindſelig, aus perſönlicher Eiferſucht auch von Eugen ſich trennten und eine dritte Partei bildeten. Im Jahre 1719 kam es ſo weit, daß der Schwager Althan's, ein junger Graf Nimptſch, der als luſtige Perſon bei Karl VI. wohlgelitten war und ſich Manches herausnehmen durfte, eine Reihe beſtimmter Anklagen gegen Eugen, auf verrätheriſche Umtriebe mit Baiern und dem öſterreichiſchen Adel, dem Kaiſer zutrug, während ein politiſcher Abenteurer, Abbate Tedeschi, eine Creatur des ſardiniſchen Geſandten, die Beweiſe dafür zu liefern verſprach. Glücklicherweiſe erhielt Eugen Nachricht von dieſen Umtrieben, und faßte ſeinen Entſchluß mit derſelben Kraft und Schnelligkeit wie auf dem Schlachtfelde. Er erſchien vor dem Kaiſer, er ſelbſt als Kläger, mit der Forderung ſcharfer Strafe gegen die Verleumder, ſonſt werde er auf der Stelle Oeſterreich und den kaiſerlichen Dienſt verlaſſen. Dieſer ruhigen Feſtigkeit war Karl nicht gewachſen. Eine Criminalunterſuchung wurde gegen Nimptſch und Tedeschi eröffnet, jener zur Feſtung, dieſer zur Landesverweiſung verurtheilt, und Eugen's Ehre auf das Glänzendſte hergeſtellt. Seitdem wagten die Gegner keinen offenen Angriff mehr; des Kaiſers Stimmung gegen Eugen war aber durch dieſe Demüthigung nicht verbeſſert, und der Gegenſatz der Factionen dauerte in den Geſchäften mit gleicher Bitterkeit fort. Nimmt man zu dieſen Spaltungen die unſichere Natur des Kaiſers hinzu, ſo begreift man die Stockung der Arbeiten, die Unbehülflichkeit der Verwaltung, das Schwanken der auswärtigen Politik, welche die Folge ſolcher Verhältniſſe ſein mußten.

Auch das Genie des Prinzen war nicht vermögend, in ſeinem beſondern Fache, in der Verwaltung des Heerweſens, überall

den Uebelständen der Lage zu steuern. Zunächst dauerte die Finanzklemme fort. Der Kaiser hatte in dieser Hinsicht manche vortreffliche Wünsche: in seinen spanisch-italienischen Beziehungen hatte er die Wichtigkeit von Seehandel, Colonien, Kriegsflotten kennen gelernt und meinte, daß durch ihre Erschaffung Oesterreich neue Reichthümer gewinnen und seine Macht verdoppeln würde; er verfügte also Schiffs- und Hafenbauten in Triest, bewirkte die Anlage einer Handelscompagnie in Ostende und war zu jeder Unterstützung eines hierhin einschlagenden Planes bereit. Prinz Eugen wußte so gut, wie ein Anderer, was eine stolze Flotte bedeute: aber vor seinem unbarmherzig klaren Blicke lag die nackte Thatsache, daß weder die kurze belgische noch die ganz beschränkte Triestiner Küste, weder das industriell unentwickelte Land noch der im ewigen Deficit befindliche Staatsschatz den Stoff zu einer großen Marine liefern könnten. Karl's Pläne nahmen sich ihm nicht viel anders aus als die Austernbänke in den Wiener Gärten; er nannte die maritimen Berather des Kaisers windige Projectenmacher und sah mit schmerzvollem Aerger die Millionen in dieser, wie er überzeugt war, hoffnungslosen Spielerei zerrinnen. Die Einnahmen des Reiches kamen auch jetzt nicht über 14 Millionen Gulden; davon wurden ihm acht für die Kriegsverwaltung überwiesen und demnächst der Bestand des Heeres auf 70,000 Mann gestellt. Als während des Friedens die Lande sich erholten und die Einnahmen sich besserten, wurde der Soll-Etat des Heeres allmälich auf 150,000 Mann erhöht. Allein wir werden sehen, wie weit die Wirklichkeit hinter dem papierenen Befehle zurückblieb. Die Hauptursache lag ohne Zweifel in der traurigen Beschaffenheit der Gesammtregierung: von aller Schuld aber wird man den Prinzen

ſchwerlich freiſprechen können, da auch in ſpätern Jahren, wo ſein Einfluß ſtärker und ſchrankenloſer als jemals früher war, das Ergebniß ſich nicht wesentlich verbeſſerte. Ich bemerkte ſchon, daß er bei höchſtem Fleiße, ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit im Großen und etwas pedantiſcher Umſtändlichkeit im Einzelnen nicht die regelrechte, ſtets ſich gleichbleibende, täglich wiederkehrende Genauigkeit des Geſchäftsmannes beſaß, und man kann ſich denken, wie dieſer Mangel durch das widerwärtige Treiben der Hofparteien, die factiöſe Vereitelung der beſten Anträge, die ewige Fruchtloſigkeit der ernſtlichſten Maßregeln nicht verbeſſert werden mochte.

Von den amtlichen Verdrießlichkeiten erholte ſich der Prinz täglich während einiger Abendſtunden in vertrautem Kreiſe bei der geiſtreichen und charaktervollen Gräfin Batthyany; er machte dort ſein kurzes Spiel Piquet, die einzige Unterhaltung, die er ungern entbehrte; ſonſt bewegte ſich das Geſpräch auch dort um geiſtig-ernſte, politiſche oder wiſſenſchaftliche Dinge. Von Ergötzung, Ruhe und Genuß iſt überhaupt in dieſem Lebensgange kaum etwas zu melden. Verheirathet iſt Eugen niemals geweſen, und noch weniger hat er ſein Herz einem andern weiblichen Einfluß geöffnet, ſo daß ein italieniſcher Schöngeiſt ihn deshalb einmal als den Mars ohne Venus geprieſen hat. Seine einzige Erfriſchung war Wechſel der Thätigkeit. Von den Staatsgeſchäften ruhte er aus in der eifrigen Pflege und Bewirthſchaftung ſeiner Güter, in einer weiten Correſpondenz mit den bedeutendſten Männern Europa's, in einer regen und mannichfaltigen Beſchäftigung mit Kunſt und Wiſſenſchaft, wo ſein Intereſſe unerſchöpflich, ſeine Kenntniß ſehr umfaſſend, ſein Geſchmack ebenſo gebildet wie vielſeitig war. Noch heute ragt das von

ihm aufgeführte Belvedere unter den Prachtbauten Wiens hervor; in dem Parke deſſelben unterhielt er mit naturwiſſenſchaftlichem Intereſſe eine bedeutende Menagerie; ſeine Verbindungen in ganz Europa benutzte er vor Allem, um ſchöne Ausgaben werthvoller Bücher, Handzeichnungen berühmter Künſtler, Kupferſtiche in den beſten Abdrücken zuſammenzubringen. Leibnitz überreichte ihm eines ſeiner philoſophiſchen Hauptwerke, die Monadologie, und Eugen bewahrte das Manuſcript in reich verziertem Behälter als eine ſeiner wertheſten Koſtbarkeiten. Den franzöſiſchen Dichter Baptiſt Rouſſeau zog er längere Zeit in ſeine nähere Umgebung, und niemals, ſagte Rouſſeau, habe ich in einem Manne ſo viel Größe mit ſo viel Einfachheit verbunden geſehen, kalt bei der erſten Begegnung, vertraulich bei längerem Umgange, ein weit größerer Bewunderer der Tugenden Anderer als ſeiner eigenen. Der Poet, welcher durch ſeine ſatiriſchen Gedichte ſich manchen Verdruß zugezogen, dachte ſich von ſeiner Kunſt hinweg und der Geſchichtſchreibung zuzuwenden. Der Prinz rieth ihm ab: über vergangene Zeiten ſei es faſt unmöglich, die authentiſchen Documente zu erlangen; die Geſchichte der Gegenwart aber zu ſchreiben, ſei ebenſo ſchwierig wie gefährlich — es gibt, ſagte Eugen, immer Machthaber und ganze Völker, die nicht gewinnen, wenn man ſelbſt ſchonend und leidenſchaftslos von ihnen die Wahrheit ſagt.

Er hatte damals doppelte Urſache zu dieſem Satze. Kaiſer Karl war eifrig beſchäftigt, ein Stück Geſchichte ſolcher Art zu liefern.

Wie vor zwanzig Jahren in Spanien, war jetzt in Oeſterreich das habsburgiſche Haus ſeinem Erlöſchen nahe. Wieder regte ſich in Europa der Streit der Anſprüche und der Intereſſen

ſchon im Voraus um das gewaltige Erbe und wurde für drei Jahrzehnte der Brennpunkt aller großen Politik. Einſt hatte Kaiſer Joſeph I. verordnet, daß nach dem Ausſterben des Mannsſtammes ſeine Töchter folgen ſollten, von denen die eine ſpäterhin nach Baiern, die andere nach Sachſen verheirathet wurde. Aber ſchon im Jahre 1713 erklärte Karl VI., daß jeder Kaiſer das Recht habe, jedes Geſetz ſeines Vorgängers zu ändern, und ſo that auch er mit jenem Erbgeſetz, indem er durch die ſogenannte pragmatiſche Sanction die Verfügung traf, daß bei fehlendem Mannsſtamme ſeine eigenen Töchter, und erſt nach dieſen und deren Nachkommen die Töchter ſeines Bruders erben ſollten. Dagegen ſtand außer den Anſprüchen dieſer Prinzeſſinnen in Bezug auf das Kurland Böhmen noch zweierlei in Widerſpruch, einmal das Reichsgeſetz, wonach ein Kurland nicht in weiblicher Linie vererbte, ſodann ein Vertrag Baierns mit Ferdinand I. 1546, welcher nach dem Abgange von Ferdinand's Mannsſtamme den baieriſchen Herzögen Böhmen zuſicherte. Es waren alſo, um die pragmatiſche Sanction zu ſichern, eine Menge Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen: es bedurfte der Zuſtimmung der Landſtände in den Kronlanden, der Genehmigung des deutſchen Reichstags, und eines feſten Rückhalts in Europa gegenüber der Feindſeligkeit der andern Prätendenten. Die landſtändiſche Einwilligung wurde ohne Mühe beigebracht, und hierauf war Eugen der Meinung, man ſolle jetzt vor Allem auf ein ſtarkes Heer und einen reichen Schatz bedacht ſein, und dann in feſter Ruhe erwarten, wer einen Widerſpruch wagen würde. Aber Kaiſer Karl wollte nach ſeiner Sinnesweiſe ſeine Garantien ſchwarz auf weiß, mit Brief und Siegel haben. Er überſah, daß er ſich mit der Eröffnung ſolcher Unterhandlungen in ein

grenzenloſes Labyrinth begab: je wichtiger die Sache war, deſto ſicherer kamen alle europäiſchen Intereſſen in Bewegung. Gleich der erſte ſeiner Verſuche gab die übelſte Vorbedeutung für die Weiſe, womit in Wien damals die entſcheidenden Fragen behandelt wurden.

Wir ſahen, wie gegen die ſpaniſchen Eroberungsverſuche das engliſch-franzöſiſche Bündniß zu Gunſten Karl's entſcheidend und durchgreifend auftrat. Nach dieſer Erfahrung und nach der ganzen Weltlage war nichts klarer: wollte Oeſterreich nicht bloß, wie Eugen gerathen, ſein Heil in die eigene Kraft ſetzen, wollte es für die pragmatiſche Sanction eine formelle Anerkennung Europa's, ſo mußte es vor Allem ſein franzöſiſch-engliſches Bündniß hegen und pflegen. Dazu ſtimmte ſehr gut ein Zweites: wollte man Anerkennung der Sanction in Deutſchland, ſo kam ſchon damals das Meiſte auf Preußen an, welches, obwohl an Umfang fünfmal kleiner als Oeſterreich, durch ſtramme Verwaltung und Ordnung ein ebenſo ſtarkes Heer und eine ebenſo große Einnahme wie der Kaiſer beſaß, und welches damals auch mit Frankreich und England in beſtem Einvernehmen ſtand. Offenbar wieſen alle Umſtände den Kaiſer auf ein gutes Verhältniß zu dieſen Höfen.

Allein das gerade Gegentheil trat ein. Karl hatte den Engländern den Verluſt der ſpaniſchen Krone trotz der letzten guten Dienſte nicht vergeſſen, und dieſe Abneigung erhielt friſche Stärke, als man in London aus Handelseiferſucht der Lieblingsſchöpfung des Kaiſers, der Oſtendiſchen Compagnie, alle möglichen Hinderniſſe in den Weg legte. Nun geſchah, daß Karl's bitterſter Gegner, König Philipp von Spanien, ſeinerſeits in heftiges Zerwürfniß mit den großen Weſtmächten gerieth. Es war die

Heirath des jungen Ludwig XV. mit einer ſpaniſchen Infantin verabredet, und dieſe bereits nach Paris zu franzöſiſcher Erziehung hinübergeſandt worden. 1725 aber kam die franzöſiſche Regierung auf andere Gedanken, und ſchickte ohne alle Umſtände die arme Infantin plötzlich über die Pyrenäen zurück. Eine ſo ſchimpfliche Behandlung mußte in Madrid einen Sturm der Entrüſtung bewirken. Der König rief ſeinen Geſandten ab, die Königin ſagte dem franzöſiſchen Botſchafter in's Geſicht: alle dieſe Bourbonen ſind ein Geſchlecht von Teufeln — mit Ausnahme Ew. Majeſtät, ſetzte ſie, ſich beſinnend, ihrem Gemahle hinzu. Unter dieſen Umſtänden kam bei der leidenſchaftlichen Fürſtin der Gedanke zum Durchbruch, bei ſolchen Beſchwerden gegen England und Frankreich, es einmal mit einer Annäherung an den heftigſten der bisherigen Widerſacher, an Oeſterreich, zu verſuchen. Ein holländiſcher Baron Ripperda, der unter Alberoni in Madrid emporgekommen, ein rühriger, ſelbſtgefälliger, etwas windiger Diplomat, der weder Schwierigkeiten noch Gewiſſensſcrupeln kannte, kam in tiefem Incognito nach Wien, um die vertrauteſte Allianz der beiden Kronen und insbeſondere die Vermählung der beiden Söhne Eliſabeth's mit zwei Töchtern des Kaiſers vorzuſchlagen. Eugen, von dem Kaiſer befragt, erhob ſich mit vollem Nachdruck dagegen, und ſein Freund Stahremberg fragte geradezu, ob man Oeſterreich zur ſpaniſchen Provinz machen wolle. Aber um ſo lebhafter wirkte die ſpaniſche Partei zu Ripperda's Gunſten; der Kaiſer entſchied nach ihrem Sinne, und im April und Mai 1725 wurden mehrere Verträge geſchloſſen, auf engſte Freundſchaft, gute Handelspolitik, die Verheißung jener beiden Heirathen; falls England und Frankreich dagegen wären, würde man Krieg gegen beide auf das Aeußerſte führen; und

endlich wollten beide Mächte zuſammenſtehen gegen alle Ungläubigen, gegen Türken und Proteſtanten. Es ſchien damit die Politik des vereinten Oeſterreich-Spanien aus den Zeiten Karl's V. noch einmal auf dem Schauplatze der europäiſchen Politik zu erſcheinen. Czar Peter I. von Rußland, damals gegen England wegen däniſcher Händel erbittert, war bereit, zum öſterreichiſch-ſpaniſchen Bunde hinzuzutreten; es hatte das Anſehen, als ſollte das Kriegsfeuer wieder durch ganz Europa von Gibraltar bis zur Newa aufpraſſeln.

Natürlich blieb gegen ein ſo überraſchendes Auftreten eine ſtarke Reaction nicht aus. Je mehr man die einzelnen Beſtimmungen der Wiener Verträge mit Geheimniß umgab, deſto mißtrauiſcher griff der einmal aufgeregte Argwohn in ſeinen Vermuthungen umher. England und Frankreich zogen ihr Bündniß feſter; Dänemark und Holland, Sardinien und Baiern näherten ſich ihnen, und im September 1725 entſchloß ſich auch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, mit England einen Bundesvertrag zu Hannover einzugehen. Er war in dieſem Augenblicke erzürnt auf den Kaiſer wegen kirchlicher Zänkereien im Reiche, und vor Allem, auch er hatte eine Erbſchaftsſorge, an der er unbedingt zu faſſen war. Falls der kinderloſe Kurfürſt von Pfalz-Neuburg ſtürbe, erhob der König gewiſſe Anſprüche auf das Herzogthum Berg, ſtieß damit aber auf lebhaften Widerſpruch bei Pfalz-Sulzbach, Holland, Sachſen, endlich auch beim Kaiſer. Als jetzt England und Frankreich dem König ihre Unterſtützung in dieſer Sache verſprachen, konnte Friedrich Wilhelm nicht widerſtehen, warf ſeine kaiſerliche Geſinnung hinter ſich und zeichnete die Allianz mit den Weſtmächten. Bei der erſten feindſeligen Regung Oeſterreichs

ſollten zu gleicher Zeit Neapel, Mailand und Schleſien angegriffen werden.

Wenn eine ſolche Coalition den Kaiſer auf das Gefährlichſte bedrohte, ſo zeigte ſich bald, wie wenig ſolide Stütze ihm das ſpaniſche Bündniß gewährte. Die verheißenen Zahlungen wurden ſehr unvollſtändig geleiſtet, von ernſten Rüſtungen war in Spanien keine Rede, und gerade über den wichtigſten Punkt, über die Verheirathung der jungen Erzherzoginnen, kam man in ärgerliche Differenzen. Genug, Kaiſer Karl wurde in nachdrücklicher Weiſe inne, welch' ein Fehler ſeine ſpaniſche Allianz geweſen, wie richtig Eugen die Folgen derſelben vorausgeſagt, und ein völliger Umſchlag trat in der Geſinnung des Kaiſers ein. Althan war geſtorben und Eugen rückte in dem beſtimmenden Einfluß wieder höchſt entſchieden an die erſte Stelle. Sofort nahm Oeſterreichs Politik eine andere Geſtalt an.

Ohne die bisherige Freundſchaft mit Spanien übereilt zu löſen, ohne den bisher feindlichen Seemächten eine demüthigende Conceſſion zu machen, gab Eugen doch dem Kaiſerhofe ſofort eine völlig veränderte Haltung. Zunächſt wies er mit dem höchſten Nachdrucke auf Oeſterreichs natürliche Verbündete, auf die deutſchen Staaten und vor Allem auf deren mächtigſten, auf Preußen. Deſſen König hatte 1709 den belgiſchen Feldzug unter ihm mitgemacht und ihm ſeitdem die höchſte perſönliche Neigung und Verehrung gezollt; Eugen ſchickte jetzt den General Seckendorff nach Berlin, einen Officier aus fränkiſcher Familie, der in holländiſchen, deutſchen, preußiſchen und öſterreichiſchen Dienſten ſich bewegt, vielfache Studien gemacht und ein großes Talent, die verſchiedenſten Menſchen zu beobachten und zu bearbeiten, ausgebildet hatte. Schon bei einer frühern Sendung hatte er

die volle Gunſt des Königs gewonnen, indem er mit ihm exercirte, rauchte und zechte, ihn mit derben Soldatenſpäßen ergötzte, Sparſamkeit, Kirchlichkeit und Treuherzigkeit zur Schau trug, vor Allem aber des Königs reizbare Laune mit dem größten Geſchicke zu behandeln wußte. Kaum ſah ihn Friedrich Wilhelm, ſo fragte er ihn: Sie meinen auch wohl, Herr General, ich ſei gut hannoveriſch? — und als Seckendorff bejahte: Auf Officiersparole, ich bin beſſer kaiſerlich als hannoveriſch. In der That lag dieſem Hohenzollern die kaiſerliche Geſinnung, welche ſein Haus durch drei Jahrhunderte bethätigt hatte, tief im Blute; der Trieb der Selbſtſtändigkeit, zu welcher er ſeinen Staat emporhob, konnte ihn momentan davon hinwegdrängen, wohl im Herzen war ihm aber nur, wenn er ſich in kaiſerlicher Freundſchaft wußte und dann ein derbes Vivat Germania deutſcher Nation rufen konnte. So ging die Verſtändigung raſch und leicht von Statten. Zwar zu einer Allianz kam es noch nicht, weil dafür Preußen ein für allemal die Anerkennung ſeines bergiſchen Erbrechts begehrte und Kaiſer Karl nicht ſo entſchieden mit Pfalz-Sulzbach brechen wollte. Immer aber war ein Großes erreicht; der König war von dem hannoveriſchen Bunde abgelöſt und zur Neutralität zurückgekehrt. Die Spanier, welche unterdeſſen ihrerſeits den Krieg gegen England vor Gibraltar eröffnet hatten, drängten den Kaiſer um ſo heftiger, Ernſt mit den Wiener Verträgen zu machen, ebenfalls zum Schwert zu greifen und zugleich die Ehe der jungen Maria Thereſia mit dem Infanten Don Carlos zum Vollzug zu bringen. Aber wir wiſſen, wie völlig der Wind in der kaiſerlichen Hofburg umgeſchlagen war. Der Kaiſer war von allen ſpaniſchen Sympathien geheilt; die Kaiſerin hatte für ihre zehnjährige Tochter, ohne erſt die hohe

Politik zu fragen, bereits nach ihrem Sinne einen Gemahl in dem jungen Herzog Franz von Lothringen ausgeſucht, und Prinz Eugen war ſehr bereit, die ablehnende Antwort an den Madrider Hof zu redigiren. Zu alledem kam hinzu, daß auch die Berliner Verhandlung wieder aufgenommen war; Seckendorff hatte endlich die runde Anerkennung des Bergiſchen Erbanſpruches überbracht, und der König war darauf zu Allem bereit, zu engſter Allianz, zur Garantie der pragmatiſchen Sanction, zur Verheißung, den künftigen Gemahl Maria Thereſia's zum Kaiſer zu wählen; nur müſſe, ſetzte hier der König hinzu, dieſer Gemahl ein Deutſcher ſein: keinen Spanier, ſagte er, keinen Franzoſen, einen Deutſchen wollen wir. Hierauf wurde dann, nachdem Eugen den möglichſt höflich abgefaßten Korb nach Madrid geſchickt hatte, December 1728 in Berlin gezeichnet. Das erſte große Ziel, die entſcheidende deutſche Allianz, war erreicht, in einem Grade, wie es Niemand hätte vermuthen können. Bei allen deutſchen Höfen warb von nun an der König für Oeſterreich; Degen und Piſtolen, ſagte er, will ich meinen Kindern in die Wiege legen, daß ſie für den Kaiſer fechten lernen. Seckendorff, welcher mehreren preußiſchen Miniſtern anſehnliche Penſionen bezahlte, war viele Jahre hindurch der mächtigſte Mann am preußiſchen Hofe und der eigentliche Lenker der preußiſchen Politik. Schon etwas früher hatte Oeſterreich auch in Petersburg den Abſchluß eines förmlichen Bundesvertrags erreicht; Eugen fand jetzt feſten Boden unter ſeinen Füßen: wenn Kaiſer, Brandenburg und Muscovia zuſammenhalten, ſagte er, wer will den drei Adlern etwas anhaben? Die heilige Allianz, die in unſerer Zeit ein Menſchenalter hindurch Europa gelenkt hat, ſchien damals keine geringere Rolle ſpielen zu ſollen.

In Madrid hatte unterdeſſen die kaiſerliche Abſage natürlich bitterböſes Blut gemacht. In der That, Königin Eliſabeth hatte Unglück in den Heirathsplänen für ihre Kinder und empfand es auf das Heftigſte. Wie einſt die Rückſendung ihrer Tochter aus Paris ſie in die Freundſchaft Oeſterreichs getrieben, ſo warf jetzt umgekehrt der Unglücksbrief aus Wien ſie wieder den Weſtmächten in die Arme. Sie bot den Engländern alle erſinnlichen Handelsvortheile, wenn zur Sicherung ihres Erbanſpruchs Parma und Toscana ſchon jetzt mit ſpaniſchen Garniſonen belegt würden. Gegen dieſen Wunſch hatte man weder in London noch in Paris etwas einzuwenden; beide Höfe ſtanden mit Wien noch immer auf ſchlechtem Fuße und gaben demnach dem ſpaniſchen Antrag 1729 ohne Schwierigkeit ihre Zuſtimmung. So hatten ſich die Allianzverhältniſſe völlig umgekehrt: 1725 ſtanden Oeſterreich, Rußland, Spanien gegen England, Frankreich, Preußen, 1729 aber Oeſterreich, Rußland, Preußen gegen England, Frankreich, Spanien. Prinz Eugen wünſchte, wie er im deutſchen Reiche die Freundſchaft Preußens gewonnen, weiter in Europa mit England wieder in beſſeres Vernehmen zu kommen. Er wußte aber, daß man einen ſtarken Widerſacher beſſer dadurch bekehrt, daß man ihm Reſpect einflößt, als daß man ihm unſichere Furcht zeigt. Er trat alſo zunächſt ſehr kategoriſch auf, erklärte, daß er das Erſcheinen eines einzigen ſpaniſchen Soldaten in Italien als Kriegsfall betrachten würde, und ordnete die bedeutendſten Rüſtungen an. In England redete man nicht weniger heftig und tapfer; überall waren für's Erſte die Diplomaten der beiden Höfe in lebhaftem Hader, und insbeſondere lieferten ſich an dem Berliner Hofe der engliſche und der öſterreichiſche Einfluß noch einmal einen Kampf von wahrhaft verhängnißvollen Folgen.

König Friedrich Wilhelm I. war, wie bekannt, kein Fürst von einnehmender Art. Er war durch und durch Despot, in seinem Hause, seinem Heere, seinem Staate, und dabei zwar gutmüthig, aber jähzornig und ungebildet. Jedoch hatte er zwei Eigenschaften, die seinen Despotismus selbst zum Vortheil seines Landes machten, einen unbedingten Trieb zur Selbstständigkeit und einen unerschütterlichen rechtschaffenen Willen. Unaufhörlich vermehrte er mit einem ganz hervorragenden Organisationstalente sein Heer, übte es mit eisernem, genauem, kleinlichem Fleiße; ein Fürst, sagte er, der keine Soldaten hat, findet keine Achtung in der Welt. Mit diesem Sinne für militärische Ordnung, Unterwerfung und Zucht griff er dann die gesammte Landesverwaltung an, nahm alle Gemeinden unter die strenge Aufsicht seiner Beamten und stellte diese unter den Griff einer großen Centralbehörde, des Generaldirectoriums. Mit dem Eifer eines Hausvaters war er selbst mit dessen Acten beschäftigt und theilte seine übrige Zeit zwischen Besichtigung seiner Domänen und seiner Recruten. Während damals die meisten Staaten sich überhaupt nicht um den Wohlstand der Unterthanen bekümmerten und die meisten Höfe das Mark des Landes in liederlichem Prunke verschlemmten, reglementirte der König den Bau jedes Privathauses, jagte die Bürger von der Kegelbahn an die Arbeit, ließ keinen Athemzug im Lande ohne Aufsicht und Benutzung, aber hatte selbst auch keine andere Freude als diesen Beruf, arbeitete, sparte, knauserte und gönnte sich keinen Genuß als ein Glas Bier und eine Pfeife Taback. Er war weder weitblickend noch vielseitig; er verachtete die Kunst als weibisches Wesen und mißtraute der Wissenschaft als einer Schule der Gottlosigkeit; er drückte den Verkehr durch Handels- und Luxusverbote, um, wie man sich ausdrückte,

das Geld im Lande zu behalten. Aber in allen ſeinen Provinzen blühte der Ackerbau, wie ſonſt in Europa nur noch in Belgien und England; der Staatsſchatz war zum Ueberfließen gefüllt, das Heer galt aller Orten für muſterhaft, wenngleich Prinz Eugen nicht recht traute, ob dieſe Paradeſoldaten ſich auch im Kriege bewähren würden.

Hielten ſich ſo im Staatsleben ſeine guten und übeln Eigenſchaften die Waage, ſo machte er trotz aller Rechtſchaffenheit aus ſeinem Hauſe durch brutale Heftigkeit und grenzenloſe Rohheit den Seinigen eine Hölle. Der damals ſiebenzehnjährige Kronprinz Friedrich machte ihm nichts recht; er hatte Freude an Literatur und Flötenſpiel und zeigte keinen Eifer für orthodoxe Kirchlichkeit, und das war genug für den Vater, ihn für einen effeminirten Kerl zu erklären und ihn bei jedem Anlaß mit Scheltworten und Püffen zu mißhandeln. Seine Kinder hatten keinen lebhafteren Wunſch, als das väterliche Haus zu verlaſſen, und waren ihrer Mutter, einer engliſchen Prinzeß, mit Entzücken dankbar, als ſie den Gedanken auf die Bahn brachte, Sohn und Tochter mit Kindern ihres Bruders, des Königs Georg von England, zu verheirathen. Friedrich Wilhelm war nicht unbedingt dagegen, und eine officielle Unterhandlung ſpann ſich an. In Wien entſtand damit die lebhafte Beſorgniß, ob durch dieſe Heirathen Preußen nicht dem Kaiſer entfremdet werden würde, und Eugen entſchloß ſich, ſo lange England dem Kaiſer feindſelig bleibe, den Heirathen entgegenzuarbeiten. Beſonnen und billig wie er war, wünſchte er nicht in heftiger Weiſe Partei zu nehmen, befahl vielmehr dem General Seckendorff, vor Allem bei der Königin und dem Kronprinzen ſelbſt ſich Einfluß zu verſchaffen und bei dieſen in freundlichem Sinne zu wirken. Secken-

dorff aber, der hier nicht viel ausrichtete und um jeden Preis die Engländer zurückschlagen wollte, bot dann alle Mittel auf, um bei dem Könige die Wünsche des Kronprinzen zu hintertreiben; mit Bestechung, Umtrieben und Intriguen aller Art gelang es ihm, und der englische Gesandte reiste endlich nach einer heftigen Scene aus Berlin hinweg. Der junge Friedrich, verzweifelt und außer sich, versuchte dann 1730 dem Vater zu entfliehen, wurde verrathen, verhaftet, als Deserteur vor Gericht gestellt. Der Kaiser, sowie Prinz Eugen verwandten sich ernstlich für sein Leben, waren dann aber bemüht, ihm eine Braut nach dem Sinne der österreichischen Politik auszusuchen, und erst als Friedrich sich zu dieser Verbindung entschlossen, erhielt er die vollständige Verzeihung seines Vaters. Es war eine ziemlich unscheinbare Prinzeß von Braunschweig-Bevern, deren Familie damals dem kaiserlichen Hofe unbedingt ergeben war. Friedrich hatte sich lange Zeit auf das Heftigste gesträubt und warf einmal, um der verhaßten Partie zu entrinnen, den Gedanken hin, ob man ihn nicht mit Maria Theresia vermählen wolle. Ein Vorschlag, der, wie keiner Erörterung bedarf, die ganze Zukunft Deutschlands und Europa's umgestaltet haben würde. Eugen aber war unerbittlich. Er war wie Seckendorff der Meinung, daß Friedrich's Antrag nur ein Fallstrick für die österreichische Partei in Berlin sein sollte. „So sehr nun auch, so schrieb er dem Gesandten, hieraus des Prinzen Falschheit abzunehmen ist, so sehr erhellt doch aus diesem Projecte, was für weit aussehende Ideen dieser junge Herr habe. Wiewohl selbe noch flüchtig und nicht ganz überdacht sind, muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen. Um so gefährlicher dürfte er aber auch mit der Zeit seinen Nachbarn werden, wenn er von

ſeinen gegenwärtigen Grundſätzen nicht abgebracht wird. Dies iſt jedoch ohne die Heirath mit der Prinzeß von Bevern nicht zu hoffen, ſondern vielmehr zu fürchten, daß je härter der König mit ihm umgeht, er deſto mehr auf ſeinen Gedanken beharren und Alles, was jetzt der Vater thut, ſeiner Zeit umändern wird.“ In der That blieb in dem Herzen Friedrich's aus dieſen Vorgängen ein tiefer ſcharfer Stachel zurück. In den Verhältniſſen Preußens lag an ſich ſelbſt der Trieb zur Emancipation von der kaiſerlichen Vormundſchaft: bei dem Vater wurde er ſtets noch durch die überlieferte reichsfürſtliche Anhänglichkeit an den Kaiſer zurückgehalten; dieſe aber war jetzt bei dem Sohne gründlich und für alle Zeit ſeines Lebens ausgetilgt.

Man wird hiernach es nicht in Abrede ſtellen können: es war ein Fehler, daß Eugen ſich in die Familienhändel des Berliner Hofes ſo weit einließ. Und dieſer Fehler war um ſo weniger motivirt, als die Feindſeligkeit gegen England, welche das Ganze veranlaßt hatte, dem Prinzen, wie wir ſahen, keineswegs als eine tiefe, kaum als eine ernſtliche erſchien. Er dachte an nichts weniger, als die Dinge mit London zum Bruche zu treiben. Im Gegentheil, es zeigte ſich bald, daß er ſeinen Widerſpruch gegen die ſpaniſchen Garniſonen in Parma und Florenz nur als Mittel zu einem weiteren Zwecke, zur Durchführung der pragmatiſchen Sanction gebraucht hatte. Es dauerte nicht lange, ſo deutete er an, daß er die Ankunft der Spanier genehmigen würde, wenn Spanien und die Seemächte die Erbfolge Maria Thereſia's gewährleiſten wollten. In der That kam es 1731 auf dieſe Bedingungen zu einem Vertrage in Wien, und König Georg vereinte dann als Kurfürſt von Hannover ſeine Bemühungen mit jenen Brandenburgs, um

auch auf dem deutſchen Reichstage die Garantie der pragmatiſchen Sanction durchzuſetzen. So hatte Prinz Eugen binnen vier Jahren ohne Schwertſtreich die Stellung Oeſterreichs auf das Glänzendſte befeſtigt. Als er die Lenkung ergriff, hatte man halb Europa gegen ſich, und keinen Genoſſen als das entlegene Rußland und das unzuverläſſige Spanien. Jetzt war nach aller menſchlichen Vorausſicht die Zukunft Oeſterreichs geſichert. In Deutſchland waren Baiern und Sachſen mit ihren Widerſpruch gegen Maria Thereſia's Erbfolge völlig vereinzelt, und wenn es in Europa der pragmatiſchen Sanction immer noch an der ausdrücklichen Anerkennung Frankreichs fehlte, ſo ſtand dafür Oeſterreich jetzt in formeller Allianz mit Preußen, Rußland und den Seemächten; niemals, ſo ſchien es, hatte man weniger zu fürchten gehabt.

Prinz Eugen war damals im ſiebenzigſten Lebensjahre, auf der Höhe ſeines Ruhmes und an der Grenze ſeiner Kraft. Sein Körper hatte ſeinem Willen und ſeinen Arbeiten bis dahin ausgereicht, war aber nicht ſo robuſt, um ihn in ungeminderter Jugendfriſche ſich bewegen zu laſſen. Jetzt am Schluſſe ſeiner Tage ſollte er noch eine Verwicklung erleben, wo gegen ſeinen Rath die Gefahr heraufbeſchworen und er dann genöthigt wurde, wieder, von den nöthigſten Mitteln entblößt, als der einzige Retter mit dem Schatten ſeines Namens die Grenzen des Vaterlandes zu decken.

Der Wunſch der Kaiſerin, ihre älteſte Tochter mit Franz Stephan von Lothringen zu vermählen, war im Laufe der Jahre von der ganzen kaiſerlichen Familie adoptirt worden. Franz war der Sohn des berühmten Türkenſiegers, ſtand wie ſein Vater in öſterreichiſchen Dienſten, war mit der jungen Erzherzogin zu-

ſammen erzogen worden und hatte ſich ihre zärtlichſte Liebe erworben. Seit Jahrhunderten war das Haus Lothringen mit Habsburg ebenſo befreundet, wie mit den Bourbonen in tödtlichem Hader; der junge Herzog war brav und ſtattlich, ſonſt aber nicht eben eine glänzende Partie, da der größere Theil ſeines Landes ſchon damals in franzöſiſchen Händen war: dem Kaiſer war dabei gerade der Gedanke erfreulich, daß in Folge der Heirath dieſer lothringiſche Reſt in der Zukunft ein geharniſchtes Vorwerk Oeſterreichs im Herzen der feindlichen Grenzſtellung werden könnte. Dies war denn allerdings ſo einleuchtend, daß auch in Paris nur eine Stimme darüber gehört wurde, ſobald die Heirath vollzogen werde, dürfe man ſelbſt den größten Krieg nicht ſcheuen, um Lothringen vollſtändig zur franzöſiſchen Provinz zu machen. Der alte Marſchall Villars, Eugen's naher Freund und tüchtigſter Gegner, ſprach dies bei jeder Geſellſchaft am Hofe unverholen aus; der leitende Miniſter, der feine, friedfertige, ruhig würdige Cardinal Fleury ſagte es nicht, dachte es aber mit derſelben Schärfe und Präciſion, allerdings mit der drückenden Beſorgniß, bei Oeſterreichs neueſten Allianzen ſich dadurch einen höchſt gefährlichen Kampf mit halb Europa aufzuladen. Nichts auf der Welt erſehnte er lebhafter, als daß der Kaiſer ſeinerſeits ihm einen Grund oder Vorwand zum Angriffe liefern möchte, welcher außerhalb der Beſtimmungen der engliſchen oder preußiſchen Bündniſſe läge, und ihm damit die Möglichkeit zur Iſolirung Oeſterreichs gewährte.

Dieſe Dinge waren in Wien keineswegs unbekannt. Man war von feindſeligem Mißtrauen gegen Frankreich erfüllt: und gerade aus dieſer Stimmung heraus that man den Schritt, wie ihn Cardinal Fleury ſich wünſchte, man

that ihn in einer Weiſe, wie ſie Fleury nie zu hoffen gewagt hatte.

Im Jahre 1733 wurde die polniſche Wahlkrone durch den Tod König Auguſt's II., Kurfürſten von Sachſen, erledigt, und innere Parteiung und fremde Umtriebe drängten ſich um die Beſetzung des glänzenden und morſchen Thrones. Zwei ſtreitende Candidaten ſtanden im Vordergrunde, auf der einen Seite der Sohn des Verſtorbenen, der neue Kurfürſt von Sachſen, auf der andern Stanislaus Leszinsky, der ſchon einmal die Krone getragen, 1709 aber durch die Ruſſen und Sachſen verjagt und ſpäterhin der Schwiegervater des Königs von Frankreich geworden war (eben ſeine Tochter war die wenig beneidenswerthe Braut, um derentwillen man 1725 die ſpaniſche Infantin ihrer Mutter zurückgeſandt hatte). Schon vor drei Jahren hatten die benachbarten Mächte die Frage in Erwägung gezogen, und zuerſt hatten Rußland und Preußen ſich 1730 geeinigt, da jenes den Stanislaus, dieſes den ſächſiſchen Prinzen nicht mochte, es ſolle irgend ein polniſcher Edelmann aus dem Piaſtenſtamme König werden. Auch in Wien verabſcheute man den Stanislaus als franzöſiſchen Schützling und den Sachſen als öſterreichiſchen Prätendenten, wußte aber keinen dem Kaiſer bequemen polniſchen Magnaten aufzufinden und proponirte demnach in Berlin und Petersburg als Throncandidaten einen ſehr harmloſen fremden Prinzen, den Infanten Emanuel von Portugal. Rußland war einverſtanden; der König von Preußen ſah dazu anfangs keinen Grund, gab aber endlich auch ſeine Zuſtimmung, als die Geſandten der beiden Kaiſerhöfe ihm dafür erneuerte Garantie des Bergiſchen Erbes und außerdem das Herzogthum Kurland boten. Es zeigte ſich jedoch, daß Seckendorff hierzu keine Vollmacht

von ſeinem Hofe gehabt; in Wien war man ſehr ärgerlich, daß das bereits ſo ſtarke Preußen eine neue Vergrößerung erhalten ſollte; immer aber rieth Eugen, den wichtigen Bundesgenoſſen nicht durch die Verweigerung der Ratification zu kränken. Allein er wurde überſtimmt, der Vertrag nicht beſtätigt und die Frage einſtweilen vertagt, bis ſie durch den endlich erfolgenden Tod Auguſt's II. zu einer brennenden wurde.

Kaum war die Nachricht davon durch Europa gegangen, ſo gab Rußland den Polen die Erklärung, es werde den Stanislaus nicht dulden, ſondern die Erwählung deſſelben als Kriegsfall anſehen, Frankreich dagegen verkündete nicht minder feierlich, es werde gegen Jeden, welcher die polniſche Wahlfreiheit verletze und gegen Stanislaus auftrete, die Waffen ergreifen. Nichts ſchien unter dieſen Umſtänden für Oeſterreich näher zu liegen, als von dem Handel ſo weit wie möglich entfernt zu bleiben; die Ruſſen waren dreimal ſtark genug, für ſich allein die Partei des Leszinsky niederzuſchlagen, und Frankreich beſaß durchaus keine Mittel, ihnen etwas anzuhaben. Nun aber erſchien eine ſächſiſche Geſandtſchaft in Wien und bot dem Kaiſer, wenn auch er die Wahl des Kurfürſten in Polen unterſtützen wolle, die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction und den Verzicht Sachſens auf alle öſterreichiſchen Erbanſprüche. Das war ein Ton, ſchlechthin unwiderſtehlich im kaiſerlichen Ohre. Der Miniſter von Sinzendorf erging ſich in der Schilderung von Fleury's Friedensliebe und war unerſchöpflich in Beweiſen, daß Frankreich ſeine Kriegsdrohung nicht ernſtlich meine, Anſtands halber die Wahl des Stanislaus befürworte, an Losſchlagen aber gar nicht denke. Ganz anders war die Anſicht Eugen's. Auf das Ernſtlichſte rieth er, die Sache nicht auf's Aeußerſte

zu treiben, den Franzoſen nicht durch polniſche Einmiſchung zu liefern, was ſie am meiſten wünſchen, einen Handel, bei dem Oeſterreich auf keinen Bundesgenoſſen rechnen könne. Aber der Kaiſer war nicht zu halten; man ſchloß mit Sachſen ab, erließ eine kategoriſche Drohung nach Warſchau und ſtellte zur Unterſtützung derſelben einen Heerhaufen an der ſchleſiſchen Grenze auf. Nach Berlin ging die Einladung zum Anſchluß. Der König war ärgerlich genug, daß man ihm wieder einen neuen Candidaten, und gerade den ihm widerwärtigſten zumuthe: aber, ſagte er, ich bleibe bei dem Kaiſer, wenn er mich nicht mit den Füßen wegſtößt; und ſprach ſeine Bereitwilligkeit aus, wenn auch Sachſen ihm den Bergiſchen Erbanſpruch und Kurland bewillige. Der Kurfürſt aber, der ſelbſt zu den Bergiſchen Prätendenten gehörte, verweigerte Beides. Der König wandte ſich darauf unmittelbar nach Wien und bot ſeine ganze Armee für den Rheinkrieg, wenn der Kaiſer ihm die ſofortige Beſetzung Bergs geſtatte. Allein Karl war jetzt völlig von Sachſen eingenommen, wollte dieſes in der Bergiſchen Sache nicht verletzen und antwortete dem König äußerſt kühl, es ſei ganz ausreichend, wenn Preußen ſein Reichscontingent, 10,000 Mann, aufſtelle. Die Folge war eine tiefe Verſtimmung in Berlin, ſehr langſames Erſcheinen der Zehntauſend, im Uebrigen Zurücktritt Preußens zur Neutralität.

Cardinal Fleury beobachtete mit höchſter Befriedigung dieſe Kette von Fehlgriffen. Auf dieſe eine Karte — er meinte die polniſche Erbfolge — werde ich einige Königreiche gewinnen, pflegte er zu ſagen. Während die Seemächte dem Kaiſer eröffneten, daß in ihren Verträgen von Polen nichts vorkomme und ſie ihn ſeinem Schickſal überlaſſen müßten, wenn er um

Polens Willen in Krieg gerathe, ſammelte Fleury Spanien und Sardinien durch die Ausſicht auf italieniſche Beute um ſeine Fahne und eröffnete im Sommer 1733 den Krieg durch einen lebhaften Angriff dieſſeits und jenſeits der Alpen. Wohl überwältigten in Polen die Ruſſen den König Stanislaus mit reißender Schnelligkeit, aber nicht minder unaufhaltſam überſchwemmten die Franzoſen ganz Lothringen und Bar, und zwang Marſchall Berwick, von Straßburg aus den Rhein überſchreitend, Kehl zur Ergebung; in Italien aber nahm Marſchall Villars Mailand und beſetzte in einem Zuge außer Mantua die ganze Lombardei, während ein ſpaniſches Heer von Parma und Toscana aus den Kirchenſtaat durchzog und bis zum Mai 1734 ganz Neapel außer Capua und Gaeta eroberte. An keiner Stelle waren die Kaiſerlichen zum Widerſtande gerüſtet; es fehlte an Truppen und an Generalen, an Vorräthen und an Geld; die Bedrängniß war ungeheuer, und in einem Briefe nach dem andern ſchrieb jetzt der Kaiſer dem Prinzen Eugen, daß er ſich vor Allem, ja einzig und allein auf ſeine Liebe, Eifer und zweckmäßige Anſtalten verlaſſe.

Eugen war leidend den ganzen Winter hindurch, aber ununterbrochen thätig für die Rüſtungen; er hielt die Gefahr für größer, als irgend eine frühere, aber kein Wort des Unmuths über die verblendeten Rathgeber, die ſie veranlaßt, kam über ſeine Lippen; er wußte, daß die Mittel zum Kampfe höchſt ungenügend ſein würden, aber ohne einen Moment des Zauderns erbot er ſich freiwillig zur Uebernahme des Oberbefehls am Rhein. Bei der Verſtimmung des Königs von Preußen, der halb feindlichen Haltung Baierns, der kläglichen Verfaſſung des ſonſtigen Reiches, fand er dort ein Heer von 20,000 Mann;

er war damit nicht im Stande, das von Berwick belagerte Philippsburg zu entsetzen, hielt aber in einer trefflich gewählten Stellung bei Heilbronn den vierfach übermächtigen Feind im Schach, zog die allmälich eintreffenden Verstärkungen an sich und hinderte jede weitere Unternehmung der Franzosen. Friedrich der Große, welcher damals einige Monate in Eugen's Hauptquartier zubrachte, erklärte später, daß die Ruhe dieses Feldzuges den Prinzen, als dessen Schüler er sich zu bekennen stolz sei, nicht weniger ehre als die Schlachten irgend eines frühern. Im folgenden Jahre stellten sich die Dinge etwas besser; das Heer wuchs mit Inbegriff eines stattlichen russischen Hülfscorps bis auf 130,000 Mann, Eugen konnte die Feinde über den Rhein zurückdrängen und auch auf dem linken Ufer einige Vortheile an der Mosel erringen. Aber an die Wiedereroberung Lothringens oder Neapels war dennoch nicht zu denken. Im Frühling versuchten die Seemächte in Wien eine Friedensunterhandlung zu vermitteln; der Kaiser lehnte anfangs ab und forderte dann Eugen zum Gutachten auf. Es ist die letzte größere Staatsschrift, die wir von dem Prinzen kennen; sie überschaut mit weitem und sicherem Blicke die Lage Deutschlands und Europa's, zählt die politischen Gefahren und die finanzielle Hülflosigkeit Oesterreichs mit unerbittlicher Klarheit auf, und ist vor Allem merkwürdig durch die nachdrückliche Bezeichnung des einzigen Heilmittels, zu welchem der Kaiser greifen müßte, wenn er sich nicht mit dem Hause Bourbon nachgiebig versöhnen wolle. Eugen findet es in der von München aus begehrten Verheirathung Maria Theresia's mit dem baierischen Kurprinzen und der so zu erzielenden Vereinigung Baierns mit Oesterreich. Ich brauche hier nicht zu erörtern, was vom baierischen Stand-

punkte über den Vorſchlag zu ſagen wäre; auf dem öſterreichiſchen war der Werth deſſelben ganz unzweifelhaft. In der That wäre damit eine Ausdehnung der öſterreichiſchen Macht auf deutſchem Gebiete erreicht worden, welche ſowohl den Charakter Oeſterreichs als der deutſchen Reichsverfaſſung vollſtändig umgewandelt hätte: Oeſterreich wäre durch eine ſolche Verſtärkung ſeines deutſchen Elementes gründlich germaniſirt, Deutſchland durch eine ſolche Verſtärkung Oeſterreichs gründlich centraliſirt worden.

Kaiſer Karl gab auf Eugen's Erörterung keine Antwort. Wohl machte ſie einen tiefen Eindruck auf ihn: denn es mußte ſehr ſchlimm ſtehen, wenn Eugen die Wünſche der kaiſerlichen Familie für Franz von Lothringen ſo völlig aus den Augen ſetzte. Der Kaiſer zauderte nicht länger; in der Alternative, die ihm Eugen geſtellt, der baieriſchen Heirath oder Nachgiebigkeit gegen die Bourbonen, entſchloß er ſich raſch und machte ſeinen Frieden mit Frankreich. Darin überließ er Lothringen dem aus Polen vertriebenen Stanislaus und mithin den Franzoſen, und trat Novara an Sardinien, und Neapel und Sicilien dem Infanten Don Carlos ab; hierfür räumte dieſer Parma dem Kaiſer und Toscana dem kaiſerlichen Schwiegerſohn Franz Stephan von Lothringen ein. So kamen die Bourbonen nach Neapel gegen Oeſterreichs Willen, durch ein franzöſiſch-ſardiniſches Bündniß, unter offener Abneigung der (damals gut öſterreichiſch geſinnten) Einwohner. Indem ſie dafür Florenz und Parma herausgaben, war in Italien die Einbuße für Oeſterreich eigentlich nicht groß; ſeine Herrſchaft war dort weniger ausgedehnt als früher, aber in ſich zuſammenhängender, ſicherer und beſſer abgerundet. Völlig unerſetzt blieb nur auf der

deutſchen Seite die Stärkung Frankreichs durch die Annexion der lothringiſchen Lande. So zeigt ſich ein ähnliches Verhältniß wie bei dem Utrechter Frieden. Damals erhielt man Straßburg nicht zurück, weil man zu eifrig nach Spanien und Sicilien trachtete, jetzt verzichtete man auf Lothringen, um für das verlorene Sicilien wenigſtens Toscana zu erhalten. So viele Opfer waren nöthig, damit Franz Stephan die Hand der Maria Thereſia empfange. Wenn man im Vergleiche mit dieſen Ergebniſſen ſich die Folgen ausmalt, welche die von Eugen unterſtützte Vermählung Maria's mit dem baieriſchen Kurprinzen herbeigeführt hätte, ſo iſt es unverkennbar, daß hiermit der Schwerpunkt aller öſterreichiſchen Politik ebenſo entſchieden nach Deutſchland gerückt worden wäre, wie ſich Karl's Vorliebe nach Italien wandte. Man wird es ausſprechen können: trotz des Contraſtes der phyſiſchen Abſtammung hatte Prinz Eugen geringeren Sinn für italieniſche, und lebhafteres Gefühl für deutſche Beziehungen, als der Kaiſer des deutſchen — oder ſagen wir richtiger, des heiligen römiſchen Reiches.

Der Frieden wurde zu Wien am 3. October 1735 geſchloſſen; unmittelbar nachher kehrte Eugen nach Hauſe zurück. Im Felde war er wohlauf und geſund geweſen wie ſeit Jahren nicht; in Wien befiel ihn nach einigen Wochen ſein altes Bruſtleiden auf's Neue. Ein ſchmerzhafter Huſten, der ihm das Sprechen faſt unmöglich machte, hielt ihn feſt in das Zimmer gebannt und ließ den Winter hindurch die ernſteſte Beſorgniß nicht zur Ruhe kommen. Mit dem Eintritt des Frühlings beſſerte ſich der Zuſtand, Eugen konnte wieder Beſuch empfangen, ausfahren, ſeinen gewohnten Abendverkehr bei der Gräfin Batthyny erneuern. Am 20. April 1736 hatte er Gäſte bei ſich

zu Tiſche, ging heiter jedem Ankommenden entgegen und geleitete die Abſchied Nehmenden bis zur Thür. Abends ſpielte er bei der Gräfin bis neun Uhr Piquet. Man bemerkte, daß ihm das Athemholen ſchwer wurde, doch lehnte er, nach Hauſe zurückgekehrt, ein vorbereitetes Medicament ab, es habe Zeit damit bis morgen. Um Mitternacht ſah ihn der Diener in ruhigem Schlafe und zog ſich leiſe zurück. Am folgenden Morgen blieb es ſtill in dem Zimmer; nach langem Warten drangen die Leute ein und fanden den Prinzen in ruhiger Körperlage, mit heiterem Ausdruck der Züge, leblos im Bette. Eine Lungenlähmung war eingetreten; in ſanftem und ſchmerzloſem Tode war er hinübergegangen.

So endete dieſer mächtige, große und gute Menſch.

# Katharina II. von Rußland.

München, 26. März 1859.

---

Die berühmte Fürstin, mit deren Leben und Herrschen wir uns heute beschäftigen wollen, ist in vielfacher Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung. Eine Ausländerin, welche als Vorkämpferin der russischen Nationalität ihren kaiserlichen Gemahl vom Throne wirft; eine Tochter lutherischen Geschlechts, welcher die russische Kirche, als dem Hort und Schirm der Rechtgläubigkeit, die Krone entgegenträgt; eine feine und geschmackvolle Frau von strahlender Liebenswürdigkeit bis in ihr höchstes Alter, der zugleich kein Pferd zu unbändig, keine Strapaze zu beschwerlich, kein geistiges Problem abschreckend, keine Art des Ehrgeizes unbekannt ist; eine Prinzessin aus einem der kleinsten deutschen Häuser, welche dann ihre Hand nach China und Persien, nach Constantinopel und Minorca, nach Polen und Schweden ausstreckt; eine deutsche Fürstentochter, unter deren Leitung Rußland zum erstenmal einen breiten und tiefen Einfluß auf die innern Verhältnisse Deutschlands gewonnen hat.

Noch in unserer Zeit erhebt sich in Deutschland keine brennende Frage, wo wir nicht den Spuren von Katharina's Politik begegnen. Sie hat Dänemark jene berufene Garantie für die Beherrschung Schleswig-Holsteins gegeben, welche als drohender Schild all unserm Streben 1848 entgegengehalten wurde. Sie hat Oesterreich die erste Aussicht auf den Besitz Venedigs er-

öffnet, seit dessen Eroberung die Todfeindschaft zwischen Oesterreich und Italien permanent geworden ist. Niemand aber kann speciellern Grund haben, ein geschichtliches Interesse an den Thaten dieser Selbstherrscherin zu nehmen als gerade das baierische Volk. Denn beinahe zwanzig Jahre hindurch hat sie mit allen Mitteln den Plan verfolgt, Baiern zu einer österreichischen Provinz zu machen. So füllt ihr Einfluß eine wichtige Seite unserer Landesgeschichte, und hat in hohem Grade bedrohlich, zugleich aber auch befruchtend gewirkt.

Auch dem Feinde hat man zuweilen Anlaß zu danken. Wir Alle wissen, welch ein Unterschied zwischen der Regierung Karl Theodor's und Max Joseph's war, welch ein neuer frischer Geist das Eintreten des heutigen Herrscherstamms bezeichnet; nun, es ist kein Zweifel, daß dieser Geist vor Allem in der Schule der Gefahr und der Arbeit, in dem Widerstand gegen die russisch-österreichische Umgarnung erweckt worden ist.

Unter den Quellen für die persönliche Entwicklung der Kaiserin Katharina stehen jetzt ihre eigenen kürzlich erschienenen Memoiren in erster Reihe. Ueber die Echtheit derselben sind vielfache Erörterungen geflogen worden: ein völlig abschließendes Urtheil — die Unmöglichkeit der Unechtheit — wird sich erst aussprechen lassen, wenn der Herausgeber sich näher über den Erwerb seiner Handschrift ausweisen darf. Aber schon jetzt ist zu sagen, daß irgend ein Grund zum Zweifel nicht vorhanden ist. Ohne daß die Darstellung sich von einem andern Buche abhängig zeigte, werden ihre Angaben doch von keiner sonstigen Quelle widerlegt; einige chronologische Irrthümer sind leicht erklärlich bei einer Aufzeichnung aus dem Gedächtniß zwanzig Jahre nach dem Ereigniß; ja sie erscheinen gerade bei so be-

kannten und offenkundigen Thatsachen, daß ein Fälscher sie ganz sicher und ohne Mühe vermieden hätte. Dabei stimmt die Farbe der Sprache, die Weise des Ausdrucks und vor Allem die Kraft des Gedankens genau zu den sonst bekannten Schriftstücken der Kaiserin. Wir sind also für jetzt durchaus in dem Fall, diese Memoiren als authentisch anzusehen und zu benutzen.

Katharina war am 21. April 1729 geboren in der kleinen Stadt Zerbst. Ihr Vater, der Fürst von Anhalt-Zerbst, war preußischer General, und diese Stellung gab 1743 den Anlaß, daß seine damals vierzehnjährige Tochter durch König Friedrich den Großen der russischen Kaiserin Elisabeth empfohlen wurde, welche für ihren Neffen und Thronfolger, den Großfürsten Peter, bisherigen Herzog von Holstein, eine passende Gemahlin suchte. Von dem jungen Mädchen war noch wenig Erhebliches zu sagen; sie war nicht schön, aber anmuthig, lebhaft und regsam; man meinte, daß sie Anlagen habe, nicht eben gut unterrichtet sei, aber wohlgezogen, schmiegsam — und intrigant; unter der Obhut ihrer Mutter, meinte Jemand, welche unaufhörlich in Umtrieben und Machinationen lebte, könne die junge Dame so hinterhaltig werden, wie je eine Prinzessin gewesen. Eben mit dieser Mutter kam sie denn im Februar 1744 nach Rußland. Das deutsche Fürstenkind fand sich plötzlich in eine neue fremde Welt versetzt, und wahrhaftig, der Größenunterschied zwischen Zerbst und Moskau war nicht der stärkste Contrast, durch den es hindurch zu gehen hatte.

Es waren dreißig Jahre verflossen, seitdem Peter der Große, Elisabeth's Vater, den ersten Schritt gethan hatte, um über den asiatischen Prunk und die asiatische Rohheit der Moskowiten die politische Zucht, die geistige Bildung und die socialen Sitten Europa's zu legen. An dem Hofe herrschte eine völlige Aus-

gelaſſenheit der Sitte inmitten eines koloſſalen Luxus, durch welchen doch unaufhörlich die Dürftigkeit und Rohheit einer erſt beginnenden Bildung hindurchbrach. Die Kaiſerin hatte eine Garderobe von 15,000 ſeidenen Kleidern, 5000 Paar Schuhen, und ſo durch alle Artikel hindurch. Ihre Mahlzeiten aber waren Gelage, bei welchen der ſchwere Burgunder und heiße Tokaier ſtrömten, und in ſpäteren Jahren ſelbſt der Branntwein an die Stelle des Weins trat. In den Paläſten wechſelten Prachträume, die mit allem Glanz von Verſailles wetteifern mochten, mit ärmlich und unreinlich möblirten Stuben; keine Thür und kein Fenſter ſchloß; auf den nachläſſig gemauerten Wänden verfaulten die golddurchwirkten Sammettapeten. Von geiſtiger Bildung, von Streben nach Kenntniß und Gemeinwohl, von feinerer Form des Betragens und idealer Wärme des Herzens war hier keine Spur zu treffen. Das Daſein ging völlig auf in einem ungebundenen ſtreiterfüllten Drängen nach Macht und Genuß; der Starke und Liſtige kam voran, der Schwache, Unkluge, Vertrauende wurde unbarmherzig zertreten.

In dieſe Kreiſe alſo trat die vierzehnjährige Prinzeſſin ein. Nicht einen Monat war ſie darin, ſo wußte ſie, daß ſie in dem wilden und rauhen Getümmel völlig allein ſtand, ohne Berather, ohne Freund, ohne Schutz. Die Mutter verdarb es durch ihre plumpe Geſchäftigkeit ſofort mit der Kaiſerin, und, was ſchlimmer war, zeigte der Tochter einen giftigen Neid über deren beſſeres Gelingen. Der Bräutigam, Großfürſt Peter, erzählte ihr, er freue ſich, daß ſie ſeine Couſine ſei, da könne er Vertrauen zu ihr haben, und ihr ſein Herz ausſchütten über dieſe widerlichen Ruſſen, die er nicht leiden könne, mit Ausnahme jenes einen Hoffräuleins, in das er zum Sterben verliebt ſei.

Die junge Katharina fand, daß ein ſolches Gerede einen völlig haltloſen Charakter und engen Geiſt verrathe, und nahm ſich vor, ſich ſelbſt um ſo mehr in vorſichtiges Schweigen, Fügen und Warten zu hüllen. Nach ſeinem Weſen und Benehmen, ſagte ſie, war er mir völlig gleichgültig, aber gar nicht gleichgültig war mir, daß ich einſt Kaiſerin von Rußland würde. Es war vielleicht der erſte ernſte Gedanke in dieſem Mädchenkopf; es war dabei, ganz von ſelbſt und unbewußt, ihre ernſtliche Meinung, daß ſie in Wahrheit regierende Kaiſerin werden würde.

Einſtweilen war ſie allerdings von einem ſolchen Ziel ſo weit wie möglich entfernt. Der leitende Miniſter Beſtuſcheff haßte ſie und ihren Gemahl; in jedem Augenblicke war ſie von Spähern umringt, von Mißtrauen und übler Nachrede begleitet: ſo lebhaft wie ſie war, durfte ſie kein unbewachtes Wort, keine unberechnete Geberde wagen. Jede ſchwächere Natur wäre in dieſer troſtloſen Lage zermalmt worden; die ihrige aber, durchaus auf Selbſtbeherrſchung und Beherrſchung der andern angelegt, wurde darin entfaltet und geſtählt. Sie machte es ſich vor Allem zur Regel, Jedem freundlich zu ſein, ſich nie einzumiſchen noch vorzudrängen, der Kaiſerin grenzenloſen Gehorſam, dem Großfürſten die tiefſte Achtung zu zeigen, und auf alle Weiſe die Gunſt des Volkes zu gewinnen. Sie gewöhnte ſich an eine genaue Selbſtbeobachtung; ſie war fünfzehn Jahre alt, als ſie einem alten Freunde, der damals als ſchwediſcher Geſandter in St. Petersburg war, eine ausführliche Schilderung ihres Weſens aufſchrieb; vierzehn Jahre ſpäter war ſie ſelbſt über die Tiefe und Schärfe ihres jungen Selbſtbekenntniſſes erſtaunt. Der Geſandte gab es ihr mit einigen Rathſchlägen über Erhebung und Feſtigkeit der Seele zurück. Ich verſprach mir, bemerkt ſie, ſeinen Mahnungen

zu folgen, und ich erinnere mich keines Falles, wo ich ein mir gegebenes Verſprechen gebrochen hätte. Mit richtigem Tacte griff ſie inmitten der rauſchenden Geſelligkeit des Hofes, in der ſie völlig einſam lebte, zu ernſter geiſtiger Nahrung; ſie las in jeder ruhigen Stunde die Schriften Cicero's, Tacitus', Plutarch's; ſie verſtieg ſich zu der Platoniſchen Philoſophie, ja zu der Kirchengeſchichte des Baronius; ſie klagte nur, daß in St. Petersburg ſolche Bücher ſo ſchwer aufzutreiben ſeien. Ihr Weſen war elaſtiſch genug, um dieſe ſchweren Studien in ſich aufzunehmen, und doch allen Duft der Jugend und alle Freudigkeit des Genießens zu bewahren. Sie tanzte gut und gern, ſie wußte genau, was ſie gut kleidete; noch in alten Tagen erinnerte ſie ſich des Atlasſtoffes, blau mit Silber, den ihr die Mutter einmal weggenommen, des weißen juste-au-corps mit der einen Roſe geziert, mit deſſen ſchlichter Anmuth ſie eines Abends unter den funkelnden Balltoiletten Aufſehen erregt hatte.

So kam denn allmälich der Tag der Hochzeit am 21. Auguſt 1746 heran. „Wie er näher rückte, wurde ich ſtets melancholiſcher. Das Herz ſagte mir kein großes Glück voraus, der Ehrgeiz allein hielt mich aufrecht. Denn im innerſten Sinne trug ich ein ſicheres unausgeſetztes Gefühl, ich würde früh oder ſpät aus eigener Macht regierende Kaiſerin werden."

Das Verhältniß zum Gemahl ſtellte ſich deshalb nicht beſſer als früher jenes zum Bräutigam. Peter war kein von Natur ſchlechter Menſch, wohl aber völlig verwahrloſt. Kenntniſſe hatte man ihm ziemlich beigebracht, aber nicht das Mindeſte zur ſittlichen Erhebung ſeines Geiſtes, zur Richtung ſeines Geſchmackes auf das Gute, Große und Schöne gethan. Seine einzige Freude war Trinken und Rauchen, ſeine einzige Thätigkeit das Dreſſiren

von Hunden und das Drillen von Recruten. Unaufhörlich drängten ſich in dem verkommenen Herzen die gemeinen Affecte hervor, und machten ſich, durch kein Gefühl für das Schickliche gezügelt, breite Bahn. Katharina behauptete eine Weile ſein Vertrauen, indem ſie alle ſeine Ungehörigkeiten mit ſchweigender Ungeduld ertrug, bei keiner Verwicklung den ſichern Muth verlor, und bei jeder Verlegenheit Rath und Auskunft wußte. Er nannte ſie wohl Madame Reſſource, und trug ihr ſelbſt ſeine politiſchen Geſchäfte entgegen, holſteiniſche Angelegenheiten, Händel mit Dänemark, weitſchichtige Erörterungen und Streitfragen, wo ſein enger Sinn weder den Rechtspunkt noch die politiſchen Folgen zu überblicken vermochte. Hier gab denn Katharina ihre erſten Proben in der praktiſchen Staatskunſt, und in der That mit glänzendem Erfolg. Sie war 21 Jahre alt. Sie hatte einen ſehr tüchtigen däniſchen Geſandten, ſie hatte den ganzen Einfluß des ruſſiſchen Miniſters gegen ſich; ihr Gemahl, der „verſchwiegen war wie ein Kanonenſchuß," verrieth den Gegnern jeden Zug ihres Spiels — und zuletzt konnte ſie dem Geſandten lächelnd eröffnen, er werde morgen den Endbeſcheid empfangen, zu deſſen Faſſung ſie ſehr gerne mitgewirkt habe — der Beſcheid aber enthielt die gänzliche Vereitlung der däniſchen Wünſche. Seitdem zog ſie ihre Hand aus den politiſchen Geſchäften nicht mehr zurück, und ließ allmälich ein feſteres Selbſtgefühl in ihrer Haltung erkennen. Die nächſten Folgen davon waren jedoch für ſie nicht erfreulich. Nur zu bald fühlte ſich ihr Gemahl durch ihre Ueberlegenheit gedrückt, klagte aller Welt über ihren Stolz und ihre Bosheit, und hatte heute mit dieſer, morgen mit jener Dame des Hofes ein zärtliches Verſtändniß. Die Kaiſerin Eliſabeth aber erfüllte ſich mit eiferſüchtigem Mißtrauen gegen

ihre Nichte, verfolgte Jeden, dem Katharina Vertrauen oder Neigung zeigte, entfernte unnachsichtlich jeden Anhänger der Großfürstin vom Hofe. So auf allen Seiten von Haß und Argwohn gepeinigt, von dem Gemahl gemieden und abgestoßen, ohne eine theilnehmende Seele, bei der sie durch Aussprechen ihrer Schmerzen Stärkung und Tröstung hätte suchen dürfen, wurde sie von der verhängnißvollsten Katastrophe ihres Lebens betroffen.

Im Jahre 1753 kam an den Hof des Großfürsten der junge Graf Sergius Soltykow, ein stattlicher und glänzender Cavalier, von gewandter und einnehmender Haltung, der schnell die volle Gunst des Großfürsten gewann, und dann im Stillen Katharinen eine Anhänglichkeit ohne Grenzen und bald eine glühende Neigung bekannte. Es war das erste Mal, daß ein solcher Ton an ihr Ohr schlug; es war in ihrer Lage eben nicht ein Wunder, daß sie ihn mit Erquickung einsog. Dennoch widerstand sie dem gefährlichen Reize lange Zeit. Aber Alles wirkte zusammen, um sie in den lockenden Abgrund hineinzudrängen. Bei dem ersten Flüstern, daß auch ihr Herz nicht völlig gefühllos sei, vereinte sich der ganze Hof, um Soltykow zu unterstützen. Dieselben Menschen, welche jede harmlose Freundschaft der Fürstin verfolgt hatten, sahen mit Befriedigung, daß endlich auch Katharina sich in ein Verhältniß verstrickte, wie sie in dieser Gesellschaft tägliches Vorkommniß waren. Selbst der Minister Bestuscheff meinte aus Gründen höherer Staatsklugheit, die Intrigue begünstigen zu müssen. Soltykow erreichte sein Ziel, und gewann die erklärte Gegenliebe der Großfürstin. Katharina hatte den ersten Schritt zu einer neuen Lebensbahn gethan, sie trieb von nun an vorwärts auf dem uferlosen Meere der Genüsse und der Leidenschaften.

Das Verhältniß zu dem Gemahl war rettungslos für alle Zeit zerstört. Er zeigte ihr offenen Widerwillen, sie verbarg ihm ihre Verachtung nicht: dafür war sie jetzt mit ihrem alten Todfeind Bestuscheff in Verbindung getreten, und wußte ihn binnen Kurzem vollständig zu zähmen und zu unterwerfen. Die Gesundheit der Kaiserin, durch Unmäßigkeit und Ausschweifungen aller Art untergraben, begann zu schwanken, und der Minister wandte seine Blicke dem bisher verfolgten jungen Hofe zu. Katharina überzeugte ihn darauf leicht von Peter's geringer Begabung; sie bewies ihm, daß er nie die Gunst des Großfürsten gewinnen würde; Beide vereinten sich, ihre Interessen gemeinsam gegen Peter zu sichern. Die Geburt des Großfürsten Paul, welche 1754 erfolgte, änderte in diesen Verhältnissen nichts, ebensowenig die Versetzung Soltykow's auf einen Gesandtschaftsposten in Madrid; Katharina weinte bitterlich über die Trennung, wandte aber bald nachher ihre Gunst dem polnischen Grafen Stanislaus Poniatowski zu. Der Großfürst wüthete über dies Benehmen, und erging sich in seinen Trinkgelagen mit Bedienten und Unterofficieren in Drohungen aller Art gegen seine Gemahlin — dann aber, als sie ihn stolz und kategorisch auffordern ließ, seine Klagen bei der Kaiserin vorzubringen und zu beweisen, zog er scheu und brummend sich zurück. Sie erwog darauf mit fester Klarheit ihre Stellung; es lohnt sich, sie selbst über sich und ihre Lage zu hören. „Ich hatte meine Partei genommen," sagt sie, „ich sah jedem Schicksal mit philosophischer Ruhe entgegen. Ich fühlte in mir den Muth zu steigen oder zu fallen, ohne daß mein Geist und mein Herz dadurch gehoben oder gedrückt würden. Wenn ich von jeher begriffen hatte, daß es schwer, ja unmöglich war, einen Gatten zu lieben, der nicht liebenswerth war,

und ſich keine Mühe gab es zu ſein, ſo hatte ich dennoch ihm und ſeinen Intereſſen die treueſte Anhänglichkeit eines Freundes, ja eines Dieners gezeigt. Jahrelang hätte er ſich meine Neigung ſichern können; er aber bewies mir ſtets, daß es auf der Welt nichts gleichgültigeres für ihn gab als ſeine Frau. Anfangs machte mir das Kummer, aber mein Stolz machte mir bald den Gedanken unerträglich, daß ein Anderer als ich ſelbſt mich unglücklich machen könnte. Neben einer ſolchen Wendung des Geiſtes war ich von Natur mit einem empfänglichen Gemüth begabt; mein Aeußeres war einnehmend, und im Verkehr war ich entgegenkommend, ſo daß Niemand eine Viertelſtunde mit mir ſprach, ohne ſich wie einen alten Bekannten zu fühlen, weil Jeder fand, daß ich guten Willen und ſichere Rechtſchaffenheit hatte. Wenn ich ſo ſagen darf, ich war ein gerader und ehrlicher Ritter, mehr von männlichem als von weiblichem Geiſt, doch ohne männiſche Manieren; man fand bei mir neben dem Charakter eines Mannes die Reize einer recht liebenswürdigen Frau."

Ich füge noch zwei weitere Sätze dieſer merkwürdigen Bekenntniſſe hinzu, welche die beiden Pole dieſer großen und verhängnißvollen Natur bezeichnen. Sie fährt fort: „Ich ſagte alſo, daß ich gefiel wo ich auftrat; damit war leider die Hälfte des Wegs der Verſuchung gemacht; wo das Herz redet, vergißt der Kopf die Vorſchriften der Pflicht, und bis zur Stunde weiß ich nicht, wie man das hindern ſoll — zumal es in unſerer Lage ſo ſchwer, ja unmöglich iſt, vor der Gefahr ſich durch die Flucht zu retten. Denn Niemand hält ja ſein Herz in der Hand, und kann es durch einen Druck der Fauſt nach ſeinem Belieben öffnen oder verſchließen." Dahin war es durch die zerſetzenden

und demoraliſirenden Einflüſſe des St. Petersburger Hofes mit dieſer Meiſterin der Selbſtbeherrſchung gekommen. Es war eine Illuſion, wenn ſie ſich von der Ohnmacht ihres Willens vorſprach. Er war noch immer ſo ſtark, ſo feſt, ſo geübt wie früher; der Unterſchied war nur der, daß er einſt nach dem Gebot der Pflicht und der Klugheit ſich erhob, und jetzt nur noch durch den Reiz der Leidenſchaften erregt wurde. Er war hülflos geworden, wenn der Genuß winkte; er hatte auch jetzt noch die volle frühere Energie, ſobald der Ehrgeiz ihn aufrief. „Als der Großfürſt mich ſo hart bedrohte," ſagt Katharina, „überlegte ich mein Geſchick. Ich ſah drei gleich mißliche Wege vor mir. Erſtens, die Wünſche und das Schickſal des Großfürſten unter allen Umſtänden zu theilen. Zweitens, mich willenlos von ihm zu Grunde richten zu laſſen. Drittens, meinen eigenen unabhängigen Weg zu gehen, mich ſelbſt, meine Kinder und den Staat aus den Schiffbruch zu retten, mit welchem ſeine Unfähigkeit uns Alle bedrohte. Das dünkte mich das Sicherſte. Ich beſchloß alſo, dem Großfürſten den beſten Rath über ſeine wahren Intereſſen zu geben, wo ſich der Anlaß darböte, im Uebrigen ein ſehr ernſthaftes Schweigen zu beobachten, und vor Allem mein eigenes Intereſſe bei dem Publicum zu wahren, ſo daß ich ihm als der Retter des Staatswohls im Nothfall erſchiene."

Wir ſehen, das Kind, welches vor zehn Jahren ganz naiv die Hände nach dem Glanz der ruſſiſchen Krone ausſtreckte, war zur erwachſenen, gereiften, übergereiften Frau geworden. Alle Kräfte ihres Geiſtes waren entfaltet, die Harmloſigkeit und die Täuſchungen der Jugend verronnen, das eigentliche Leben, das Leben des Kampfes, des Herrſchens, des Genießens ſollte beginnen. Im Jahre 1758 wiederholte ſich der Krankheitsanfall

der Kaiſerin; Beſtuſcheff glaubte, daß ſie höchſtens noch ein paar Monate zu leben hätte, und ſchlug Katharinen eine entſcheidende Maßregel vor. Es war die Zeit des ſiebenjährigen Krieges; Eliſabeth hatte ſich, ſehr gegen den Wunſch des jungen Hofes, mit Oeſterreich und Frankreich zur Ueberwältigung Friedrich's des Großen verbündet; General Apraxin hatte eine preußiſche Abtheilung bei Großjägerndorf beſiegt, und den größten Theil der Provinz Oſtpreußen eingenommen. Er war aber ein naher Freund des Miniſters, und ein warmer Verehrer Katharinens; ſo faßten dieſe Beiden den Gedanken; Apraxin ſollte ſein Heer nach Rußland zurückführen, um bei dem Tode der Kaiſerin anſtatt des Großfürſten Peter den jungen Paul unter Katharinens Regentſchaft als Kaiſer auszurufen. Um den Plan zu verhüllen, ſchrieben Beide an den General oſtenſible Briefe, worin ſie ihn ermahnten, ſeine Triumphe über die Preußen kräftig weiter zu verfolgen; plötzlich aber wurde die Welt durch die Nachricht überraſcht, daß der ſiegreiche General in eiligem Rückmarſch nach Rußland begriffen ſei. Die Geſandten Oeſterreichs und Frankreichs waren außer ſich, boten Alles auf, die Sache zu ergründen und zu hintertreiben; es geſchah, daß die Kaiſerin ſich unvermuthet wieder erholte, und nun mit höchſtem Zorne Apraxin nach St. Petersburg zur Rechenſchaft berief. Gleich nachher wurde auch Beſtuſcheff abgeſetzt und verhaftet, und Katharina ſah den ärgſten Sturz in dichter Nähe vor Augen. Indeß wollte ihr das Glück ſo wohl, daß Apraxin in dieſem Augenblick ſtarb, und in ſeinem Nachlaß ſich keine weitern Papiere als die erwähnten oſtenſiblen Briefe fanden. So fehlte es der Anklage an Beweiſen, Beſtuſcheff blieb außer Amt, aber ſtraflos, und Katharina, welche ſofort die ſtolze Haltung gekränkter Unſchuld

annahm, kam mit einigen allgemeinen Verweiſen wegen Hochmuth und Ehrgeiz über die Gefahr hinüber. Noch volle drei Jahre vergingen, bis durch den Tod der Kaiſerin Eliſabeth, Januar 1764, die Kriſis ihres Schickſals eintrat.

Zunächſt übernahm ihr Gemahl, Kaiſer Peter III., ohne alle Schwierigkeit die Regierung. Er zeigte ſich in der neuen hohen Stellung wie es ſeine Vergangenheit erwarten ließ. Urſprüngliche Herzensgüte, lang angeſammelter Aerger, tiefe Unbildung, überhaſtiger Eifer bezeichneten jeden ſeiner Schritte. Jenes geheime Staatstribunal, das unter Eliſabeth der Schrecken des Landes geweſen, hob er auf der Stelle auf, ließ die Kerker Schlüſſelburgs und Sibiriens öffnen, zerſtörte den ganzen Apparat der willkürlichen geheimen Polizei. Alles müſſe beſſer werden in Rußland, rief er, und Alles auf der Stelle, Alles mit einander. Den halben Tag war er auf dem Exercierplatz bei ſeinen Recruten, die halbe Nacht bei den Feuerſpritzen, deren Reform er als die wichtigſte Staatsfrage behandelte. Was er vor Allem nicht leiden mochte, war die ruſſiſche Geiſtlichkeit; er verfügte mit einem Federſtrich die Confiscation alles Kirchenguts in dem weiten Reich, mehr als 40 Millionen Rubel werth. Was er vor Allem verehrte, war Preußen und deſſen König; er trug ſelbſt preußiſche Uniform, und führte ſie bei ſeinen Garden ein; er ſchloß ſofort Frieden und Bündniß mit Friedrich II. und ließ ſein Heer gegen die frühern Alliirten in das Feld rücken. In dieſem plan- und athemloſen Treiben ging ſein eigener Lebenswandel den alten Gang; er trank und rauchte mit holſteiniſchen Officieren, ſchimpfte ſonſt auf alle Ruſſen, verehrte aber mit großem Geräuſch die häßliche und geiſtloſe Eliſe Woronzoff, und verſprach ſie zu heirathen, wenn er ſeine jetzige Frau erſt

losgeworden wäre. Gegen Katharina und den jungen Großfürsten Paul verhehlte er seinen Haß an keiner Stelle; er dachte daran, den letztern von der Thronfolge auszuschließen, und da er für sich selbst keine Nachkommen mehr erwartete, so ließ er einige Vettern aus Holstein kommen, um vielleicht ihnen dereinst die Succession zuzuwenden. Merkwürdig genug, bei allem Groll behielt der Kaiser ein sehr deutliches Bild von der Bedeutung seiner Gemahlin. Wenn er sich in seinen Schmähungen über sie erging, sie zu strafen, zu verbannen, in's Kloster zu stecken verhieß, so meinte wohl Einer oder der Andere, die Frau sei zuletzt doch nicht so schlimm, oder werde sich bessern. Dann aber schlug der Kaiser auf den Tisch, und schrie ein über das andere Mal: Sie ist gefährlich wie ein Teufel, sie ist zu Allem fähig, Ihr wißt nicht, wozu sie fähig ist. Aber diese Furcht im Haß lähmte ihn wieder im Handeln; er that Alles, um Katharinen auf das Aeußerste zu bringen, und nichts, um seine Sicherheit gegen sie zu wahren.

Sie aber saß verlassen und wenig beachtet in ihren Gemächern, machte die Etikette ihres kaiserlichen Lebens mit heiterer Miene durch, und nahm mit leiser Hand einen Faden nach dem andern zu der Umstrickung des toll voranstürmenden Gemahls auf. Die Aufhebung der geheimen Polizei machte das möglich; die Elemente der Gährung drängten sich massenweise zu. Die Popen wütheten über den Berauber der Kirche, die Garderegimenter knirschten über den Vergötterer der Preußen; eine Menge der bisherigen Machthaber fürchtete ihren Sturz durch die Rückkehr der sibirischen Exilirten. Es wurde Katharina nicht schwer, mit diesen allen anzuknüpfen. Der Erzieher des jungen Paul, der staatskluge Graf Panin, wollte seinen Zögling nicht durch

jene Holsteiner verdrängen lassen, und stellte seinen Einfluß im Senat Katharinen zur Verfügung, freilich in der Voraussetzung, daß sie nur als Regentin aufträte, Paul aber als Kaiser ausgerufen würde. Sie ging darüber hinweg, wir wissen aber, wie es in ihrem Sinne in dieser Hinsicht stand. Das mütterliche Gefühl war hier nicht stärker als die Gattenpflicht: sie hatte auch jetzt unausgesetzt den Gedanken, regierende Kaiserin aus eigener Macht zu werden. Ihr Freund Poniatowski war damals nach Polen zurückgekehrt, und an seine Stelle ein Artillerieofficier, Gregor Orloff, getreten, ein schöner, starker und kühner Mann, der mit voller Hingebung Katharinens Sache auf Leben und Tod ergriff. Sein Bruder Alexei, noch herculischer und trotziger, aber auch roher und gewaltthätiger als Gregor, warb in den Casernen für die Kaiserin; neben ihm wirkte die Schwester jener Elise Woronzoff, welcher Peter seine Gunst geschenkt hatte, eine junge Fürstin Daschkoff, die mit glühendem Enthusiasmus an Katharinen hing, und keine Gefahr und kein Compromittiren in ihrem Dienst scheute. So kam der Juli heran. Man war inmitten der Vorbereitungen, man hoffte in einigen Wochen losschlagen zu können. Da in der Nacht auf den 9. Juli wurde Katharina auf ihrem Lustschloß Peterhof aus dem Schlaf geweckt; ein Mann stand an ihrem Bett, es war Alexei Orloff, der ihr hastig zurief: Einer unserer Freunde ist verhaftet, eilen Sie, kein Augenblick darf verloren gehen. Damit flog er wieder aus dem Zimmer, um einen von der Daschkoff seit Wochen bereit gehaltenen Wagen zu holen; Katharina warf sich rasch in die Kleider, nahm eine Kammerfrau mit sich, und so fuhr sie Orloff in die Morgenfrühe hinaus nach St. Petersburg. Sie war anfangs wie betäubt, und zitterte, als sie in den Wagen stieg;

es war wohl weniger ängſtliche Furcht als das Gefühl, daß jetzt die Entſcheidung über ihr ganzes Leben da ſei. Während der Fahrt verlor ſich ihre Verwirrung, ihr Geiſt erhob ſich über alle Spannung, und unter fröhlichem Lachen kam ſie in der Hauptſtadt bei der Caſerne der Garden an. Dort hatte Gregor Orloff die Regimenter vorbereitet; in der Kaſan'ſchen Kirche wartete der Erzbiſchof von Nowgorod mit dem Klerus, Panin verſammelte die Senatoren — binnen zwei Stunden war Katharina als Selbſtherrſcherin aller Reuſſen ausgerufen, im Palaſt inſtallirt, von Beamten, Truppen, jubelnden Volkshaufen umgeben.

Niemals war eine Revolution leichter, raſcher, einmüthiger von ſtatten gegangen. Der einzige Panin war tief betroffen, als ſein Zögling nicht als Kaiſer, ſondern nur als Thronfolger proclamirt wurde; er war aber mehr zäh als kühn, und fügte ſich der vollendeten Thatſache. Sonſt war ganz St. Petersburg ein einziger Enthuſiasmus für Katharina. In der That, ſie war hinreißend in ihrer leuchtenden Entſchloſſenheit, in der gewandten Ueberredung, mit der ſie für jeden Menſchen und jeden Anlaß das treffende Wort fand, in der zauberiſchen Beweglichkeit und Sicherheit ihres Geiſtes. Am Abend ſetzte ſie ſich ſelbſt an die Spitze der Truppen, welche gegen das Schloß Oranienbaum, den Aufenthalt Peter's, geſchickt wurden; ſie trug die altruſſiſche Uniform der Garde, den Hut mit Eichenlaub geſchmückt, das lang hinwallende Haar nur durch eine einfache Schleife gehalten; ſo tummelte ſie den grauen Tigerhengſt mit ſtolzer Anmuth — niemals hatte man ſie ſchöner geſehen. Die Soldaten waren in ſchwärmeriſchem Entzücken, das Volk begrüßte ſie als die Befreierin, Rächerin, Retterin des alten heiligen Rußland.

Der unglückliche Kaiſer hatte dagegen nichts einzuſetzen. Er war völlig rathlos, erſchrocken und überwältigt. Nach dreitägigem Schwanken, Hin- und Herfahren, Klagen und Jammern, gab er ſeine Sache verloren, dankte ab und überlieferte ſich den Beamten ſeiner Gemahlin. Sie hatte die Abſicht, ihn nach Holſtein zurückzuſchicken, ihre nächſten Freunde und Helfer aber meinten, daß man in Rußland anders mit geſtürzten Souveränen verfahren müſſe. Sein Verderben war, daß der Ehrgeiz des Gregor Orloff geradezu nach Katharinen's Hand begehrte, und deren Wiederverheirathung unmöglich war, ſo lange Peter lebte. Der wilde Alexei zauderte darauf nicht lange: er machte ſich auf mit ſechs halbbarbariſchen Spießgeſellen, drang in das Gefängniß des Kaiſers und begann mit dem elenden Mann eine Rauferei, in welcher Peter nach langem Ringen und gräßlichem Hilfeſchreien endlich erlag, und erdroſſelt wurde.

Daß der Mord ohne Katharina's Vorwiſſen vollzogen wurde, ſteht jetzt außer Zweifel; ſchlimm genug, daß ſie in der Lage war, die Orloffs nicht bloß ungeſtraft, ſondern auch im Beſitz der höchſten Staatsehren und des mächtigſten Einfluſſes zu belaſſen. Ihre Heirath übrigens mit Gregor wurde durch den entſchloſſenen Widerſpruch des Kanzlers Woronzoff und des Grafen Panin verhindert.

So war Katharina am Ziel. Die kleine Prinzeſſin von Zerbſt war geworden, was ſie ſich vorgeſetzt, regierende Kaiſerin von Rußland aus eigener Macht. In jedem Sinne ſtand ſie auf der Mittagshöhe ihres Lebens. Es wird auf das Beſtimmteſte bezeugt, daß ihre Schönheit damals im dreiunddreißigſten Jahr friſcher und vollendeter als in irgend einer Zeit ihrer Jugend geweſen. Ihre Geſundheit, welche früher oft geſchwankt

hatte, ſchien jetzt unerſchütterlich und unerſchöpflich; eine ſprudelnde Heiterkeit erfüllte ihr ganzes Daſein, inmitten unendlicher Arbeit, drängender Nöthe, weltbewegender Entſchlüſſe. Sie war geboren zur Herrſchaft; jetzt, in den Mühen, den Genüſſen, den Sorgen der Souveränetät, athmete ſie mit vollen Zügen die rechte Luft ihres Lebens ein. Mit unendlichem Eifer warf ſie ſich auf die Erforſchung ihrer Länder, fragte, ſtudirte, ſammelte, ruhte nicht, bis ſie klare Anſchauung und eigenes Urtheil beſaß. Nach allen Seiten hin ging ihre perſönliche Correſpondenz; ſie hatte eine unvergleichliche Gabe, die zuverläſſigen Zeugen zu finden, durch liebenswürdige Vertraulichkeit ihren Freimuth zu wecken, ſich ihnen unterzuordnen, ſo lange ſie lernte, und dann mit anmuthiger Wendung ihre ſouveräne Ueberlegenheit zu ergreifen, ſobald ihre Anſicht gebildet, ihr Wille entſchloſſen war. Dann wurde kein Augenblick verloren, das Gewonnene wieder nutzbar zu machen; die Zuſtände wurden verbeſſert, die Hilfsquellen geſteigert, die Regierungsmittel geordnet und gekräftigt.

Man iſt erſtaunt, wenn man die innere Thätigkeit dieſer Herrſchaft in ihren erſten dreizehn Jahren überſieht; da entſteht eine neue Eintheilung des Reichs, eine neue Organiſation aller Behörden und Gerichte, die ſo tief greift und den höhern Claſſen der Bevölkerung ſo viel Rechte gibt, daß man ſie geradezu als eine Reichsverfaſſung bezeichnen kann. Da werden Städte gegründet, die Lage der leibeigenen Bauern gemildert, das Vermögen der Kirche unter beſſere Verwaltung genommen, das wichtige Syſtem der Waſſerſtraßen und Canäle ausgebaut und reich dotirt. Man denkt an ein allgemeines Civilgeſetz für das ganze Reich; man beſeitigt aus dem Criminalproceß die Tortur;

man gibt den wichtigern Zweigen des Finanzweſens eine neue ſtrammere Ordnung; man legt Hand an die Schöpfung eines angemeſſenen Schulweſens. Allerorten finden wir die unausgeſetzte perſönliche Einwirkung der Kaiſerin; ſie prüft und entſcheidet, beſchleunigt und tröſtet; ſie geht mit echt frauenhafter Sorgſamkeit in jedes Detail, und hält mit imperatoriſcher Kraft die großen leitenden Geſichtspunkte feſt.

Am Hofe herrſchte ein ungezwungener leichter Ton; Katharina liebte es, wie alle ſtarken Naturen, die äußere Würde abzulegen, in der Sicherheit, ſie jeden Augenblick wieder ergreifen zu können. So war der Verkehr ihrer Geſellſchaft oft bis zur ausgelaſſenen Luſtigkeit heiter, immer aber blieb die Haltung der Kaiſerin und folglich der Geſellſchaft vollkommen decent. Ihr Verhältniß zu Gregor Orloff dauerte fort; er hieß ihr Generaladjutant, hatte eine Wohnung für ſich in jedem der kaiſerlichen Paläſte, und wurde mit Ehren, Würden und Schätzen überhäuft. Seine Stellung zu Katharina war äußerſt eigenthümlich. Er war von Haus aus eine gutmüthige, gerade Natur, mäßig begabt, ſchlecht gebildet, von unbeſorgtem, rückſichtsloſem Sinn und, wo es zu arbeiten galt, von ſehr geringem Ehrgeiz. Er hatte für Katharinen eine ehrliche und echte Neigung, ſo daß er ſich eher umgebracht als ihr aus eigenſüchtigen Gründen einen wiſſentlich ſchlechten Rath gegeben hätte. Ueberhaupt aber wünſchte er ihr nicht zu rathen, oder ſich mit der Mühe politiſchen Einfluſſes zu befaſſen. Sie dagegen hätte dem männlich ſchönen Liebling gar gern etwas von ihrem Geiſt gegeben, zog ihn überall zu den Geſchäften heran, ſchob ihn vor, wo ſich ein Anlaß zu rühmlicher Thätigkeit zeigte. Aber nur zu bald wurde er dann ſchlaff und ungeduldig, und entzog ſich ihrem Drängen

eben ſo kategoriſch, wie wenn ſie ihn bat, zur Ehre des Hauſes den wilden Gaſtereien mit den Zechgenoſſen ſeiner Lieutenantsjahre zu entſagen. So gab es im Verlaufe der Jahre doch manche Verſtimmung zwiſchen beiden, und es fehlte Orloff nicht an einem großen Gegner, welcher eine jede derſelben nachdrücklich auszubeuten verſtand. Dies war Graf Panin, welcher den Orloffs die Zurückſetzung ſeines Zöglings, des Großfürſten Paul, zuſchrieb, und als dieſer 1772 großjährig wurde, an dem jungen Prinzen einen unerſchütterlichen Rückhalt in ſeinem Haß gegen den Günſtling fand. Panin war ein Menſch von großer Schlauheit und Anſchlägigkeit, von flachem und geſchmeidigem Verſtand, mittelmäßig in den Geſchäften, aber Virtuos in der Intrigue, ein unzuverläſſiger Helfer und ein höchſt gefährlicher Widerſacher. Er erfreute ſich als Miniſter des Auswärtigen eines ſichern Einfluſſes bei der Kaiſerin, und im Jahre 1773 gelang es ihm, den Fürſten Orloff auf deſſen eigenſtem Felde zu ſchlagen.

Gewiß, die Verbindung mit dieſem war ein tiefer Schatten auf Katharinen's glänzender Laufbahn. Aber das iſt die ſicherſte Strafe des Unrechts, daß es unaufhaltſam weiter greift, und immer mehr die Scheu vor dem Schlechten im Herzen ertödtet. Nachdem ſich die Kaiſerin von Orloff getrennt hatte, ſchritt ſie in Wege hinein, nach deren Vollendung ſie ſelbſt, ihr Hof, ihr ganzes Reich auf Orloff's Zeiten wie auf ein verlorenes Paradies zurückſchauten.

Als Katharina an jenem erſten Abend ihrer Regierung ſich zur Bekämpfung Peter's III. in den Sattel ſchwang, bemerkte ſie, daß an dem ihr gereichten Degen das Porte-épée fehle. Auf ihre Frage ſprengte ein junger Wachtmeiſter aus der Fronte

hervor, ihr das ſeinige zu reichen; dabei wurde ſein Pferd ſtätig und drängte hartnäckig an die Seite der Kaiſerin heran. Sie ſah mit Lächeln auf den kecken Reiter, deſſen koloſſale Geſtalt und bedeutendes Geſicht ihr auffielen. Sie hörte, es ſei der Sohn eines verabſchiedeten Majors, Gregor Potemkin, und ernannte ihn gleich am folgenden Tage zum Gardeofficier und Kammerjunker. Er gewann Zutritt zu ihren engern Kreiſen, hatte aber Orloff's Ungnade ſo entſchieden zu fühlen, daß er ſich von Panin eine Weile in's Ausland zur ſchwediſchen Geſandtſchaft ſchicken ließ. Früher hatte er auf der Univerſität Moskau ſtudirt, und großes Talent zu allen Dingen und noch mehr Ehrgeiz nach allen Seiten gezeigt. Wochenlang trieb er dahin in tollen Extravaganzen, dann arbeitete er wieder mit gleich extravagantem Eifer bei Tag und bei Nacht, hatte rieſenmäßige Kraft der Muskeln, der Nerven, des Gedächtniſſes, erklärte ſeinen Kameraden, er müſſe Miniſter oder Erzbiſchof werden, ſtak dann ein paar Monate lang im nächſten Kloſter, wo er mit den Mönchen diſputirte und ſich kaſteite, und warf endlich Brevier und Bücher weg, um ſein Glück in der Armee mit dem Degen zu ſuchen. Aus Stockholm zurückgekehrt, begann er am Hofe ſein Spiel auf's Neue; er ſah, daß Katharina ihn wieder bemerkte, daß Orloff ihn wieder mit der Wucht ſeines Zornes bedrohte. Plötzlich war er verſchwunden, und nach wenigen Tagen brachten die Mönche des St. Newskykloſters der neugierigen Stadt die Geſchichte entgegen: daß der glänzendſte Officier der Garde die Kutte genommen, daß er tiefſinnig geworden ſei aus hoffnungsloſer Liebe zur Kaiſerin. Katharina erfuhr davon, und erklärte, dieſe Tollheit nicht dulden zu wollen. Es heißt, ſie habe ihn heimlich ſelbſt geſehen und getröſtet; ge-

wiß iſt, daß er gleich nachher, mit Geld und Empfehlungen reichlich verſehen, bei dem ruſſiſchen Heer im Türkenkrieg auftrat. Dort wartete er Orloff's Größe geduldig ab; kaum aber hatte er erfahren, daß deſſen Stern erblichen war, ſo eilte er nach St. Petersburg zurück, und empfing gleich am nächſten Tag aus den Händen der Kaiſerin die Ernennung zum Generaladjutanten.

Nachdem er in dieſer Stellung eine Weile gehauſt, und ſeine Natur bethätigt hatte, nannte ihn das ruſſiſche Volk den Fürſten der Finſterniß. Und in der That, die wunderbare Miſchung von Licht und Schatten, welche bis dahin das Weſen der Kaiſerin gebildet hatte, ging mit ſeinem Eintritt in völlig dunkler Nacht zu Grunde. So ſtark der Geiſt Katharinens war, ſo wurde ſie dennoch durch die maſſive Wucht ſeines Auftretens, die dröhnende Energie ſeines Willens, den toſenden Sturm ſeiner Affecte überwältigt. Eine viel ſchlichtere, beſchränktere Frau von reinem ſittlichen Gefühl hätte ihm widerſtanden, hätte ſich ſofort von ihm abgewandt: ſie aber erlebte jetzt die Nemeſis für jede frühere Verirrung; ſie hatte keine Waffe mehr gegen den glühenden Reiz, womit er ſie umſtrickte, und wurde von ihm immer tiefer in den trüben Wirbel ſeiner Leidenſchaften fortgeriſſen. Und er hatte nicht einmal, wie Orloff, ein warmes Gefühl für ſie ſelbſt. Er dachte nur an ſich, an ſeine Größe, ſeine Macht, ſeinen Genuß. Er griff mit Haſt in alle Geſchäfte der innern Verwaltung, der Politik und des Krieges ein, um ſich zu heben und zu bereichern. Unter koloſſalen Verſchwendungen, bei einem Praſſerleben, deſſen Muſter in den Märchen von 1001 Nacht zu ſuchen ſind, brachte er in ſechzehn Jahren ein Vermögen von 90 Millionen Rubel zu-

ſammen, während damals die ganze Jahreseinnahme des Reichs etwa 50 Millionen betrug. Da mußte denn wohl jede der früher begonnenen Unternehmungen in's Stocken kommen, auch wenn Katharina in dem Strom endloſer Zerſtreuungen, mit dem er ſie umgab, noch den Sinn für Arbeit und ſchöpferiſchen Fleiß behalten hätte. Zerrüttung, Verſchleuderung, Verarmung kam in allen Zweigen des Staatslebens an die Tagesordnung; Elend und tiefe Unzufriedenheit verbreiteten ſich in den meiſten Provinzen des Reichs. Wohl regte ſich zuweilen in Katharina die innere Stimme: einmal, 1778, ließ ſie den Alexei Orloff kommen, und bat ihn, die Brüder möchten ſich mit Potemkin verſöhnen, und den gewaltigen Mann zu einiger Thätigkeit und Beſonnenheit bringen. Alexei aber antwortete, wenn ſie befehle, ſo ſolle Potemkin ſofort aus der Zahl der Lebenden verſchwinden, aber Freundſchaft mit dieſem Dämon ſeiner Fürſtin, ſeines Landes, nimmermehr — und ſo ließ er Katharinen in ihren heißen Thränen allein.

Potemkin lachte dazu. Er kannte alle ſchlimmen Neigungen in der Bruſt ſeiner Herrſcherin, und hielt ſie an dieſen feſt in ſeiner Hand. Die erſte Wärme des Gefühls war längſt in ihrem Verhältniſſe verraucht; er wandte ſich jetzt an den älteſten und tiefſten Trieb ihres Weſens, an ihren Ehrgeiz. Es gelang ihm, dieſen immer höher zu ſchwellen, ihn für ausſchweifende und phantaſtiſche Ziele zu erhitzen, und ſo Katharinens Politik in die wilde Regelloſigkeit zu treiben, wie ſie ſeiner ungezähmten Natur gemäß war. Es führt uns dies auf die auswärtige Thätigkeit der Kaiſerin; wir müſſen zum Schluß unſerer Betrachtung den Tendenzen derſelben einige Worte widmen.

Katharina hatte bisher die auswärtige Politik in demſelben Sinn wie die innere betrieben, thätig, kräftig, vorandringend, erfüllt von dem Durſt nach Erfolg und Ruhm, aber ſtets in gewiſſer Mäßigung, und mit Beſchränkung auf das Nützliche und Erreichbare. Sie ſuchte keinen Krieg, um Eroberungen zu machen, und ſie ſcheute keinen, um ihre Stellung zu behaupten und ihren Einfluß in ganz Europa zu bethätigen. So war Polen ſeit Peter dem Großen nur dem Namen nach ein ſouveräner Staat, wurde aber thatſächlich von dem ruſſiſchen Geſandten regiert, von den ruſſiſchen Truppen willkürlich durchzogen. Katharina war entſchloſſen, dieſes Verhältniß zu behaupten, keine innere Kräftigung Polens zuzulaſſen. Sie ſetzte alſo ihren frühern Freund, Stanislaus Poniatowski, auf den polniſchen Thron, ſchlug unter ſtarken Kriegsopfern einen Aufſtand der polniſchen Patrioten nieder, und erhob ohne Zaudern ihre Waffen zu einen ſechsjährigen glorreichen Kampfe gegen die Türkei, als dieſe ſich in die polniſchen Händel einmiſchen wollte. Inmitten aber der glänzendſten Triumphe ließ ſie ſich keineswegs in das Grenzenloſe fortreißen; gerade die Fülle der Lorbeeren, welche jeden Zweifel an ihrer Macht undenkbar machte, beſtimmte ſie endlich zu einem höchſt bedeutenden Zugeſtändniß an die deutſchen Mächte, zu der erſten Theilung Polens 1772. Es überraſcht Sie vielleicht, daß ich dieſen Act, durch welchen Rußland ſich einige tauſend Quadratmeilen polniſchen Landes aneignete, als einen Act der Mäßigung und des Verzichts bezeichnete; Sie müſſen ſich nur erinnern, daß Rußland ſeit faſt hundert Jahren das ganze Polen beherrſcht hatte, und dieſe Beherrſchung als eine völlig hergebrachte feſte Sache anſah. Daß es jetzt große Provinzen deſſelben hier an Oeſterreich, dort

an Preußen überließ, erſchien in St. Petersburg als ein ſehr reelles Opfer, als ein Verluſt für Rußland, und Katharina bequemte ſich dazu nur aus dem Wunſche, weitere ernſte Verwicklungen mit den deutſchen Mächten über die Türkei zu vermeiden.

Dieſen Erfolg hatte ihr vor allen andern Menſchen der große König Friedrich von Preußen abgenöthigt. Acht Jahre vorher hatte er ſich mit ihr gegen Polen verbündet, um die Vormundſchaft über das Land den Ruſſen nicht allein zu überlaſſen, und oft genug hatte Katharina ſeitdem an das Wort gedacht: qui a compagnon, a maître. Als ſie endlich das Spiel umkehrte und ihn in das Schlepptau ihrer Politik zu nehmen ſuchte, warf er, ſofort entſchloſſen, ſeine Stellung völlig herum. Es war ſechs Jahre nach dem ſiebenjährigen Kriege, nach dem Kampf auf Leben und Tod zwiſchen Oeſterreich und Preußen; jetzt rief Friedrich bei einer perſönlichen Zuſammenkunft, zuerſt in Neuſtadt, dann in Neiße, den jungen Kaiſer Joſeph auf, den innern Hader zu vergeſſen und in geſchloſſener Eintracht der ruſſiſchen Uebermacht Schranken zu ſetzen. Joſeph ging darauf ein, der Miniſter Kaunitz ſchloß ſich an, und die unmittelbare Folge war Katharinens Zurückweichen, die Integrität der Türkei, die Erwerbung Weſtpreußens durch Friedrich, der Gewinn Galiziens für Oeſterreich.

Katharina ließ es ſich, da die Türkei immerhin vor ihren Waffen und das noch übrige Polen vor ihren Winken zitterte, gefallen. Die Einigkeit der deutſchen Mächte hatte das bedeutendſte Ergebniß erreicht. Leider dauerte dieſe, jung und zart wie ſie war, nur wenige Jahre. 1777 ſtarb Kurfürſt Max von Baiern, und Joſeph widerſtand der Verſuchung nicht, die

ſeit der Sendlinger Schlacht in Wien gehegten Plane aufzunehmen und Baierns Beſitz für Oeſterreich zu begehren. Wie Sie wiſſen, proteſtirte die Linie Zweibrücken, das jetzige baieriſche Herrſcherhaus, und fand bei Friedrich II. wirkſame Unterſtützung. Nach kurzem Krieg mußte Joſeph auf die bereits ſicher geglaubte Eroberung verzichten. Seitdem war er wieder völlig in den alten bittern Haß gegen Preußen zurückgefallen, und zu jedem Bündniß bereit, welches ihm die Mittel zur Stillung ſeines Grolls gewährte. Dies eben war die Zeit, in welcher Potemkin in St. Petersburg empor kam. Ihm lag daran, Katharinen nicht zur Ruhe, nicht zur Beſinnung kommen zu laſſen; er entzündete alſo in ihrer Seele den Gedanken, die Türken aus Europa zu verjagen, auf St. Sophia in Conſtantinopel das Kreuz und die ruſſiſche Fahne aufzupflanzen, dort das alte Imperium Oſtroms zu erneuern, von dem Ufer des Bosporus das geſammte Mittelmeer und mit ihm drei Welttheile zu beherrſchen. Es iſt heute eine beinahe triviale Wahrheit, daß es ein ſtärkeres Intereſſe, jeden ruſſiſchen Plan dieſer Art im Keime zu erſticken, für keine Regierung gäbe als gerade für Oeſterreich. Allein Joſeph II. dachte damals nur an Baiern und Preußen, und dazu an die Möglichkeit eigner türkiſcher Beute; kaum hatte er von Potemkin's Entwürfen gehört, ſo reiſte er 1780 ſelbſt nach Rußland, um Katharinen ſeinen ganzen Beiſtand gegen die Osmanen anzubieten, wenn ſie ihm Bosnien und Serbien überließe, und ihm trotz Preußens Widerſpruch die Einverleibung Baierns ſicherte.

Man begreift, mit welchem Jubel Potemkin hierauf einging. 1782 kam das völlige Einvernehmen zu Stande, 1785 ergingen die erſten Forderungen an Karl Theodor von Baiern, die jedoch noch

einmal durch Preußen abgewehrt wurden; kaum war dann der gefürchtete König Friedrich 1786 geſtorben, ſo begannen die Reibungen mit der Türkei, aus welchen nur zu bald die Flamme eines großen Krieges emporloderte. Da England und Preußen ſich dieſem Umhergreifen der beiden Kaiſerhöfe mit vollem Ernſt widerſetzten, ſo erreichte die zürnende Spannung zwiſchen Berlin und Wien den höchſten Grad. Man war im Begriff, auf einander loszuſchlagen — da brach die franzöſiſche Revolution und nach kurzer Friſt der Revolutionskrieg gegen das geſammte Deutſchland aus — und wir begreifen nun, weshalb von deutſcher Seite bei der tiefen Verſtimmung der beiden Hauptmächte dieſer Krieg ſo lahm, ſo zwieträchtig, mit ſo elendem Erfolg geführt wurde. Potemkin ſtarb darüber 1791, ſeine Geſinnung erbte aber am ruſſiſchen Hofe fort, und erhielt ſich mit all' ihren jammervollen Folgen, bis endlich am 18. November 1796 auch Katharina an den Schluß ihres ereignißreichen Lebens gelangte.

Ihre letzten Jahre waren äußerſt trüb geweſen. Der große orientaliſche Entwurf war geſcheitert; in den Verwicklungen des Revolutionskrieges hatte ſie ein volles Drittel der polniſchen Provinzen den Deutſchen überlaſſen müſſen, während für das tief erſchöpfte Rußland neue Kriege, hier mit der Türkei, dort mit Frankreich, in Ausſicht ſtanden. Im Innern lag aller Wohlſtand, alle Thätigkeit, alles Vertrauen danieder; die Schiffe faulten in den Häfen; der Ackerbau war durch die endloſen Recrutirungen gebrochen, und die Armee dennoch durch eine ſchlechte und unredliche Verwaltung zerrüttet. Nicht beſſer ſtand es in der kaiſerlichen Familie. Mit dem Sohne, dem ſie die Herrſchaft vorenthielt, war die Kaiſerin völlig überworfen. Als ſie

nach dem tödtlichen Schlaganfall auf einer Matratze am Fußboden hingeſtreckt die letzten Athemzüge ausröchelte, ſtand Paul daneben mit hartem Angeſicht und trocknem Blick, bereits mit der Aenderung aller Behörden beſchäftigt, während ſeine Officiere die Günſtlinge der Mutter aus dem Palaſte wieſen.

So endete dieſe Monarchin, die wie keine andere von der Natur in verſchwenderiſcher Freigebigkeit mit allen Gaben des Geiſtes, der Schönheit, der Anmuth ausgeſtattet war; ſo endete ſie, weil ihr Herz nicht ſo feſt war wie ihr Haupt, weil ihre Sitte weniger unerſchütterlich war als ihr Verſtand. Es iſt nicht wahr, daß die hohe Politik unter andern Sittengeſetzen ſteht als das individuelle Leben; auch das Thun der Gewaltigen auf Erden wiederholt überall die ewige Lehre, daß jede Sünde ſich ſelbſt die vergeltende Strafe erſchaffen muß.

Für uns Deutſche hat die Betrachtung dieſer ruſſiſchen Dinge noch manche nähere Mahnung. Damals ging Polen zu Grunde, weil ſeine Bewohner in bornirtem inneren Hader den Fremden die Thore ihres Reiches ſelbſt eröffneten. Damals fand der ruſſiſche Einfluß ſeine Schranke, ſobald die deutſchen Mächte in feſter Verſtändigung zuſammentraten: er ging über alle Dämme hinüber, als Oeſterreich und Preußen jedes einſeitig ſeine Sonderintereſſen verfolgten. Solcher Sonderintereſſen gibt es auch heute noch hüben und drüben, und es wird derſelben immer geben, ſo lange jene Mächte beſtehen; und heute und künftig hängt wie damals das Heil des Vaterlandes davon ab, daß nicht ſie, ſondern die großen gemeinſamen Momente die Oberhand behalten. Hier, meine ich, liegt die höchſte Aufgabe der deutſchen Staaten, der öffentlichen Meinung, der nationalen Geſinnung: Partei zu nehmen, nicht für jene Specialintereſſen

des Einen, oder für dieſe Sonderwünſche des Andern, nicht für das, was den Einen vom Andern trennt, ſondern für das, was beiden und damit uns allen gemeinſam iſt — nicht um Preußens willen Oeſterreich im Stich zu laſſen, oder um Oeſterreichs willen Preußen abzuſtoßen — ſondern um Deutſchlands willen beiden Mächten die feſte Bruderhand zu reichen und ſie damit zuſammenzuhalten.

# Graf Joſeph de Maiſtre.

Lettres inédites du comte Joseph de Maistre. St. Pétersbourg 1858.
Albert Blanc, mémoires politiques et correspondance de J. de Maistre,
avec explications et commentaires historiques Paris 1858.

Vor einem Menſchenalter gehörte der Name Joſeph de Maiſtre zu den häufigſt genannten und eifrigſt beſprochenen in Europa. Es war die Zeit der Reſtauration. Alle Kräfte und Tendenzen, welche Napoleon's Heerkaiſerthum zwei Jahrzehnte hindurch niedergedrückt hatte, ariſtokratiſche und liberale, nationale und religiöſe, regten ſich in ungeſtümer Gährung. Nachdem ihrer gemeinſamen Erhebung der Imperator erlegen war, kämpften in ganz Europa die Parteien um die Frage, auf welche Weiſe die Wiederholung des revolutionären Unheils zu verhüten ſei, ob durch verſtändige Befriedigung oder durch principielle Vernichtung der liberalen Begehren, ob durch gründliche Abkehr von den Grundſätzen des alten Regime oder durch entſchloſſene Umkehr zu dem alten Adel und dem alten Kirchenthum. Schärfer und klarer als ſonſtwo kam dieſer Gegenſatz der Principien in Frankreich zur Erſcheinung: in keinem andern Lande hatte damals das alte Syſtem entſchloſſenere und conſequentere Vorkämpfer, in keinem andern zeigte es ſeinen Charakter von der ſtarken wie von der ſchwachen Seite in gleich hellem Lichte. Dies gilt namentlich im Vergleiche mit den gleichzeitigen deutſchen Zuſtänden, wo vermöge der Zahl und Mannichfaltigkeit der Territorien, bei der zugleich lockern und verwickelten Verfaſſung des Bundes, bei den wechſelnden Rivalitäten der einzelnen Staaten die principiellen Gegenſätze niemals zu reinem Ausdruck gelangten, und insbe-

ſondere die kirchlich-feudale Richtung ſich eine Weile mit der monarchiſch-abſolutiſtiſchen völlig zu verſchmelzen ſchien. Dagegen entwickelte ſich in Frankreich die tiefe Verſchiedenheit zwiſchen beiden ſeit 1816 in immer ſchärferer Ausprägung, ſo daß es eine Reihe von Jahren hindurch völlig zweifelhaft blieb, ob die Krone von der rechten oder der linken Seite her nachdrücklicher und gefährlicher in Anſpruch genommen wurde.

Es war inmitten dieſes Getümmels, daß raſch nacheinander die Schriften Joſeph de Maiſtre's: über den Papſt, über die gallicaniſche Kirche, über die Philoſophie Bacon's, erſchienen, und eine wahre Exploſion in der franzöſiſchen Literatur veranlaßten. Es waren nicht eben neue und unbekannte Lehren, welche ſie verkündeten. Es war ſchon manchesmal gelehrt worden, daß alles Unheil Europa's von der Reformation datire, daß durch dieſe die Macht der höchſten Autorität in den Gemüthern erſchüttert worden, und ſeitdem auch die andern Autoritäten ihr Anſehen verloren hätten, daß es für die Kronen keine andere Rettung als in der Rückkehr zu den Autoritäten des alten Adelsſtaats und der alten Kirche gäbe. Aber noch nie war dieſe Doctrin in ſo anſprechender Form aufgetreten. Hier war kein Gedanke an ſchwerfällige ſcholaſtiſche Erörterung, keine Spur von düſterer Weltverachtung, kein Schatten von Feindſchaft gegen die moderne Bildung. Im Gegentheil, die mittelalterliche Theokratie zeigte ſich in ihren wichtigſten Momenten als die rechte Vollendung, als das bisher nur mißverſtandene Ideal dieſer Bildung, und das Buch vom Papſte ließ ſich mit gleicher Leichtigkeit und Spannung leſen, wie irgend ſonſt eine Zierde der modernen Literatur. So war denn der Erfolg gewaltig, und Maiſtre trat ſofort in die erſte Reihe der feudalen

Koryphäen. Warme Bewunderung von der einen, bitterer Haß von der andern Seite hefteten ſich an ſeinen Namen, und außer Haller hat kein anderer Autor eine ſo umfaſſende Wirkung wie Maiſtre auf die Politik der Reſtauration gehabt.

Es könnte hiernach ſcheinen, daß jede Beſprechung des bedeutenden Mannes ſofort in den Hader der politiſch-kirchlichen Theorien, in die Mitte und den Brennpunkt ihres Getümmels führen müßte. Und ſicher iſt es, daß man nicht Maiſtre's Leben erzählen und ſich dabei ein beſtimmtes Urtheil über ſeine Doctrin erſparen kann. Dennoch iſt die letztere nicht unſer eigentliches Augenmerk. Wir gehören durchaus und beſtimmt zu ihren Gegnern, glauben aber nicht, daß auf dem Felde der geſchichtlichen Wiſſenſchaft heute noch eine Discuſſion derſelben der Mühe verlohnt. Wer durch religiöſes Bedürfniß oder durch praktiſchen Nutzen zum Anhänger päpſtlicher Weltherrſchaft geworden, iſt durch hiſtoriſche Erörterungen nicht zu belehren: wer nicht in dieſem Falle iſt, bedarf derſelben nicht mehr. Die großen Thatſachen der hiſtoriſchen Erfahrung ſtehen feſt, wie oft Maiſtre den bündigen Schluß wiederholen mag, daß wer in der Religion nicht dem Papſte gehorcht, auch im Staate unbändig gegen den König ſein werde. Es ſteht feſt, daß im Mittelalter, zur Blüthezeit der päpſtlichen Theokratie, die Monarchie in ganz Europa mißachtet, die Staatsgewalt aller Orten ſchwach, die Sicherheit der Unterthanen ſtets gefährdet war. Gerade erſt ſeit dem Bruche jener Theokratie beginnt die Entfaltung der eigentlichen Monarchie, der Monarchie, welche die Kraft hat, die Nation zu vertreten und die Einzelnen zu ſchirmen. Es fehlt dann nicht an Reibung und Ueberſchreitung, an despotiſchen Verſuchen und revolutionärem Gegenſtoß, auf katholiſchem wie auf proteſtan-

tiſchem Boden. Es iſt ſehr leicht, für jede der Confeſſionen ein politiſches Sündenregiſter in allen Farben anzulegen, eben weil keine der ſtreitenden Kirchen eine feſte politiſche Farbe hat. Eine jede macht Oppoſition gegen eine verfolgende und iſt voll loyalen Eifers für eine ſchützende Staatsgewalt: der Katholicismus iſt monarchiſch unter Philipp II. und revolutionär unter Heinrich III., wie der Proteſtantismus in Schweden das Königthum ſtützt und gegen Karl I. die Republik verkündet. Im Allgemeinen läßt ſich nur ſo viel ſagen, daß ſeit dem Ende der Religionskriege, alſo ſeit beiläufig 200 Jahren, unter den katholiſchen Nationen Europa's die politiſchen Bewegungen durchgehends heftiger und gewaltſamer auftreten, während auf proteſtantiſchem Boden überall die Neigung zur Ausgleichung und Vermittlung, zu Reform und Stätigkeit erſcheint. So iſt die abſolute Monarchie in ihrer ſchärfſten Faſſung von den katholiſchen Habsburgern und Bourbonen ausgebildet, und erſt von deren Nachahmern nach Deutſchland verpflanzt worden; dafür haben auch bis auf unſere Zeit die großen Revolutionen ihren Urſprung ſtets in katholiſchen Landen gehabt. Daß in der Gegenwart das Verhältniß noch fortdauert, lehrt jede Vergleichung zwiſchen den Zuſtänden Frankreichs und Englands, Oeſterreichs und Preußens, der italieniſchen und der ſcandinaviſchen Staaten.

Dieſen Thatſachen gegenüber dünkt uns ein ausführliches Eingehen auf Maiſtre's Syſtem überflüſſig. Wohl aber ſcheint es uns eine ſchöne Aufgabe, einen Mann, der ein Menſchenalter hindurch beſtimmend auf das Thun ſeiner Zeitgenoſſen eingewirkt hat, in ſeinem perſönlichen Werden zu verfolgen, ſeine Erfahrungen, ſeine Kräfte, ſeine Leidenſchaften zu erforſchen, und damit den lebendigen Grund ſeines Wirkens kennen zu lernen.

Eine ſolche Betrachtung wird hier, wie immer, auch dem doctrinären Gegenſatz ſeine Schärfe nehmen: in dem heftigen Widerſacher wird uns ein feſter, tüchtiger, erregter Menſch erſcheinen, und nebenbei wird uns ſein Lebenslauf eine Anzahl frappanter Aufklärungen über die wichtigſten Ereigniſſe der Revolutionszeit in die Hände führen. Das Material für eine ſolche Forſchung iſt jetzt im reichern Maße, wenn auch noch nicht in ganzer Vollſtändigkeit vorhanden. Im Jahre 1851 hat zuerſt der Sohn des Grafen einen Band reichhaltigen Briefwechſels nebſt einer kurzen Notiz über die äußern Schickſale ſeines Vaters veröffentlicht. Jetzt ſind in Petersburg einige Briefe Maiſtre's an den ruſſiſchen Admiral Tſchitſchagoff herausgegeben worden, unerheblich für die politiſche oder literariſche Stellung des Schreibenden, aber faſt ausreichend für ſeine individuelle Charakteriſtik. Ungleich wichtiger iſt dagegen das in Turin erſchienene Buch, welches Maiſtre's diplomatiſche Correſpondenz aus St. Petersburg, von 1802 bis 1810, zum Theil in wörtlichem Abdrucke, zum Theil in ausführlichen Excerpten mittheilt. Dieſe Depeſchen unterſcheiden ſich höchlich von den meiſten Actenſtücken ihrer Art, indem ſie in jeder Zeile neben dem Geſchäftsmanne den Menſchen vorführen. Maiſtre war nicht einen Augenblick im Stande, ſeine perſönlichen Affecte aus ſeiner amtlichen Thätigkeit zu entfernen: jeder diplomatiſche Bericht iſt bei ihm auch eine Confeſſion, ein Stück eigenen Lebens. Seine Briefe ſind denn nicht bloß lehrreich, ſondern intereſſant und ſpannend, wenn man ſich gleich vorſtellen mag, daß ſie einen regelrechten Miniſter nicht ſelten ungeduldig gemacht haben. Sie ſind dann noch beſonders ein Gegenſtand der Verwunderung geworden, weil ein großer Theil ihres Inhalts mit der ſonſt bekannten Parteiſtellung

Maiſtre's ſehr ſtark zu contraſtiren ſchien. Allein der Widerſpruch war nur ſcheinbar, oder entſprang aus einer Aenderung nicht des Schriftſtellers, ſondern der Zeitverhältniſſe. Die Bücher des Grafen bekämpfen die Revolution und verkünden das Princip der Autorität: es iſt damit vollkommen im Einklang, daß in den Briefen die Autorität ſehr oft und ſehr nachdrücklich zu Einſicht, Gerechtigkeit und Freiſinnigkeit aufgefordert wird. Die Bücher feiern die Herrſchaft des Papſtthums, und bei der heutigen Parteiſtellung fällt es dann freilich auf, daß die Briefe überall mit heftigem Haſſe gegen Oeſterreich erfüllt ſind. Indeſſen da es damals weder ein öſterreichiſches Concordat noch eine Mazzini'ſche Propaganda gab, für Maiſtre alſo von keiner Seite her der natürliche Gegenſatz zwiſchen Oeſterreich und Piemont verdeckt oder modificirt wurde, ſo iſt auch hier nicht im Geringſten ein Widerſtreit zwiſchen dem katholiſchen Theoretiker und dem praktiſchen Diplomaten vorhanden.

Der Turiner Herausgeber dieſer Briefe, ein talentvoller, offenbar noch etwas jugendlicher Mann, iſt ſeinerſeits gerade durch dieſen Zorn gegen Oeſterreich zu der Publication beſtimmt worden. Er ſucht Maiſtre's Briefe als Manifeſt gegen den großen Feind der Menſchheit, wie er Oeſterreich nennt, zu verwerthen. Wir bedauern dabei vor Allem, daß ihm Maiſtre's ſpätere Depeſchen nicht gleich nützlich zu ſeinem Vorhaben erſchienen ſind, und daß er ſtatt mit ihnen einen großen Theil ſeines Buches mit eigenen Declamationen von unendlichem Schwulſte und maßloſer Uebertreibung erfüllt hat.

Wir haben hier keine Politik zu treiben, und deshalb keinen Grund, uns auf ſeine Erörterungen einzulaſſen: wir bemerken im Gegentheil, daß alles Schlimme, was er gegen Oeſterreichs

italieniſche Stellung beibringt, für Deutſchlands heutige Politik ganz bedeutungslos erſcheint. Denn die Frage, von welcher im Augenblick die Entſcheidung unſerer Zukunft abhängt, lautet nicht, wie viel Sympathie Italien verdient, ſondern ob ſich Deutſchland gegenüber den Drohungen der fremden Großmächte von Oeſterreich losſagen darf. Nach unſerem Dafürhalten erwieſe man Oeſterreich einen ſchlechten Dienſt, wenn man dieſe beiden Geſichtspunkte miteinander zu vermiſchen ſtrebte. Ueber die Frage, ob Oeſterreichs lombardiſche Herrſchaft ein Vortheil für Deutſchland iſt, werden die Anſichten ſtets getheilt ſein: ungetheilt aber ſoll hoffentlich die Ueberzeugung bleiben, daß, gleichviel ob wegen oder trotz des italieniſchen Streites, Deutſchlands Platz in Europa neben Oeſterreich und nicht neben Frankreich oder Rußland iſt. Wir betonen dies, um dem Bedenken zuvorzukommen, ob es nicht im Angeſicht der augenblicklichen Gährung und Kriegsgefahr unpatriotiſch wäre, den Urſprung dieſer Zerwürfniſſe von Neuem zu beleuchten; im Gegentheil ſcheint es uns gerade jetzt eine Pflicht der Wiſſenſchaft, auch den kleinſten Beitrag zu klarerer Erkenntniß auf dieſem Gebiete nachdrücklich hervorzuheben. Und ſo treten wir mit voller Unbefangenheit an Maiſtre's Lebenslauf heran, deſſen Sorgen nicht zum geringſten Theil ſich um den Gegenſatz von Oeſterreich und Italien bewegt haben.

Graf Joſeph de Maiſtre wurde am 1. April 1754 zu Chambéry in Savoyen geboren, in einer Familie des hohen Gerichtsadels, wo er in aller Strenge der alten Zucht erzogen, und ſeit der früheſten Kindheit an ernſtes Studium gewöhnt wurde. Sein Vater, ein ſtets gehaltener ſchweigſamer Mann, gewöhnte ohne Strafen den Sohn zu dem pünktlichſten Gehorſam;

wenn er am Ende der Spielſtunde in der Gartenthür, ohne Wort, erſchien, ſo flog Joſeph aus allem Jubel ſofort zu den Büchern zurück. Es war die Zucht nicht der Furcht, ſondern der Ehrfurcht; ſie trieb ihre Wurzeln in dem Herzen des heranwachſenden Knaben, der auch nach Jahren auf der Univerſität kein Buch ohne Erlaubniß des Vaters leſen wollte: aber ſie tödtete nicht, ſondern läuterte und ſtählte den Kern einer feſten, willensſtarken Natur. Mit gleicher Hingebung hing der Sohn an der zärtlich verehrten Mutter, von deren himmliſcher Milde er noch im hohen Alter nicht ohne Rührung ſprach. Sie war eine tief religiöſe Frau und eine treue Tochter ihrer Kirche; ſie ſenkte in Joſeph's Seele den Keim des kirchlichen Eifers, welcher für ſein Leben und Wirken eine ſo umfaſſende Bedeutung gewinnen ſollte. Die Verehrung des Papſtes, des Prieſterthums, der Jeſuiten war unvordenkliches Erbe in der Familie. Joſeph war acht Jahre alt, als er einmal in lärmendem Spiele in das Zimmer der Mutter hineinſtürmte, und dieſe ihn plötzlich mit dem Worte hemmte: Sei nicht ſo froh, mein Kind, ein großes Unglück iſt geſchehen. So eben war die Nachricht von der Ausweiſung der Jeſuiten aus Frankreich eingetroffen.

Sein Unterricht bis zur Univerſität wurde denn auch dieſen Vätern anvertraut, welche die reiche Begabung des Zöglings ſchnell bemerkten, und ihm für immer die Richtung auf ſeinen letzten Beruf gaben, auf die Vertheidigung ihrer Kirche unter den Kindern dieſer Welt. Einſtweilen ſtudirte er in Turin die Rechtswiſſenſchaft, trat mit zwanzig Jahren als Subſtitut des Advocatfiscals in die Magiſtratur ein, und ſtieg durch die Stufen dieſer Amtshierarchie, bis er 1788 zum Mitgliede der höchſten Gerichtsbehörde, des Senats von Savoyen, ernannt wurde. Die-

ſes Tribunal hatte die angeſehenſte Stellung und ähnliche Befugniſſe wie die franzöſiſchen Parlamente, namentlich das Recht, geſetzwidrige königliche Verfügungen zurückzuweiſen. Es fühlte ſich demnach als den Wächter der ſavoyiſchen Freiheit gegen die Uebergriffe der verhaßten Piemonteſen, ohne daß dieſe Stimmung der begeiſterten Loyalität für den König, den Herzog von Savoyen, irgend Abbruch that. Dieſe Edelleute, welche feſt auf ihren Gütern ſaßen und die Städte vermieden, wo ſie unter einem königlichen Beamten oder Platzmajor hätten leben müſſen, ſtürzten ſich auf Jahre in Schulden, um einen kurzen Beſuch des Königs glänzend zu begehen, und ſtellten ihr Blut nicht minder freudig wie ihre Habe dem Monarchen zur Verfügung. Sie hatten die perſönliche Treue des Vaſallen gegen den Lehnsherrn; von Staat und Staatsgewalt hatten ſie keinen Begriff. Die großen Strömungen der Zeit hatten dieſe entlegenen Alpenthäler noch nicht berührt. Sitten und Zuſtände waren einfach und patriarchaliſch, die Familien hielten feſt zuſammen; die väterliche Gewalt wurde in allen Verhältniſſen ohne irgend eine Beſchränkung geübt und geehrt. Im öffentlichen Leben gab es keinen dritten Stand in Savoyen, deſſen Theilnahme am Staate irgend eine Bewegung in die Verhältniſſe hätte bringen können; es gab auch kein geiſtiges Leben, keine Schulen als die der Klöſter, keine Bildung als die der Prälaten. In der guten Geſellſchaft, meldete einmal ein franzöſiſcher Geſandter, gilt Denken für eine Marotte und Schreiben für eine Unanſtändigkeit.

In dieſer Umgebung ſtand der junge Maiſtre, in welchem der angeborene Genius mit ungeduldigem Ehrgeiz arbeitete, völlig einſam. Seit jener Anregung im Colleg verfolgte er die höchſten Probleme des menſchlichen Daſeins mit raſtloſer For-

ſchung, und warf ſeine ganze Kraft auf große wiſſenſchaftliche Arbeiten. Man ſah ihn auf keinem Spaziergang, bei keinem Vergnügen, bei keiner Feſtlichkeit. Er hatte trotz eines lebhaften Temperaments faſt keine Bedürfniſſe; mit drei oder vier Stunden Schlaf reichte ſein Körper aus; ſo fand er neben ſeinen Amtsgeſchäften die Zeit, um Sprachen und Mathematik, Religionsphiloſophie und Geſchichte im weiteſten Umfange zu treiben. Seine Landsleute ſtaunten ihn an, und wandten ſich bald von dem eigenwilligen Sonderling hinweg. Was habe ich leiden müſſen, ſchrieb er ſpäter einmal, weil ich klüger als meine guten Allobrogen ſein wollte. Daß ein Mann von gutem Hauſe ſich in den Staub der Bücher vergrub, war in Chambéry eine unerhörte Neuerung, die man ſich nur durch die Annahme erklärte, daß Maiſtre überhaupt der neuernden Secte angehöre, von welcher man aus Frankreich ſo viel Uebles hörte, der Secte der wühleriſchen Freigeiſter und gottloſen Revolutionäre. Dieſer Ruf drang bis in das königliche Cabinet nach Turin, und erzeugte hier ein bleibendes Mißtrauen gegen den philoſophirenden Senator, welchem dieſer den vollen unabhängigen Stolz ſeines adeligen Sinnes entgegenſetzte, und dadurch die königliche Ungnade mit jedem Jahre ſchärfte. Bald mit ſchneidendem Witze, bald mit hohem prophetiſchem Tone wies er jeden Tadel, jeden Widerſpruch zurück; er ſetzte ſich in Reſpect, aber weichen und liebebedürftigen Herzens wie er war, empfand er auf das Bitterſte, daß er völlig allein ſtand.

Leider vermochte auch ſeine Wiſſenſchaft nicht, ihm die innere Erquickung zu geben, welche ſonſt der ſichere Lohn des echten Fleißes iſt. Wir werden ſpäter die Stärke und die Schwäche ſeiner Studien im Einzelnen kennen lernen: wir bemerken hier

das Allgemeine, daß ihm die Wiſſenſchaft ihren Frieden verſagte, weil er nicht um des Wiſſens ſelbſt, ſondern um anderer Zwecke willen arbeitete. Maiſtre war eine eminent praktiſche, auf das äußere Leben gerichtete Natur: er lernte, um mit ſeiner Kenntniß zu wirken, und knirſchte unter dem Mißgeſchick, welches ihn in dieſen verſchollenen Winkel der Erde geworfen, und damit, wie es ſchien, auf immer zu Nichtigkeit und Verſtummen verurtheilt hatte. Wie oft ſank ich, ſchrieb er zwanzig Jahre nachher ſeinem Bruder, auf meinen Seſſel zurück, ſah rings umher nur kleine Menſchen und kleine Dinge, bin ich denn verdammt, ſeufzte ich, hier zu leben und zu ſterben wie eine Auſter an ihrem Felſen? Da litt ich viel, mein Kopf war beladen, ermüdet, plattgedrückt durch das entſetzliche Gewicht des Nichts. Einmal, 1812, in Petersburg, wurde mit Achſelzucken von der Herkunft eines Diplomaten aus der Inſel Zanthe geredet: Nun ja, rief Maiſtre, aber ich, wie ich hier ſitze, bin in Chambéry geboren; Sie ſehen, daß man ſich in dieſem Fach Alles erlaubt.

So gingen ihm die Jahre dahin, ohne Wechſel, ohne Hoffnung. Er war verheirathet, hatte Kinder, ſtand an der Schwelle der Vierziger. Er glaubte den beſten Theil des Lebens bereits hinter ſich zu haben. Da trat das Weltereigniß ein, welches Frankreich und Europa eine neue Geſtalt geben ſollte. Die Revolution brach aus; nach drei Jahren erreichten ihre Wogen Italien, und mit dem Zuſammenbrechen aller alten Verhältniſſe ſollte auch für Maiſtre ein neues, es ſollte das eigentliche Leben, das Leben des Wirkens, des Leidens und des Ruhmes erſt beginnen.

Am 15. September 1792 erklärte Frankreich dem Könige von Sardinien den Krieg, und acht Tage ſpäter beſetzte ein

franzöſiſches Heer unter General Montesquiou Savoyen. Die königlichen Beamten und Officiere, darunter drei Brüder Maiſtre's, folgten der abziehenden ſardiniſchen Armee über die Alpen; ein großer Theil des Adels ſchloß ſich ihnen an, Maiſtre ſelbſt verließ das Land im December und nahm mit den Seinigen in Aoſta Wohnſitz. Dieſer Schritt, ſagte er auf der Höhe des Bernhard zu ſeiner Frau, entſcheidet über unſer Leben. Denn ſchon hatte die von den Franzoſen veranlaßte Nationalverſammlung zu Chambéry die Auswanderung als Verbrechen bezeichnet, und mit Confiscation der Güter bedroht. Die Gräfin de Maiſtre, damals im neunten Monate ſchwanger, aber wohl wiſſend, daß ihr Gemahl ſich nimmermehr der Uſurpation fügen würde, benutzte eine kurze Abweſenheit deſſelben, um mit ihren Kindern im tiefen Winter die Alpen zu paſſiren, und zur Rettung ihres Vermögens nach Chambéry zurückzukehren. Er eilte ihr auf der Stelle nach, verweigerte aber den neuen Behörden jede Art von Schwur, jeden Schatten eines Verſprechens, ſo daß er nur zu bald in Händel und Verfolgungen verwickelt wurde, die ihn gleich nach der Niederkunft ſeiner Frau zu neuer Auswanderung, zur Trennung von den Seinen nöthigten. Er ſiedelte ſich zunächſt in Lauſanne an. Dort erfuhr er dann, daß auf den Antrag jener Nationalverſammlung Savoyen mit Frankreich vereinigt, und ſofort die geſammte revolutionäre Geſetzgebung und Verwaltung über das arme Land verhängt wurde. Raſch nacheinander folgten ſich die Einziehung der Emigranten- und der Kirchengüter, die Verfolgung der Edelleute und der Prieſter: auch für die Gräfin de Maiſtre war kein Bleiben mehr in Chambéry, und mit ihrer Flucht nach Lauſanne fiel ihre geſammte Habe der Confiscation anheim. Die Brüder des Grafen, welche, wie

alle ihre Kameraden, treu bei der Fahne aushielten, erlitten dasſelbe Schickſal; die ganze Familie war mit einem Schlage in völliger Armuth. Maiſtre hatte für ſeine und der Seinigen Ernährung nichts als eine ſchmale Penſion von 2000 L., welche ihm der König angewieſen. Alle meine Güter ſind verkauft, ſchrieb er einem Freunde, ich werde nicht ſchlechter deshalb ſchlafen. Alle ſeine Gedanken, alle ſeine Sorgen waren bereits, ſeinen perſönlichen Angelegenheiten entrückt, inmitten des großen Streites, in welchem die Geſchicke Europas gewogen wurden.

Seine umfaſſenden Studien und Sammlungen fanden jetzt ihre Verwerthung in einem langjährigen literariſchen Kampfe gegen die franzöſiſchen Gewaltthaten. Er begann, wie zur Uebung, mit kleinen Gelegenheitsſchriften über die Verhältniſſe Savoyens, und trat dann im letzten Jahre ſeines Schweizer Aufenthalts mit der erſten Schrift von umfaſſender Bedeutung auf, welche ſofort ſeinen Namen zu europäiſchem Rufe erhob und neben Burke und Mallet in die erſte Reihe der conſervativen Streiter ſtellte. Es ſind die Considérations sur la France, London (Lauſanne) 1796. Es war die Zeit des franzöſiſchen Directoriums, jener Herrſchaft einer aus den Reſten der Girondiſten und Dantoniſten gebildeten Partei, welche im Herbſte 1795 durch Bonaparte's Kanonen ſich gegen den offenen Aufſtand der Hauptſtadt und den tiefen Widerwillen der Nation am Ruder behauptet hatte. Unaufhörlich hatte ſie mit dem täglich wachſenden Drange des Volkes nach Beſeitigung der revolutionären Männer und Doctrinen zu kämpfen; die Mehrheit der Volksvertretung wurde bei jeder neuen Wahl ihr entſchiedener feindlich, und die Anhänger des Hauſes Bourbon überließen ſich bereits der frohen Hoffnung einer durch den Volkswillen,

wenn nicht veranlaßten, ſo doch begünſtigten Reſtauration. Dieſer Hoffnung Bahn zu brechen und Anhänger zu werben, ſchrieb Maiſtre ſein Buch. Es iſt merkwürdig nach der allgemeinen Doctrin, auf die es ſeine Sätze ſtützt, merkwürdiger aber noch in Bezug auf die praktiſchen Folgerungen, welche es daraus für die Frage des Tages zieht.

Maiſtre beginnt mit einer Schilderung des Geſammtcharakters der Revolution, und man denkt ſich, daß er ihn mit dunkeln Schatten zeichnet. Vor Allem frappirt ihn die völlige Unfreiheit der handelnden Menſchen, der Volksmaſſen, die ein Werkzeug gewiſſenloſer Demagogen ſeien, der Führer, welche ihrerſeits durch eine unwiderſtehliche Verkettung der Umſtände ohne Wahl vorwärts getrieben werden. Er hat keinen Zweifel: es iſt eine höhere Fügung, es iſt die Hand Gottes, welche den Strom der Revolution allein leitet. So erhebt er ſich zu der allgemeinen Wahrnehmung, daß in den großen politiſchen Dingen der Menſch überhaupt nichts erſchaffen kann. Er vermag einen Kern zu pflanzen, einen Baum zu veredeln, aber nicht ein Gewächs zu machen: noch viel weniger kann er, oder kann eine Verſammlung von Menſchen einen Staat machen oder eine Verfaſſung erfinden. Er kann in ſeinen Geſetzen höchſtens anerkennen und aufzeichnen, was die Natur der Dinge, was Gott bereits hervorgebracht hat.

Gott alſo, und die von ihm geſetzte Weltordnung iſt der Grund aller Staaten und Staatsverfaſſungen. Und zwar vollzieht Gott die Schöpfung des Staates ausnahmslos in der Weiſe, daß er einen Einzelnen und deſſen Geſchlecht mit der Kraft des Herrſchens ausrüſtet. Wie die Palme über die niederen Sträucher erhebt ſich dann ein ſolcher Stamm in die Lüfte;

er kommt, man weiß nicht woher, ein legitimer Uſurpator, und um ihn legen ſich dann die dienenden Genoſſen an. Kein menſchlicher Wille kann dergleichen nachahmen. Erſt eine ſolche von Gott geſetzte Souveränetät mag darauf den Unterthanen einzelne Rechte einräumen; aus ſolcher Wurzel entſproſſen können ſie Beſtand haben, während jeder Verſuch, ſie eigenmächtig zu ſchaffen, in Spott und Frevel endigt. Neben ſolche Königsfamilien pflegt dann Gott eine Reihe kleinerer, aber in ähnlicher Weiſe ausgezeichneter Racen zu ſetzen; auf ihnen ruht die breitere politiſche Entwicklung des ganzen Volkes, und die ſchlimmſte Vergiftung der Nation tritt ein, wenn gerade der Adel ſeines göttlichen Schöpfers vergißt, und der angeſtammten Religion den Rücken kehrt. Das aber iſt ſeit hundert Jahren in Frankreich geſchehn; das iſt die eigentliche Quelle der Revolution, und ſo wird nach vollbrachter Sühnung und Reinigung die Stärkung der katholiſchen Kirche auch der letzte Abſchluß des großen Trauerſpiels ſein.

Dieſe Theorie klingt denn ſchroff genug, und hat ſeit ihrem Erſcheinen, wie natürlich, den vielfachſten und unwilligſten Tadel von der liberalen Seite her erfahren. Wir wollen uns dadurch nicht abhalten laſſen, die Richtigkeit der Grundgedanken, von welchen ſie ausſetzt, bereitwillig anzuerkennen. Es iſt in der That die Quelle und die Vollendung aller poſitiven Politik, jenes Geſtändniß, daß die Willkür des oder der Einzelnen in dem Staatsleben nichts machen und erſchaffen kann, daß vielmehr die Aufgabe aller politiſchen Weisheit darin beſteht, die vorhandenen Rechte, Bedürfniſſe und Kräfte zu erkennen, zu entwickeln und weiter zu bilden. Nur wird es darauf ankommen, dieſen höchſten aller politiſchen Grundſätze richtig zu verwenden.

In ſeinem echten Sinne verkündet er nichts Anderes als den Gegenſatz der radicalen und der geſchichtlichen Politik; er ſchließt die ſubjective Willkür, die revolutionäre ſo gut wie die abſolutiſtiſche aus; er fordert Verſtändniß der Dinge und Gerechtigkeit des Handelns, für die Stellung des Monarchen ſo gut wie für den Einfluß des Adels und die Rechte des Volkes. Er war alſo, den Jakobinern von 1796 gegenüber, die völlig zutreffende Waffe. Dagegen iſt es willkürliche Erſchleichung, wenn man aus ihm die beſondere Vorzüglichkeit einer ſpeciellen Staatsform hat herleiten wollen, ſo wie es Maiſtre für ſeine Adelsrechte, oder ſpätere Parteigenoſſen für die feudale Monarchie verſucht haben. Es iſt vielmehr die zwingende Conſequenz jenes Satzes, daß keine Staatsform an ſich vor der andern zu preiſen, und eine jede nach den Rechten, den Kräften und Bedürfniſſen des gegebenen Landes zu beurtheilen iſt, eine Forderung, in deren jährlich weiterer Verbreitung ſich vor Allem in Deutſchland der größte Fortſchritt der politiſchen Bildung ſeit 1848 bethätigt hat.

Zu ähnlichen Bemerkungen giebt die religiöſe Haltung Maiſtre's in den considérations Veranlaſſung. Auch hier iſt der leitende Grundſatz vortrefflich, ſo wenig man die einzelnen Anwendungen billigen kann. Es war ein großes geſchichtliches Verdienſt, im Jahre 1796 der von aller Religion abgekehrten gebildeten Welt zuzurufen, daß alle politiſchen Einrichtungen, wenn ſie Dauer haben ſollen, an einen religiöſen Grundgedanken anknüpfen, auf einer religiöſen Stimmung ihrer menſchlichen Träger ruhen müſſen. Es war ein wahrhaft prophetiſcher Geiſt, welcher damals inmitten des Waffenlärms und des Praſſelns ſtürzender Throne ausrief: Jeder echte Philoſoph wird es anerkennen, entweder daß ſich eine neue Religion zu bilden im Be-

griffe iſt, oder daß das Chriſtenthum in irgend einer außerordentlichen Weiſe verjüngt werden wird. Wir haben ſeitdem geſehen, wie zuerſt in Deutſchland der proteſtantiſche Norden während der Napoleoniſchen Unterdrückung ſeine Kraft in einer tiefen Erregung des religiöſen Sinnes zuſammengenommen, wie dann der Katholicismus in unvermuthetem Aufſchwung ſeine Herſtellung erlebt, ſeinen Einfluß erneuert, ſeine Anſprüche verdoppelt, wie endlich in Philoſophie und Geſchichte die religiöſen Probleme die Aufmerkſamkeit aller Denkenden in Anſpruch genommen haben. So verſchieden die Meinungen über den rechten Inhalt der religiöſen Vorſtellungen ſind, ſo ſelten wird jetzt noch ein Widerſpruch gegen den Satz ſein, daß irgend eine lebendige Beziehung des Menſchen zu dem Urquell ſeines Daſeins erforderlich iſt, wenn irgend ein ſittliches Thun des Menſchen gedeihen und dauern ſoll. Was dann aber die Conſequenzen dieſes Satzes betrifft, ſo iſt es offenbar, daß unſerm Autor hier die Erinnerung an die Jeſuitenſchule ähnlichen Schaden thut, wie auf dem politiſchen Felde die Jugendeindrücke des ſavoyiſchen Adelsſtaats. So wenig aus dem hiſtoriſchen Charakter der echten Politik die Alleinberechtigung des Adels, ſo wenig folgt aus der Nothwendigkeit des religiöſen Verhaltens die Alleingültigkeit der päpſtlichen Autorität.

Wir ſehen, es iſt ein Edelmann des alten Regime von ächteſtem Korne, der in dieſer Schrift die Feder führt. Sein Geiſt erhebt ſich mit ſtolzem Wuchſe in die höchſten Regionen der geiſtigen Atmoſphäre, aber ſein Weſen wurzelt durchaus in dem Boden ſeines Standes und Herkommens. Seine Argumentationen werden dadurch vielfach gehemmt und verfälſcht, aber ſie erhalten dafür auch eine individuelle Friſche und markige

Lebendigkeit, welche trotz aller Beſchränktheit des Politikers dem Manne die achtende Neigung jedes Leſers ſichert. Sein Adelsſtolz iſt frei von aller Brutalität gegen den Niedern, und ſeine Loyalität gegen den Höhern hat keine ſervile Ader. Man redet jetzt immer, ſchreibt er einem Freunde, von der Nothwendigkeit einer *ſtarken* Regierung: nun, wenn die Monarchie euch in dem Maße ſtark erſcheint, als ſie abſolut iſt, ſo müſſen euch Neapel, Madrid, Liſſabon entzücken, obgleich alle Welt weiß, daß dieſe ſchwachen Ungeheuer nur durch die Kraft der Trägheit fortbeſtehen; wollt ihr die Monarchie ſtärken, ſo meidet die Willkür und ſtellt euch auf den Boden des Geſetzes. In religiöſer Hinſicht zeigt Maiſtre bei aller Kirchlichkeit keinen Zug von fanatiſcher Weltverachtung, von ſchwülſtiger Salbung oder myſtiſcher Unklarheit. Er hat im Gegentheil vor Allem den Drang zu dialektiſcher Conſequenz wie Rouſſeau, und iſt, wie dieſer, lieber oberflächlich in ſeinen Vorausſetzungen, als daß er auf die formelle Bündigkeit ſeiner Folgerungen verzichtete. So ſehr er Voltaire als den gefährlichſten Ketzerfürſten des Jahrhunderts, als den eigentlichen Erzeuger der frivolen Gottloſigkeit haßt, ſo iſt es doch ſein perſönliches Behagen, gegen Voltaire's Geſinnung mit Voltaire's Waffen, mit Witz und Spott und Plauderei, zu kämpfen. Man ſehe z. B. jenes Capitel der Conſiderationen, in welchem er die äußere Möglichkeit der Wiedererhebung der Bourbonen in dem damaligen Frankreich erörtert. Er knüpft dabei an ſeinen erſten Satz über die Ohnmacht der Volksmaſſen in den Revolutionen, und malt dann die Unmündigkeit und den Leichtſinn gerade der franzöſiſchen Nation. „Vier oder fünf Perſonen," ſagt er, „werden dieſem Lande einen König geben. Briefe aus Paris verkünden den Provinzen, daß Frankreich einen

König hat, und die Provinzen rufen: Es lebe der König. Sogar in Paris werden die Einwohner, etwa zwanzig ausgenommen, ganz unvermuthet eines Morgens erfahren, daß ſie einen König haben. Iſt es möglich, rufen ſie, das iſt ja etwas ganz Beſonderes. Zu welchem Thore wird er einziehen? Es wird doch gut ſein, ſich Fenſter im Voraus zu miethen, das Gedränge wird entſetzlich werden. So wird das ſouveräne Volk befragt, in ſolcher Weiſe wird es die Reſtauration decretiren." Gleich neben dieſe Schilderung ſtelle ich, um ſofort den ganzen Umfang der Tonleiter zu bezeichnen, welche dem Schriftſteller zu Gebote ſteht, eine ſpäter geſchriebene Ausführung, worin Maiſtre ſich ebenſo gewaltig im pathetiſchen Schwunge, wie vorher leicht und farbig im Spotte zeigt. Es handelt ſich um die Entchriſtlichung Frankreichs durch die Revolution, als die Haupturſache der unendlichen Zerſtörung. „Ein furchtbarer Ruf," heißt es nun, „angeſchwellt durch tauſend Stimmen, ertönte in Frankreich — weiche von uns, ſchrien ſie, ſollen wir ſtets vor Deinen Prieſtern zittern? Soll die Wahrheit ſtets durch Deinen Weihrauch verdunkelt werden? Wir wollen nichts mehr von Dir wiſſen, alles Vorhandene ärgert uns, weil alles Vorhandene Deinen Namen trägt; wir wollen Alles zerſtören und Alles herſtellen ohne Dich; verlaſſe unſere Räthe, unſere Schulen, unſere Häuſer, wir wollen allein ſein mit unſrer Vernunft und ohne Dich, hinweg mit Dir! — Wie hat Gott dieſen entſetzlichen Wahnſinn gezüchtigt? Er ſtraft ihn, wie er das Licht geſchaffen hat, durch ein einziges Wort. Er ſprach: Thut nach eurem Willen. Und die Welt unſerer Staaten ſtürzte in Trümmer zuſammen." *)

*) Il a dit: FAITES! Et le monde politique a croulé.

Man ermißt leicht, daß ein so begabter Geist nicht ohne Weiteres in das Geschrei der großen Emigrantenmasse auf einfache Herstellung des alten Zustandes einstimmen konnte. Wohl sah auch er das einzige Heil für Frankreichs Gedeihen und Freiheit in der Wiederaufrichtung des legitimen Königthums, ja noch mehr, er erklärte keine andere Verfassung für haltbar, als eine auf die legitimen Gesetze des alten Staates gegründete. Aber auf das Nachdrücklichste begehrt er die Reinigung derselben von der despotischen Verfälschung, welche sie seit Ludwig XIV. erfahren hatte; und will keine Gesetzgebung noch Steuern, welche nicht von den Ständen bewilligt werden. Will man hierin nur feudale Tendenz und keinen Sinn für Freiheit und Recht erkennen, so wird man wenigstens das Gegentheil engherzigen Standesgefühles wahrnehmen, wenn er die Eröffnung aller Aemter für jedes Verdienst, und selbst bei den höchsten nur schwereren, nicht versperrten Zugang begehrt. Und was damals noch viel empfindlicher in die Verhältnisse einschnitt, er spricht die Unmöglichkeit aus, mit den Menschen des alten Regime zu regieren: er beantragt Amnestie für Alle, selbst für die Mörder Ludwig's XVI., wenn sie sich reuig erweisen, und erklärt die Emigranten für schlechterdings unfähig, einen erheblichen Einfluß im neuen Frankreich zu erlangen. Er führt selbst das Wort König Karl's II. von England an, als man ihm bei der Rückkehr aus dem Exil einen Antrag auf Amnestie, auf Vergeben und Vergessen vorlegte: „Ich verstehe, was ihr meint, meinen Feinden soll ich vergeben, meine Freunde muß ich vergessen." Man erinnere sich nun der Ereignisse von 1814 und der folgenden Jahre, und man wird erkennen, daß Maistre mit staatsmännischem Geiste in jenen Worten den innersten Kern aller

Schwierigkeiten und Gefahren der Reſtauration ausgeſprochen hat. Denn wohl gab es damals auch Gegenſätze der Principien und der Parteien, ohne Zweifel aber der ſchlimmſte und ſchwierigſte Widerſtreit war jener der Perſonen, hier der Emigranten und ihres Anhangs, dort der Machthaber des neuen Frankreich, ein Kampf nicht ſo ſehr zweier Syſteme als zweier Bevölkerungen innerhalb deſſelben Reiches. Eine ſo unbefangene Einſicht darüber in ſo früher Zeit bekundet bei einem Mitgliede der Emigration nicht bloß eine ſcharfe, ſondern auch eine höchſt unabhängige Kraft des Erkennens.

Die Considérations hatten ſofort bei ihrem Erſcheinen einen großen literariſchen Erfolg, ſonſt in Europa und in Frankreich ſelbſt. Freilich kam es damals nicht zu der erſehnten Reſtauration, vielmehr überwältigte das Directorium mit der Hülfe der Armee die Royaliſten, und in Italien ſchritt Bonaparte unaufhaltſam von Sieg zu Sieg fort. Auch hier unterſchied ſich Maiſtre auf das Beſtimmteſte von dem großen Haufen ſeiner Unglücksgenoſſen. Wie Burke vor ihm, wie Kaiſer Alexander in ſpäterer Zeit, mahnte er zwiſchen Frankreich und der Revolution zu unterſcheiden, dieſe zu bekämpfen, der Nation ihre Selbſtſtändigkeit und Unverletzlichkeit zu gewährleiſten. Schon im Jahre 1793, als ſich eigennützige Abſichten der Mächte offenbarten, als man von der Abreißung franzöſiſcher Provinzen, von dem Plane einer Theilung Frankreichs hörte, erklärte er, den Tod im Exile einer Herſtellung um ſolchen Preis vorzuziehen. Er war herangewachſen in einer tiefen Abneigung gegen Oeſterreich, den Erbfeind des Hauſes Savoyen und den Bedränger der ultramontanen Kirche ſeit Joſeph II.; er meinte, lieber wolle er noch einige Jahre ausharren, als daß „das arme Haus Oeſterreich“

auf Koſten Frankreichs vergrößert würde. Damals beſaß nun Oeſterreich auf italieniſchem Boden nur die beiden Provinzen Mailand und Mantua, etwa 200 Quadratmeilen, abgetrennt von ſeinen übrigen Beſitzungen; es war alſo weit entfernt von irgend einem herrſchenden oder drückenden Einfluß auf der Halbinſel, und Niemand ſonſt als der Ausbreitung Savoyens unbequem. Fand ſich ſchon durch ſolche Verhältniſſe Maiſtre's Stimmung gereizt, ſo mußte ſich ſein Gefühl zur glühenden Entrüſtung ſteigern, als ſich ſeit 1794 jene entſcheidende Wendung der öſterreichiſchen Politik entwickelte, durch welche der Miniſter Thugut dieſem Staate ſeine moderne Stellung gegeben hat. Sie läßt ſich kurz dahin ausdrücken: Verzicht auf Belgien und damit Preisgabe der deutſchen Weſtgrenze, dafür Ausdehnung der italieniſchen Provinzen bis zu einer ganz Italien dominirenden Stellung. Dieſer Gedanke ſchlug zuerſt in der ruſſiſchen Unterhandlung über die Theilung Polens an, wo der Miniſter Thugut Anſprüche auf die venetianiſchen Provinzen anmeldete; er zeigte ſich dann in der tiefen Unluſt, womit Oeſterreich den König von Sardinien gegen die Franzoſen unterſtützte; er wirkte, nach den Umſtänden modificirt, 1797 bei dem Frieden von Campo Formio, wo Oeſterreich den Franzoſen das linke Rheinufer überließ, um für den Verluſt Mailands mit Venedig und deſſen Terrafirma entſchädigt zu werden; er brach endlich rückhaltslos an das Licht, als bei dem neuen Krieg von 1799 die kaiſerlichen Heere, durch Suworow geführt und unterſtützt, ganz Oberitalien einnahmen. Damals erhob ſich der König von Sardinien, durch die Franzoſen auf ſeine Inſel vertrieben, um in die heimiſchen Provinzen zurückzukehren. Aber Oeſterreich verbot es auf der Stelle, in der Meinung, Piemont oder doch den

größeren Theil deſſelben für ſich ſelbſt zu behalten. Es ſtarb der Papſt in franzöſiſcher Gefangenſchaft, und die Cardinäle traten zur neuen Wahl in Venedig unter kaiſerlichem Schutze zuſammen; Oeſterreich verbot die Wahl eines Sardiniers und ließ die Abſicht erkennen, die den Franzoſen entriſſenen Legationen zu ſeinem Eigenthum zu machen. Dieſe Pläne ſcheiterten damals an der Abneigung Englands und dem Widerſpruche Rußlands; eben aus Zorn hierüber rief Kaiſer Paul ſeine Truppen ab, und ein Jahr nachher warf Bonaparte zu Marengo die Entwürfe des öſterreichiſchen Ehrgeizes für's Erſte in Trümmer.

Man ermißt leicht, mit welchen Gefühlen ein warmer und energiſcher Patriot, wie Maiſtre, dieſe Ereigniſſe erlebte. Er war 1796 nach Turin zurückgekehrt, hatte zwei Jahre ſpäter, als ein franzöſiſcher Heerestheil die Stadt beſetzte, zum zweiten Male flüchten müſſen, und war mit ſeiner Familie inmitten des Winters zu Schiff den Po hinabgeeilt, zwiſchen treibenden Eisſchollen und feindlichen Vedetten hindurch, um ein Aſyl in Venedig zu ſuchen. Dort lebte er in der bitterſten Noth, von dem Erlöſe einiger geretteter Silbergeräthe, ohne Verbindung mit ſeinem Hofe, ſonſt in der Welt ohne jegliche Ausſicht. Mit welcher Spannung ſah er die Erneuerung des Krieges, mit welchem Jubel die Verjagung der Franzoſen, mit welchem Knirſchen die neue Ausweiſung ſeines Königs durch die eigenen Bundesgenoſſen. Der Haß gegen Oeſterreich blieb ſeitdem der Grundton ſeiner politiſchen Anſchauungen. Er blieb es, auch als Napoleon Schritt auf Schritt ſich ganz Italien aneignete, als er Oeſterreich aus einer Erniedrigung in die andere ſtürzte, als in den Gedanken der andern Menſchen jede Erinnerung an die frühern Machtverhältniſſe Europa's verblaßte. Denn in dem

ſcharfen und unerſchütterlichen Geiſte Maiſtre's verſchwand keinen Augenblick die Ueberzeugung, daß das revolutionäre Kaiſerthum keinen Beſtand haben, daß es nach Erfüllung ſeiner Miſſion den legitimen Gewalten wieder Platz machen würde: für die Reſtauration, wiederholte er unaufhörlich, iſt nicht das Ob ſondern nur das Wann zweifelhaft. Eben dieſe Zukunft, welcher jeder Schlag ſeines Herzens entgegen flog, ſah er für ſein Vaterland durch die neue Richtung der öſterreichiſchen Politik bedroht, ſein ganzes Weſen kam dadurch in fieberhafte Erregung. Wenn Oeſterreich über Venedig und Pavia herrſcht, rief er, ſo iſt es vorbei mit dem Hauſe Savoyen, vixit.

Er ſollte dieſen Sorgen noch manches ſchwere und mühevolle Jahr ſeines Lebens widmen. Einſtweilen aber wurde er ihnen durch einen aus Florenz datirten Befehl ſeines Königs entrückt, worin ihn dieſer zum Präſidenten der Canzlei der Inſel Sardinien ernannte. Es war eine der wichtigſten Stellungen des Staates, welche das ganze Juſtizweſen und einen anſehnlichen Theil der Verwaltung der Inſel umfaßte. Aber auch die Anſtrengung, zu welcher ſie den Inhaber nöthigte, war übermenſchlich. Die Inſel war kurz vorher durch einen blutigen Aufſtand ihrer halbwilden Gebirgsbewohner auf das Tiefſte erſchüttert worden; ein unüberwindlicher Haß gegen jede Neuerung, eine grimmige Erbitterung gegen alle Fremden, die ſich am lebhafteſten gegen die Piemonteſen richtete, trat den königlichen Beamten auf jedem Punkte entgegen. Dazu kamen in den Hafenſtädten die verdrießlichſten Reibungen zwiſchen den Schiffen der kriegführenden Nationen; die Engländer nahmen mitten im Hafen von Cagliari, ohne auf den Widerſpruch der Behörden zu achten, franzöſiſche Fahrzeuge weg, und der König mußte ſich

bequemen, den Werth derſelben aus der eigenen Taſche der franzöſiſchen Regierung zu erſetzen. Dieſe Nöthe erleichterten dem Grafen die Trennung von der Heimath, als der König ihn im September 1802 zum Geſandten in Petersburg ernannte. Es war auch dies allerdings kein lockender Auftrag; er entfernte ihn auf unbeſtimmte Zeit von ſeiner Familie und ſtellte ihn in eine völlig fremde Welt, unter Umſtänden, welche wenig Hoffnung auf befriedigendes Gelingen gewährten. Bonaparte hatte Oeſterreich zum Frieden von Luneville gezwungen, in Italien und Deutſchland war ſein Wille allmächtig, endlich hatte auch England ſich zu dem Vertrag von Amiens bequemt, und in dieſem auf jede Erwähnung des Königs von Sardinien verzichtet. Dieſer hatte Savoyen und Nizza längſt an Frankreich abgetreten; ſeit 1798 war auch Piemont in franzöſiſchen Händen; der König ſetzte ſeine ganze Hoffnung auf den Kaiſer Alexander, um durch deſſen gewichtige Verwendung wenigſtens eine anſtändige Entſchädigung von dem franzöſiſchen Herrſcher zu erhalten. Aber es war mehr als zweifelhaft, wie viel auch die kräftigſten Schritte des Kaiſers wirken, und noch mehr, ob dieſer ſich eben jetzt, wo er gemeinſam mit Bonaparte die deutſchen Säculariſationen verhandelte, zu einem nachdrücklichen Worte entſchließen würde. Indeſſen Maiſtre hielt es für ſeine Pflicht, ſeinem königlichen Herrn, am unbedingteſten in den ſchlimmen Tagen, zu dienen, und machte ſich Februar 1803 zu ſeinem diplomatiſchen Abenteuer auf den Weg. Er ging zunächſt nach Rom, wo der König damals lebte, um ſich ſeine nähern Inſtructionen zu holen. Unterwegs in Neapel ſah er den franzöſiſchen Geſandten Alquier, mit dem er perſönliche Beziehungen aus früherer Zeit hatte. Er ſagte ihm bei einem politiſchen Geſpräche: Ihr habt wohl

gethan, das Wort Monarchie abzuſchaffen, und dafür Herrſchaft eines Einzigen zu ſetzen; unſere Sprache iſt reich genug, warum aus dem Griechiſchen borgen? Alquier lachte, und begann von den italieniſchen Verhältniſſen zu reden. Der Graf erörterte ſie darauf mit ſo ſcharfen Accenten, daß Alquier mehr als einmal ausrief: Was wollt Ihr in Petersburg; entwickelt dieſe Dinge dem erſten Conſul; niemals hat man ſie ihm geſagt, oder doch nicht auf dieſe Weiſe. Indeſſen ehe Maiſtre zu einer Erwägung des Vorſchlags kam, empfing der König in Rom eine franzöſiſche Note, worin Bonaparte ihm Siena und Orbitello und eine jährliche Penſion als Entſchädigung anbot, wenn der König auf ſeine alten Staaten förmlich verzichte. Rußland rieth anzunehmen; je ungünſtiger ſich hiernach die Stimmung in Petersburg herausſtellte, deſto eifriger drängte der König den Grafen de Maiſtre zur ſchleunigen Abreiſe. Er wollte verzichten, wenn Bonaparte ihm Genua und Savoyen überließe, andern Falls aber ſeine völlige Beraubung ertragen und auf die Zukunft hoffen.

Im März 1803 eilte alſo Maiſtre nach Petersburg. Widerwärtigkeiten aller Art begleiteten ihn vom erſtem Augenblicke an. König Victor Emanuel, des beſten Theiles ſeiner Länder entbehrend, und ſelbſt als Flüchtling in Rom lebend, war fortdauernd in finanzieller Bedrängniß, und nicht im Stande, ſeine Miniſter glänzend auszuſtatten. Dazu kam, daß Maiſtre zwar nicht mehr wie in alten Tagen für einen heimlichen Jakobiner galt, bei aller Loyalität und Aufopferung aber es doch täglich bei dem Könige durch die unbeugſame Selbſtſtändigkeit und Lebhaftigkeit ſeines Auftretens verdarb. Er war, als man ſeinem Talente eine Unterhandlung über die Exiſtenz des Staates anvertraute, in offener Ungnade, und hatte mit den Aeußerungen

derſelben unaufhörlich zu kämpfen. Man gab ihm einen Reiſewagen, der auf jeder Station zerbrochen ankam; man verbot ihm alle wichtigen Schritte in ſeiner Unterhandlung ohne ſpecielle Anfrage in Rom, worüber dann Monate vergingen und mittlerer Weile die Welt ihre Geſtalt verändert hatte; man unterwarf ihn den Weiſungen eines jüngern Collegen, des ſardiniſchen Geſandten in London, verweigerte ihm die angemeſſenen Orden, gab ihm häufig genug ein beſtimmtes Mißtrauen in ſeine Redlichkeit zu erkennen. Alle dieſe Bitterkeiten wurden geſchärft durch ein endloſes Ringen mit harter Armuth. Sein Gehalt erwies ſich bei den Anſprüchen des ruſſiſchen Luxus als völlig unzureichend. Auf Zulagen hatte er nicht zu hoffen, Schulden wollte er nicht machen: ſo legte er ſich mit unerſchöpflichem Muthe die drückendſten Entbehrungen auf, mochten ſeine glänzenden Standesgenoſſen darüber noch ſo wegwerfend die Achſeln zucken. Den Beſucher empfing auf der dunkeln Treppe des kleinen Quartiers der einzige Diener mit der beſcheidenen Oellampe; ſtatt des unerſchwinglichen Pelzes that auch im ruſſiſchen Winter der alte ſardiniſche Mantel ſeinen Dienſt; es kam endlich ſo weit, daß der Geſandte, ohne Mittel, um ſtandesmäßig zu ſpeiſen, für mäßiges Koſtgeld am Tiſche ſeines Bedienten aß, und eine Zeitlang deſſen Stelle einem entſprungenen Verbrecher anvertraute, welcher das Aſyl des Geſandtenhauſes ſich anſtatt der Löhnung anrechnen ließ.

In allen dieſen Nöthen blieb er ungebeugt, und fühlte ſich in dem Bewußtſein, daß er die Blößen der äußern Stellung durch die Kraft ſeines Geiſtes und die Sicherheit ſeiner Haltung zu decken habe. Die Aufgabe war um ſo ſchwieriger, als Kaiſer Alexander damals im beſten Vernehmen mit Bonaparte ſtand,

und in ſeiner enthuſiaſtiſchen Weiſe gemeinſam mit dem großen Manne aus ganz Europa ein weites Reich des Friedens und der Gerechtigkeit zu machen hoffte: der Geſandte alſo des Königs von Sardinien, der keine andere Aufgabe als Widerſtand gegen Bonaparte hatte, fand als ſolcher eine eiſige Aufnahme bei Alexander und deſſen Miniſtern. Perſönlich aber frappirte und eroberte er den Kaiſer gleich bei den erſten Geſprächen durch die originelle Präciſion ſeiner Wendungen, die blitzenden Funken ſeines Witzes, die Sicherheit und Elaſticität ſeines Geiſtes, deſſen Stolz doch immer durch Begeiſterung und Güte durchwärmt war. Bald fanden ſich nahe Freunde innerhalb des diplomatiſchen Corps, der würdige Serra Capriola von Neapel, der derbe und eifrige Steding von Schweden; vor Allem aber nahmen ihn die Reſte des alten Hofes, die Magnaten aus der Zeit Katharina's II., als Verfechter der einzig haltbaren Politik mit froher Bewunderung auf, Männer wie Graf Strogonoff und Admiral Tſchitſchagoff, die ihre thätige Zeit in dem Kampfe gegen die Revolution zugebracht hatten, und in Alexander's Neigungen nichts als verderbliches Träumen und Schwärmen ſahen. Maiſtre ſelbſt betrachtete den jungen Kaiſer mit ſehr gemiſchten Gefühlen. Es war unmöglich, der Liebenswürdigkeit und edlen Richtung ſeines Weſens zu widerſtehen, dem beinahe melancholiſchen Zuge eines tiefen Ernſtes über allem fürſtlichen Glanze, der anmuthigen Schüchternheit bei allem monarchiſchen Selbſtbewußtſein, der hinreißenden Begeiſterung für jeden großen weltumfaſſenden Gedanken. Den Duft der Jugendfriſche, welcher damals auf Alexander's Weſen lag, wußte er völlig zu würdigen, ohne ſich durch einzelne Unbeſonnenheiten irren zu laſſen. Als Einer äußerte: Um ihn zu mäßigen, müſſe ſtets ein Graukopf

in ſeiner Nähe ſein, ſetzte Maiſtre hinzu: Ganz recht, nur ohne Puder. Um ſo mehr aber beklagte er, daß dieſer erregbare Menſch durch ſeinen erſten Erzieher (La Harpe) in die Bahn der franzöſiſchen Aufklärung geworfen worden ſei, daß er den Sinn für ſeine Nation und Kirche verloren habe, und ohne feſten Ausgangs- und Zielpunkt unbeſtimmten Idealen des Fortſchritts und der Weltbeglückung nachjage. Auf dieſem Boden, meinte Maiſtre, ſei jetzt die Neigung zu Bonaparte und dem franzöſiſchen Syſtem erwachſen, und werde ſich weiterhin unausbleibliche Täuſchung und Zerſtörung ergeben.

Eine ſolche Fürſtengeſtalt hob ſich doppelt auffallend von dem halb aſiatiſchen Grunde ihrer Petersburger Umgebung ab. Hier lagen die grellſten Gegenſätze dicht und heftig neben einander. In der höhern Geſellſchaft herrſchte ein maßloſer Luxus, der mit ungeheuern Summen die Genüſſe aller Himmelsſtriche um ſich verſammelte, und mit höchſter Unbefangenheit alle Schranken der Sitte überſprang. Das Weib, bemerkte Maiſtre, iſt hier noch wie im Orient eine Waare, die von Hand zu Hand geht; ein Ehrenmann, der ſein Kind nicht dem Findelhauſe überweiſt, ſondern dafür ſorgt oder gar um ſeinetwillen die Mutter heirathet, gilt für einen Phönix, für einen Heiligen. Dabei waren die großen Familien durchgängig in zerrütteter Vermögenslage und unheilbar verſchuldet. Was den Staat betraf, ſo waren kaum drei Jahre ſeit der Ermordung des Kaiſers Paul verfloſſen, und die Unſicherheit und Gewaltſamkeit des Zuſtandes noch friſch in Aller Bewußtſein. Als weiterhin einmal Rede davon war, daß Alexander ſelbſt ein Heer nach Deutſchland führen ſollte, verhinderten es die Miniſter, und einer von ihnen ſagte ganz ernſthaft: Wir wollen ihn nicht den Gefahren des

Krieges aussetzen; wenn wir ihn verlören, so hätten wir wieder Einen (den Großfürsten Konstantin), den man todtschlagen müßte. Die Extreme berühren sich, fand Maistre. Hier in dieser absoluten Monarchie stößt der Fürst auf mehr Hindernisse seines Willens als vielleicht in einer Republik. Katharina II. wollte einmal einen statistischen Bericht über den Zustand einer Provinz drucken lassen: da erklärte ihr der Generalprocurator, er könne dann sein Amt nicht mehr verwalten, und Katharina gab nach. Alexander, lebhafter in seinem Triebe für Fortschritt und Civilisation, gab selbst 600 Rubel für die Gründung eines Journals, in welchem sein gleichgesinnter Minister, Kotschubey, die wichtigsten Actenstücke seiner Verwaltung bekannt machte. Die Gouverneure der Provinzen murrten, das Journal aber warf gleich im ersten Jahre einen Gewinn von 13,000 Rubeln ab, und Alexander bestärkte sich in seinen Reformgedanken. Eines freilich vermochte er bei dem wärmsten Eifer nicht zu ändern, daß es ein Hinderniß für das Vorwärtskommen eines Beamten war, wenn er für unbestechlich galt.

Indessen gingen die großen Ereignisse der europäischen Politik ihren Gang. Kaum hatten Rußland und Frankreich die neue Ordnung der deutschen Staaten durchgesetzt, so brach der mühsam gekittete Frieden zwischen Bonaparte und den Engländern. Es war der erste Hoffnungsstrahl auch für Maistre. Pitt hat sehr Recht, rief er gleich damals seiner zweifelnden Regierung zu, wenn er sagt, daß dieser Krieg länger und schrecklicher werden wird als der erste. Als eifriger Katholik und Franzose im innersten Mark liebte er sonst die Größe Englands nicht. Es ist äußerst verdrießlich, sagte er eines Tages, daß gerade die unausstehlichsten Leute die einzigen Vertheidiger der guten Sache

ſind. Indeſſen ließ er ſich durch eine ſolche Antipathie ſein politiſches Urtheil nicht verdunkeln. Als der ſpaniſche Geſandte ihm klagte, daß ſein Hof ſich nicht zwiſchen Frankreich und England zu entſcheiden wiſſe, da die Gefahr auf beiden Seiten gleich ſei, brach er aus: Aber nicht die Ehre. Es war ganz zutreffend, wenn er ſich über ſeine Mißſtimmung gegen England dahin ausſprach, man möge nicht glauben, daß er den Briten nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſe. „Ich bewundere ihre Verfaſſung (ohne freilich zu glauben, daß man ſie ohne Weiteres anderswohin verpflanzen könne), ihre Strafgeſetze, ihre Kunſt und Wiſſenſchaft, ihren öffentlichen Geiſt. Aber das Alles wird in den auswärtigen Beziehungen durch unerträgliche nationale Vorurtheile und einen maßloſen Hochmuth verdorben, der alle andern Nationen abſtößt. Neuerdings politiſirte ich mit ihrem Botſchafter. Jeder rechtſchaffene Europäer, ſagte ich, muß eben als Europäer für Euch ſein. Wäre ich Souverän und hätte Euch mein Leben lang auf den Tod bekämpft, heute würde ich für Euch ſein, denn es handelt ſich um ganz Europa.“ Vortrefflich, entgegnete er, aber man muß viele Köpfe vereinigen und das iſt ſchwierig. Ich antwortete: „Ihr könnt es, denn Wilhelm III. hat es bei ähnlichem Anlaß gekonnt. Er eroberte das Vertrauen aller Cabinette, er ſchmeichelte dem fremden Stolze, er vereinigte in ſeiner ſtarken Hand alle Intereſſen, und ihr wißt, wohin er endlich Ludwig XIV. gebracht hat. Es kann Euch ſo gut gelingen wie ihm.“

Er hatte dann die Genugthuung, daß England ſehr bald dieſen Geſichtspunkt ſelbſt ergriff, und Bonaparte ſeinerſeits durch immer neue Uebergriffe eine Macht nach der andern in das britiſche Bündniß drängte. Alexander hatte freilich gleich beim

Beginne des Krieges ſeine Vermittlung angeboten, und Bonaparte zum Schrecken Maiſtre's die ganz auf des Kaiſers erregbare Großmuth berechnete Antwort gegeben: Ich lege die Sache völlig in ſeine Hand, möge er entſcheiden wie er will. Indeſſen als Alexander ſich dadurch nicht unbedingt für die franzöſiſchen Anſprüche begeiſtern ließ, als er das Urtheil abgab, daß beide Mächte auf den Standpunkt der letzten Friedensſchlüſſe zurücktreten ſollten, da ſchlug das Verhältniß plötzlich um, und Bonaparte wies die ruſſiſche Vermittlung in herriſcher Kürze zurück. Alexander empfand es mit ſchmerzlichem Zorne, und kam jetzt auf den Gedanken, ſich aus eigener Kraft als bewaffneten Schiedsrichter des Streites und Schöpfer einer neuen europäiſchen Ordnung zu conſtituiren. Die Pläne, welche aus dieſer Richtung entſprangen, hat bereits vor einigen Jahren Thiers ausführlich mitgetheilt: es handelte ſich um die Einſchränkung Frankreichs, die Organiſation Deutſchlands, Italiens, der Schweiz, um die förmliche Ausarbeitung eines neuen Völkerrechts; da ſchien ſich denn einen Augenblick auch für Maiſtre und deſſen Monarchen die Ausſicht aufzuhellen. Ihr Briefwechſel zeigt, daß die ruſſiſche Regierung über Italien Maiſtre's Aufſchlüſſe und Rathſchläge mit bereitwilligem Ohre anhörte, und ſich ihrerſeits völlig einverſtanden erklärte, als er die europäiſche Nothwendigkeit eines ſelbſtſtändigen Italiens erörterte, eines großen Staates im Norden der Halbinſel, welcher Piemont und Genua, Mailand und Venedig umfaßte, und damit die Kraft beſäße, zwiſchen Frankreich und Oeſterreich für ſich und die ſüdlichen Staaten eine eigene politiſche Haltung zu behaupten. Alexander und ſein Miniſter Czartoriſky gingen in jedem Sinne auf dieſe Geſichtspunkte ein, jedoch zeigte ſich bald, auch außer der nächſten Schwierigkeit,

der Beſiegung Napoleon's, noch eine Reihe anderweitiger Hinderniſſe. Einmal hatte Alexander kein beſonderes Zutrauen zu der Fähigkeit und den Grundſätzen des Königs von Sardinien. Wird es ihm möglich ſein, fragte Czartoriſky den Geſandten, als Beherrſcher jener mannichfaltigen Lande den Forderungen der Zeit Genüge zu thun: nach einer Erſchütterung wie die franzöſiſche Revolution kann man doch ſchlechterdings nicht in dem alten Geleiſe fortregieren. Was die perſönliche Anſicht Maiſtre's betraf, ſo hatte er nicht das Mindeſte dagegen zu erinnern, vielmehr beurtheilte er die ſardiniſche Reſtauration nach denſelben Grundſätzen wie in den Conſiderationen die franzöſiſche. Eine Revolution, ſagt er, kann nicht durch Rückkehr zum alten Zuſtande endigen; ſie verwandelt ihre Freunde und ihre Bekämpfer: die Völkerwanderung ſchloß nicht mit der Vertreibung der Barbaren aus den römiſchen Provinzen, ſondern mit ihrer Feſtſetzung daſelbſt und neuen Civiliſation. Er benutzte alſo die ruſſiſche Erörterung, um ſeinem Könige die Nothwendigkeit liberaler Reformen mit dem höchſten Nachdruck zu predigen. Beim Anblick dieſes aſiatiſchen Hofes, dieſes allmächtigen Herrſchers, ſchrieb er ihm, wer dächte nicht, daß Ew. Majeſtät in ihm die feſteſte Stütze der abſoluten Monarchie haben würden? Aber das gerade Gegentheil iſt der Fall. Der Kaiſer iſt Philoſoph, iſt es vielleicht zu ſehr. Seine ganze Umgebung iſt von den neuen Ideen erfüllt; wäre ſein Volk für eine Verfaſſung reif, ſo würde er ſie mit Begeiſterung ertheilen. Und wenn Ew. Majeſtät auf Ihren Thron zurückkehren, und die Vertreter Ihres Volkes dies oder jenes Privileg, dieſe oder jene Repräſentation begehren ſollten, ſo würde zweifellos das erſte Wort des Kaiſers ſein: Vortrefflich, ſo iſt es Recht. Der König, ſchloß demnach Maiſtre, müſſe ſich

darauf gefaßt machen, in Turin König, in Genua aber nur Doge zu ſein; er möge ſich alle Regierungsrechte vorbehalten, aber Geſetzgebung und Beſteuerung von ſtändiſcher Bewilligung abhängig machen. Er entwickelte dieſe Sätze unermüdlich, und wenn man ſeine damaligen Briefe mit ſeinen ſpätern Druckſchriften vergleicht, ſo erſcheint das Wort, welches ſein Herausgeber an die Spitze der Memoiren geſtellt hat, in vollem Lichte: Man muß ſtets den Völkern Achtung vor der Autorität und den Fürſten Achtung vor der Freiheit verkünden. Aber allerdings, er hatte hier bei dem Fürſten nicht beſſern Erfolg als ſeine Bücher bei den Völkern. Victor Emanuel zog aus ſeinen Lehren nur den Schluß, daß Maiſtre noch immer ein halber Revolutionär ſei, weigerte hartnäckig das geringſte Eingehen auf Alexander's Denkweiſe, und ſtimmte damit den Eifer des Kaiſers um ein Bedeutendes herunter.

Schlimmer aber als dieſes Mißverſtehen im Innern war für die Herſtellung Italiens ein auswärtiges Verhältniß. Es zeigte ſich nur zu bald, daß Oeſterreich auch im Jahre 1804 an den Plänen von 1799 feſthielt, ohne ſich der unheilvollen Folgen ſeiner damaligen Beſtrebungen zu erinnern. Alexander war ſo durchdrungen und begeiſtert von ſeinem neuen europäiſchen Syſteme, daß er dem Wiener Hofe für die Räumung Venedigs nichts Geringeres als die Beſitznahme der Moldau und Walachei anbot, eine Conceſſion, welche das ganze Gebiet der niedern Donau und damit die Zukunft des Orients in Oeſterreichs Hand gelegt hätte, deren Wichtigkeit alſo gerade für Rußland ganz unermeßlich war. Allein das Miniſterium Cobenzl blieb in den von Thugut vorgezeichneten Wegen, lehnte die Abtretung Venedigs ab und forderte umgekehrt als Preis ſeines

Bündniſſes gegen Napoleon eine Erwerbung auf italieniſchem Boden. Darüber geſchah, daß Napoleon den Herzog von Enghien gefangen nehmen und erſchießen ließ, eine Gewaltthat, welche bei Alexander die lebhafteſte Entrüſtung hervorrief, und den Bruch zwiſchen ihm und Frankreich unheilbar machte. Je näher aber die Ausſicht auf einen bewaffneten Zuſammenſtoß rückte, deſto ſchwerer fiel zu Petersburg das Anſehen Oeſterreichs in die Wagſchale, ohne deſſen Mitwirkung die Ruſſen einen Krieg gegen Frankreich gar nicht eröffnen konnten. Der Allianzvertrag, welchen beide Mächte im November 1804 abſchloſſen, war denn weſentlich im öſterreichiſchen Sinne gedacht. Der Krieg ſollte unternommen werden, nicht zur Schöpfung eines neuen europäiſchen Syſtems, ſondern im Falle weiterer Uebergriffe Napoleon's in Italien. Wenn die Beſiegung der Franzoſen gelänge, ſo ſollte nicht ganz Oberitalien als ſelbſtſtändiger Staat conſtituirt, ſondern das öſterreichiſche Gebiet bis an den Po und die Adda ausgedehnt werden. Schon dieſes Zugeſtändniß traf die Hoffnungen Maiſtre's auf das Bitterſte, und das Wiener Cabinet war nicht einmal geſonnen, auf der ſo erreichten Linie ſtehen zu bleiben. Mit dem Frühling 1805 begannen aller Orten die Rüſtungen: Napoleon verleibte damals Genua und Lucca ſeinen Beſitzungen ein, und verwirklichte hiemit den im November vorgeſehenen Kriegsfall; die öſterreichiſchen und ruſſiſchen Heere ſetzten ſich im Laufe des Sommers zu dem großen Kampfe in Bewegung. Man hat ſich nun oft über die Kurzſichtigkeit gewundert, mit welcher Oeſterreich ſeinen beſten Feldherrn, den Erzherzog Karl, und ſein ſtärkſtes Heer an der Etſch aufſtellte, und die Beſchützung ſeiner deutſchen Lande dem unfähigen Mack und den weit entfernten Ruſſen anvertraute, während Napoleon

über 200,000 Mann an den Ufern des Canals, in Holland und Hannover aufgeſtellt hatte, und alſo ſeine ſtärkſten Schläge ohne Zweifel in Deutſchland zu erwarten waren. Die Correſpondenz Maiſtre's gibt jetzt die Erklärung. Oeſterreich hatte ſich wieder wie 1799 die Erwerbung nicht bloß der Addalinie, auch nicht bloß des mailändiſchen Gebietes, ſondern dazu noch Piemonts vorgeſetzt: um dieſen Zweck mit möglichſter Sicherheit zu erreichen, ſchwächte es ſich an der Donau, ſammelte alle Kräfte in Tyrol und Venetien, und wies die Ruſſen, die Freunde und Beſchützer Piemonts, auf den deutſchen und höchſtens den neapolitaniſchen Kriegsſchauplatz. Sein Geſandter in Petersburg, Graf Stadion, war eifrig bemüht, den Kaiſer Alexander für dieſe Tendenzen zu gewinnen. Er erörterte, daß man Italien nur dann vor den Franzoſen ſichere, wenn man die Hut der Alpen einer Kriegsmacht erſten Ranges anvertraue, und ſprach die Ueberzeugung aus, daß wenigſtens während der Dauer des Krieges Piemont unter öſterreichiſcher Verwaltung bleiben müſſe. Es wurde Maiſtre nicht ſchwer, dem Kaiſer die Widerlegung dieſer Sätze zu liefern. Er bemerkte, daß das einzige Mittel zur Verhütung eines ewigen Kampfes zwiſchen Oeſterreich und Frankreich das Aufhören ihrer Grenznachbarſchaft und die Bildung eines ungefährlichen aber in ſich feſten Zwiſchenſtaates ſein würde. Er erinnerte weiter an die Erfahrung von 1799, wo Oeſterreich in Piemont bei der tiefen Abneigung der Einwohner nicht im Stande geweſen war, ein Bataillon Freiwilliger zum Kampfe gegen die Franzoſen zuſammen zu bringen, während viele Tauſende nur auf das Erſcheinen des nationalen Herrſchers warteten, um Gut und Leben für die große gemeinſame Sache einzuſetzen. Dieſe Verhandlungen dauerten noch fort in der Mitte des Septembers,

als die franzöſiſchen Colonnen bereits am Rhein und Schwarzwald anlangten: es geſchah darüber nichts, das vereinzelte Mack'ſche Heer zu verſtärken oder zu ſtützen, und ſo wiederholte ſich die Nemeſis von 1799 in erhöhtem Maße. Vier Wochen nachher ſtreckte Mack bei Ulm die Waffen, in reißendem Siegeslaufe zog Napoleon gegen Wien, Erzherzog Karl eilte ſtatt nach Piemont nach Ungarn zurück, und ehe das Jahr zu Ende kam, lieferte der Preßburger Frieden das Ergebniß, daß Oeſterreich ſeine venetianiſchen Beſitzungen nicht bis an die Alpen oder die Adda erweiterte, ſondern an das napoleoniſche Königreich Italien abtreten mußte.

Es würde uns hier zu weit führen, auf das Detail der Schlachtberichte einzugehen, welche Maiſtre für ſeinen Hof aus den Erzählungen der ruſſiſchen Officiere zuſammenſtellte. Ihre Summe iſt widerſtrebende Bewunderung für Napoleon und verachtender Haß gegen die deutſchen Verbündeten: die Einzelnheiten ſind für uns wenig erbaulich, indeß wäre es ein ſehr übel angebrachter Patriotismus, einen ſo verloreuen Poſten wie unſere Kriegs- und Staatskunſt von 1805 zu beſchönigeu, oder dem Ausländer die ſchärfſte Kritik darüber zu verübeln. Sich ſelbſt ſchonen übrigens die ruſſiſchen Gewährsmänner Maiſtre's eben ſo wenig; man iſt erſtaunt über die innere Auflöſung, die völlige Anarchie in dieſem Heer, deſſen Lenker mit leichtſinniger Keckheit dem erſten Feldherrn des Jahrhunderts die Schlacht anbot. Der officielle Führer, General Kutuſoff, warnte und bat den Kaiſer dringend, jedes große Treffen zu vermeiden. Aber die anderen Officiere des Hauptquartiers erklärten, daß jeder Aufſchub verderblich, daß in den nächſten Wochen keine Verſtärkung zu erwarten, daß die längere Ernährung der Truppen unmöglich ſei.

Mit ſolchen Erörterungen beſtürmten ſie den Kaiſer, ohne zu wiſſen, daß General Eſſen mit einem ſtarken Armeecorps nur noch drei Märſche weit entfernt, daß wenige Tagereiſen rückwärts coloſſale Magazine aufgehäuft waren. In völliger Unkenntniß der Lage alſo wurde der Kampf beſchloſſen, welcher über Europa's Schickſal entſcheiden ſollte. Als Alexander ſein Ja ausgeſprochen, wagte Kutuſoff keinen Widerſpruch mehr, ſondern kam tief zerknirſcht zum Hofmarſchall, mit der Bitte, durch ſeinen Einfluß die Schlacht zu verhüten: dieſer aber fuhr ihn zornig an, er ſorge nur für Küche und Keller, der Krieg ſei die Sache der Generale, und das Unglück möge den Officier treffen, der bei ihm ſich Raths erholen wolle. Unterdeſſen kam eine Botſchaft von Napoleon, mit der Bitte, daß Alexander ihm eine perſönliche Zuſammenkunft gewähren möge. Die Ruſſen ſahen darin ein Zeichen von Furcht und beſtärkten ſich in dem Eifer, baldmöglichſt dreinzuſchlagen und die Franzoſen nicht entrinnen zu laſſen. Alexander lehnte alſo die Zuſammenkunft ab, und ſandte ſtatt ſeiner den Fürſten Peter Dolgoruki, um ſich nach Napoleon's Wünſchen zu erkundigen. Das Geſpräch, welches dieſer mit dem franzöſiſchen Monarchen hatte, iſt nun äußerſt merkwürdig. Bisher lagen darüber nur franzöſiſche Angaben aus zweiter Hand vor, welche die wichtigſten Züge deſſelben verwiſchten; Maiſtre liefert dagegen einen eingehenden Bericht unmittelbar nach einer Mittheilung des Fürſten Dolgoruki ſelbſt. Napoleon empfing den Ruſſen auf freiem Felde, von ſeiner Garde umgeben, ließ dann aber die Truppen abrücken und begann das Geſpräch unter vier Augen. Dolgoruki ſagte, daß ſein Kaiſer nicht abſehe, was der Zweck der gewünſchten Zuſammenkunft der Monarchen ſein könnte. Der Frieden, rief Napoleon; ich begreife nicht, warum Ihr Herr

ſich nicht mit mir verſtändigen will; ich verlange nichts, als ihn zu ſehen; vielleicht wäre es die Sache des Siegers, Geſetze vorzuſchreiben, aber ich will ihm ein weißes Blatt, gezeichnet Napoleon, überreichen, auf welches er ſelbſt dann die Friedensbedingungen ſchreiben mag. Dolgoruki aber, einer der Hitzigſten unter der ruſſiſchen Kriegspartei, ließ ſich auf dieſen Ton nicht ein, ſo daß dann auch Napoleon heftig wurde, und nach einer lebhaften Erörterung das Geſpräch mit den Worten abſchloß: Wohlan, wir werden kämpfen, bringt mir mein Pferd. Man ſieht deutlich, daß er nicht, wie oft geſagt worden iſt, durch ſcheinbare Furchtſamkeit die Verblendung der Ruſſen ſteigern wollte, ſondern daß er ernſtlich daran dachte, auf die Politik von 1803 zurückzukommen und Alexander aus dem Kriegsgetümmel heraus wieder in ſein Bündniß hinüberzuziehen. Er blieb dann auch in dieſer Haltung, als die Schlacht bei Auſterlitz geliefert und das verbündete Heer zertrümmert war. Er gab den gefangenen ruſſiſchen Gardeofficieren die Freiheit, er ließ Alexander über deſſen perſönliche Tapferkeit complimentiren. Gerade im Gegenſatz dazu überhäufte er den Kaiſer Franz während eines Geſpräches auf der Landſtraße bei Naſiedlowicz mit rauhen Vorwürfen und brutalen Belehrungen; Franz kam entrüſtet und ingrimmig zurück; jetzt, wo ich ihn geſehen habe, ſagte er, kann ich ihn nun gar nicht leiden. Ueber den Einfluß, welchen dieſe Dinge auf die Friedensunterhandlungen hatten, war bisher die Anſicht verbreitet, Franz hätte, völlig geknickt und eingeſchüchtert, den Abſchluß um jeden Preis begehrt; darauf hätte Alexander mit großmüthigem Zorne die Erklärung abgegeben, Franz möge thun, was er unvermeidlich erachte, er aber, Alexander, wolle damit nichts zu ſchaffen haben, und ſich und ſein Heer in die Tiefen ſeines un-

nahbaren Reiches zurückziehen. Auch Maiſtre vernahm anfangs dieſen Hergang; bald nachher aber gewann er die Ueberzeugung, daß gerade umgekehrt Franz bereit geweſen ſei, um jeden Preis den Kampf fortzuſetzen, — in der That erfocht damals Erzherzog Ferdinand Vortheile in Böhmen, Erzherzog Karl langte mit ſtarkem Heere vor Wien an, Preußen war in voller Rüſtung begriffen — auf dieſe Kriegspläne, nicht aber auf einen Friedensantrag, habe Alexander jene Aeußerung gethan, daß er mit Nichts mehr zu ſchaffen haben wolle, und habe Kutuſoff erklärt, nicht einen Augenblick werde er den Rückzug des Heeres verzögern. Bei Maiſtre's Haß gegen Oeſterreich, bei ſeiner Verehrung für Alexander können wir ſicher ſein, daß er Angaben dieſer Art nicht ohne feſte Bürgſchaft wiederholt hat; auch ſtimmt völlig dazu, was er noch 1805 von Dolgoruki und anderen Ruſſen des Hauptquartieres über die Stimmung der maßgebenden Kreiſe erfuhr. Er ſelbſt faßt es in den Worten zuſammen, daß Alexander von allen Fürſten der Geeignetſte zum Verkehr mit Napoleon ſei, daß zwiſchen Beiden keine Verhetzung durch Charakter, Verhältniſſe oder Nationalität liege. Dieſe Punkte ſind offenbar von großer geſchichtlicher Bedeutung, denn ſie zeigen das Vorſpiel zu dem ungeheuern Umſchlag der ruſſiſchen Politik beim Tilſiter Frieden: ſie laſſen zwei Tage nach Auſterlitz die Keime der Geſinnung erkennen, aus welchen anderthalb Jahre ſpäter das Bündniß der beiden Kaiſer zur Weltbeherrſchung erwuchs.

Die Hoffnungen des Königs von Sardinien lagen ſeit Auſterlitz und Preßburg völlig darnieder. Es kam zu der gewünſchten Vereinigung Italiens, aber freilich nicht unter einheimiſcher, ſondern napoleoniſcher Herrſchaft; Victor Emanuel mußte Rom verlaſſen und auf der Inſel Sardinien eine letzte

Zuflucht ſuchen. Im Sommer 1806 zeigte ſich die Verſchlechterung ſeiner Lage in einem redenden Symptom: bei der damals verſuchten Friedensunterhandlung erklärte ſich Rußland bereit, ſeine bisherige Forderung, daß Napoleon dem Könige einen Erſatz für Piemont ſchaffen ſolle, aufzugeben. Allerdings kam es hier noch nicht zum Abſchluß zwiſchen den beiden Kaiſern; vielmehr brach gleich nachher der preußiſche Krieg aus, und beſtimmte Alexander nochmals, einen Gang gegen Napoleon zu verſuchen. Dieſer aber ſiegte bei Jena, überſchwemmte in vier Wochen die ganze preußiſche Monarchie und verſetzte den Kriegsſchauplatz mit einem Schlage an die Ufer der Weichſel. Nach dieſen furchtbaren Kataſtrophen boten im Frühling 1807 die Verbündeten Alles auf, um Oeſterreich zum Beitritte und zur Erhebung gegen Napoleon zu veranlaſſen; und wirklich gab es einige Wochen, in welchen die Haltung des Wiener Hofes Ausſicht auf einen ſolchen Entſchluß gewährte. Dieſe Verhältniſſe übten auch auf Maiſtre eine ganz außerordentliche Wirkung aus. Die Gefahr war auf eine ſo betäubende Höhe geſtiegen, der Gegner ſo koloſſal herangewachſen, das Vertrauen auf den bisherigen Schutz Alexander's ſo vollſtändig gebrochen, daß der elaſtiſche Geiſt des Grafen ganz und gar aus dem bisherigen Gleiſe hinausgeſchnellt wurde. Er kam auf den Gedanken, daß, was die Freunde, was Rußland und England nicht vermocht hatten, vielleicht bei den Todfeinden, bei Oeſterreich und Frankreich zu erreichen ſei. Er hatte den öſterreichiſchen Geſandten in Petersburg ſondirt, und aus einigen Aeußerungen deſſelben die Vermuthung geſchöpft, Kaiſer Franz würde im Falle eines glücklichen Krieges gegen Frankreich geneigt ſein, dem König von Sardinien Venedig zu überlaſſen, wenn Oeſterreich dafür Mailand und Piemont em-

pfinge. Im Vergleich zu den frühern Plänen auf ein ſelbſtſtändiges Italien erſchien dieſer Vorſchlag wie ein reiches Almoſen anſtatt eines ſoliden Vermögens: Maiſtre aber ſchien damals die Welt ſo heillos verſunken, daß er alle Mittel ſeiner Dialektik aufbot, um zuerſt ſich ſelbſt und dann ſeinem Könige dieſe Auskunft als eine glänzende Verbeſſerung darzuſtellen. In grellem Widerſpruch gegen ſeine Doctrin von 1805 führte er aus, daß ein König von Piemont unter allen Umſtänden zwiſchen Frankreich und Oeſterreich erſticken müſſe, daß er nie die Möglichkeit zu Gedeihn und Wachsthum haben werde, daß zur Hut der Alpen gegen Frankreich ein ſtärkerer Arm erforderlich ſei — eben wie es 1805 Graf Stadion zum höchſten Aergerniß Maiſtre's den ruſſiſchen Miniſtern vorgetragen hatte. Indeß erſparte ihm das Schickſal die Demüthigung, dieſen Abfall von den Grundſätzen ſeiner ganzen Vergangenheit in öffentlichen Thaten zu vollziehen: Napoleon ſchlug die Schlacht bei Friedland, und Alexander widerſtand der dämoniſchen Kraft nicht länger, mit welcher das Bild des franzöſiſchen Bundes und der Theilung der Welt ſeinen Sinn umſtrickt hatte. Er ſchloß den Tilſiter Frieden; von einem öſterreichiſchen Kriege, von einer Vertreibung der Franzoſen aus Italien, und folglich auch von den Tauſchplänen Maiſtre's war keine Rede weiter.

Hierauf griff dieſer, noch nicht völlig entmuthigt, zu einem letzten, ziemlich abenteuerlichen Mittel. Er wußte, daß ſein Name dem Kaiſer Napoleon nicht unbekannt war: unter den Gegnern deſſelben hervorragend, hatte er die ſeltene Erfahrung gemacht, daß Napoleon ihm mehrmals eine gewiſſe Achtung bethätigt hatte — während ſonſt in dieſer Zeit der Kaiſer gegen einen gefährlichen Widerſacher kein Mittel der Verfolgung und

Kränkung unbenutzt zu laſſen pflegte. Maiſtre, überall gewohnt, im perſönlichen Verkehr zu wirken, erinnerte ſich jetzt an jenen Vorſchlag Alquier's, und glaubte einen untrüglichen Weg zur Rettung ſeines Königs gefunden zu haben, wenn es ihm nur gelinge, eine Stunde lang mit Napoleon unter vier Augen zu reden. Er wußte ſehr gewiß, daß der König ihm eine Reiſe nach Paris nicht geſtatten würde: er meinte aber ſeiner Sache ſo ſicher zu ſein, daß er auf eigene Hand ſein Geſuch zuerſt an Alexander, dann an den franzöſiſchen Geſandten Savary brachte. Natürlich fragte dieſer vor Allem, was Maiſtre dem Kaiſer vorſchlagen wollte: der Graf antwortete, er werde vom Hauſe Savoyen reden, jedoch nicht Piemont begehren, und überhaupt keine Forderung ſtellen, zu welcher ihn Napoleon nicht veranlaſſe. Mehr aber vermochte der Geſandte nicht aus ihm herauszulocken: Was er zu eröffnen habe, ſagte der Graf, ſei für den Kaiſer allein, und kein anderer ſterblicher Menſch werde es jemals erfahren. Savary erſtattete darauf Bericht nach Paris: Napoleon nahm das kecke Geſuch nicht ungnädig auf, wie Maiſtre aus dem weitern Benehmen der franzöſiſchen Geſandtſchaft gegen ihn erkennen konnte, gab der Bitte ſelbſt aber keine Folge und ließ den Grafen ohne Antwort.

Die politiſche Rolle Maiſtre's in Petersburg war mit dieſem krauſen Nachſpiel auf lange hin beendigt. Für den ſardiniſchen Geſandten gab es keine Stelle mehr an dem ruſſiſchen Hofe, ſeitdem dieſer mit Napoleon im engſten Bündniß ſtand und deſſen Botſchafter die erſte Stelle in der kaiſerlichen Gunſt behauptete. Maiſtre's Lage war um ſo peinlicher, als ſein König über den eigenmächtigen Pariſer Plan des Grafen wüthete, und ihn mit immer härtern Zeichen ſeiner Ungnade heimſuchte.

Unter dieſen Umſtänden bat Maiſtre mehrmals um ſeine Rückberufung oder Entlaſſung, worauf dann aber ſtets die trockne Antwort folgte, der König wolle, daß er ſeinen Dienſt fortſetze. Dazu kam, daß Alexander in demſelben Grade, in welchem er ſich von dem ſardiniſchen Hofe abwandte, ſeine perſönliche Neigung zu dem Grafen ſteigerte: er bot ihm ein über das andere Mal die glänzendſten Stellungen in ſeinem Dienſte an, gab dem Bruder und dem Sohne deſſelben ſtattliche Aemter, verhieß ihm, in Cagliari ohne alles Zuthun Maiſtre's deſſen Verabſchiedung zu erwirken. Dieſer aber wies in höchſter Dankbarkeit ſtets mit derſelben Ruhe alle Bitten des Kaiſers zurück, und fuhr fort, in Hunger und Kummer ſeinem Könige einen hoffnungsloſen Dienſt zu widmen. Ich habe ihm geſchworen, ſagte er, ohne die Bedingung, daß es mir gut in ſeinem Dienſte gehe. Es war wieder die echte ritterliche Treue, welcher die Gunſt des Herrn völlig gleichgültig und das Bewußtſein der eigenen Ehre der einzige Lohn iſt.

Was die große Politik betraf, ſo war Maiſtre fortan auf die Stellung des unthätigen und zurückgezogenen Beobachters beſchränkt. Seine Beziehungen waren immer noch ſo beſchaffen, daß er mehr und beſſer zu ſehen vermochte als hundert Andere, und ſeine Depeſchen auch aus dieſer Zeit ſind keineswegs ohne geſchichtliches Intereſſe. Eine Anzahl lehrreicher Notizen über die ſchwediſche Revolution von 1809 ſind ihm zugekommen; ſeine Angaben über Alexander's Verhältniß zu dem neuen Kriegsminiſter Araktſchejeff, ſo wie zu dem franzöſiſchen Geſandten Caulaincourt klären manche wichtige Punkte der politiſchen Entwicklung auf; man ſieht z. B., daß der Kaiſer viel früher als es Thiers' Wort haben will, von dem Zauber der napoleoniſchen

Freundſchaft zurückgekommen iſt. Dann finden ſich perſönliche Züge der intereſſanteſten Art, Situationen und Stimmungen, welche nur in einer ſolchen Zeit der Weltrevolution möglich waren. Da erſcheint im Frühling 1808 ein neuer Geſandter König Karl's von Spanien: ehe er ſeine Antrittsaudienz erhält, kommen die Nachrichten Schlag auf Schlag von dem Sturze Karl's, der Erhebung Ferdinand's, der Thronbeſteigung Joſeph's, und jeder dieſer Könige überſchickt ihm auch ſofort die Ernennung zu ſeinem Geſandten. Da hat er die drei Vollmachten, und weiß lange nicht, welche gebrauchen, ſo daß Maiſtre ihm anräth, dem Kaiſer Alexander die Wahl zu laſſen. Der entſcheidet dann für Joſeph, und der würdige Grande iſt ſeitdem der Vertreter eines Bonaparte. Aber wenn ihn dann Maiſtre zu einem Siege Joſeph's über die rebelliſchen Spanier gratulirt, brauſt doch das caſtiliſche Blut auf: Ihr werdet ſehen, daß Spanien unüberwindlich iſt.

Immer bilden aber dieſe Beobachtungen, ſo dankenswerth ſie ſind, ſeit 1808 nur den kleinern Theil von Maiſtre's Thätigkeit. Seine unfreiwillige amtliche Muße machte es ihm möglich, mit voller Kraft wieder zu den literariſchen Beſtrebungen ſeiner Jugend zurückzukehren. Auf's Neue verſenkte er ſich in hiſtoriſche und politiſche, in theologiſche und philoſophiſche Studien, und begann ſeit 1810 die Werke zu entwerfen, welche das Andenken ſeines Namens lebendig erhalten und ihn zu einem einflußreichen Parteihaupte der Reſtaurationszeit gemacht haben. Abgeſchloſſen und veröffentlicht wurden ſie zum Theil erſt nach ſeiner Rückkehr aus Rußland, in ſeinen letzten Lebensjahren: ſeine Correſpondenz zeigt jedoch, daß ſie in allen weſentlichen Stücken bereits vor 1812 ausgearbeitet waren, und ſo iſt hier

die Stelle, ſo weit es unſer Zweck erfordert, über ihren Inhalt und ihren Standpunkt zu reden.

Zuerſt verfaßte er die kleine Schrift: Essai sur le principe générateur des constitutions politiques. Wir können uns kurz darüber faſſen, da ſie nichts enthält als eine ſyſtematiſche Zuſammenſtellung der Grundſätze, welche wir ſchon oben als den dogmatiſchen Beſtandtheil der Considérations sur la France kennen gelernt haben. Was die Hauptfrage angeht, die Unabhängigkeit der Staatsentwicklung von der individuellen Willkür, ſo erſcheinen die liberalen Conſequenzen, welche auch auf dieſem Standpunkte möglich ſind, hier unbefangener und ausdrücklicher als in der frühern polemiſchen Schrift. Dagegen machen ſich die kirchlichen Nutzanwendungen in dem Essai noch viel breiter als in den Betrachtungen: man iſt erſtaunt, an dieſer Stelle einer höchſt detaillirten ſeitenlangen Lobrede auf den Orden der Jeſuiten, ihre wiſſenſchaftlichen Erfolge, ihre muſikaliſchen Leiſtungen, ihren Unterricht und ihre Miſſionen zu begegnen. Es hing das mit einer praktiſchen Frage zuſammen, welche allmälig zu einer hohen politiſchen Bedeutung heranwuchs, und welche auch auf Maiſtre's Schriften den tiefſten Einfluß gewann. Wir bemerkten ſchon früher, daß er niemals ein Mann der bloßen Theorie war, daß er nicht lernte nur um zu wiſſen, ſondern das Wiſſen aufſuchte, weil es Macht iſt. Gerade damals bot ſich ihm nun eine glänzende Gelegenheit, ſowohl ſein ſchriftſtelleriſches als ſein diplomatiſches Talent für das liebſte Ideal ſeiner Jugend wirken zu laſſen.

Der Krieg iſt nicht bloß ein Zerſtörer, ſondern auch ein Erzieher. Wie mächtig Katharina II. ihr Reich in der europäiſchen Politik emporhob, wie lebhaft ſie mannichfaltige Re-

formen im Innern anregte: im Ganzen und Großen blieb die geiſtige Phyſiognomie des ruſſiſchen Volkes bis zum Ende ihrer Regierung dieſelbe, die ſie zu Anfang geweſen. Ihre Heere kämpften mit Polen und Türken: was ließ ſich dabei lernen, was auf dieſem Boden erleben? Seitdem aber hatten die ruſſiſchen Maſſen in Italien und Holland, in Süd- und Norddeutſchland gefochten; ſie hatten unter furchtbaren Kataſtrophen mit dem Weltbeſieger um die Herrſchaft Europa's gerungen; ſie hatten die Wellenſchläge der großen Zeitſtrömung in unmittelbarer Berührung empfunden. Daſſelbe Verhältniß hatte in Deutſchland vornehmlich auf dem politiſchen Felde Wirkung gehabt: der Kampf gegen das neue Frankreich hatte in den deutſchen Staaten eine Menge demokratiſcher oder bonapartiſtiſcher Einrichtungen hervorgerufen. In Rußland, wo der Staat dem neuen Geiſte ſchlechterdings keine Berührungspunkte darbot, äußerte ſich der entſprechende Rückſchlag zunächſt auf dem religiöſen Gebiete. Die Geiſter, hier von franzöſiſcher Aufklärung, dort von deutſcher Philoſophie, heute von lutheriſcher, morgen von anglicaniſcher Theologie berührt, geriethen weit und breit in Schwanken. Das ruſſiſche Prieſterthum, längſt vom Czaren abhängig, ſeit der Confiscation der Kirchengüter durch Katharina völlig unfrei, war entfernt nicht im Stande, die Gemüther im altgewohnten Geleiſe feſtzuhalten. Die Bewegung wurde um ſo ſtärker, je lebhafter durch die Leiden und Erſchütterungen der Kriegsjahre der religiöſe Sinn in allen Claſſen angeregt wurde. Nirgendwo that die orthodoxe Kirche dem Bedürfniß der Geiſter Genüge. Unter dem niederen Volke gewann die ſanatiſche Secte der Raskolniken täglich ſtärkere Ausdehnung; in der gebildeten Geſellſchaft erwarb die allem Prieſterthum abgekehrte, nach innerer

Erleuchtung strebende Mystik St. Martin's zahlreiche Anhänger. Weite Kreise wandten sich rationalistischen Anschauungen aller Farben zu; ein russischer Bischof selbst verbreitete deutschen Pantheismus, und ein Einschreiten des Kaisers war nöthig, um einen großen Ausbruch des Klerus bei diesem Anlaß zu verhüten. Inmitten dieser Bewegung faßte die englische Bibelgesellschaft Fuß im Lande; der Kaiser sprach sich günstig über ihr Streben aus, es bedurfte nicht mehr, um einen griechischen und einen katholischen Erzbischof zu Agenten derselben zu machen. Mit einem Worte, die mannichfaltigsten Richtungen arbeiteten in dem weiten Reiche durch und gegen einander.

Es konnte nicht fehlen, daß in diesem allgemeinen Aufbruche auch die römische Kirche ihren Vortheil ersah. Seit den polnischen Theilungen hatte Rußland mehrere Millionen katholischer Unterthanen mit einem Klerus, dessen Begabung Maistre nicht eben rühmt, der aber reich begütert war, und schon dadurch sich vor dem griechischen hervorhob. Dazu kam, daß der Orden der Jesuiten 1772 sonst aufgehoben war, daß aber Katharina die in ihrem Gebiete befindlichen Collegien hatte fortbestehen lassen. Die Väter übernahmen die Erziehung der katholischen Jugend, und erhielten dafür von der Regierung die Steuerfreiheit ihrer Güter. Es waren damals 177 Mitglieder; sie blieben unter Katharina und Paul im besten Verhältniß zur Regierung, gediehen und nahmen zu, gründeten 1800 ein Haus in Petersburg, und suchten vorsichtig ihren Wirkungskreis zu erweitern. Im Mai 1801 stellte Papst Pius VII. den Orden für Rußland förmlich wieder her. Damals gab es einige Reibungen mit der Regierung Alexander's, weil der Orden, über den Unterricht der römischen Katholiken hinausgreifend, einige

Bekehrungen ruſſiſcher Orthodoxen durchgeſetzt hatte. Indeſſen wurde das gute Vernehmen bald erneuert: Alexander hatte keine verfolgungsſüchtige Ader, und war ſo wenig wie einer ſeiner Unterthanen für das ruſſiſche Kirchenthum begeiſtert; er ſpähte vielmehr mit ſchwankender Sehnſucht nach wärmerer Religioſität und tieferer Bildung, und war alſo in jeder Hinſicht geneigt, die guten Seiten auch der Jeſuiten anzuerkennen. Im Jahre 1810 handelte es ſich um eine umfaſſende Reform des geſammten Unterrichtsweſens, und ſchwerlich geſchah es ohne Vorwiſſen Alexander's, daß der Miniſter Raſumovsky von dem Grafen de Maiſtre ein Gutachten über den neuen Schulplan begehrte. Maiſtre griff auf dieſen Anlaß mit beiden Händen zu, um dem Miniſter die Methode und die Talente der Jeſuiten zu empfehlen. Er mahnte, den Kreis der Lehrgegenſtände auf Latein und Mathematik und das Vorleſen einiger hiſtoriſchen Schriften während der Mahlzeiten zu beſchränken. Die Hauptſache ſei die Erziehung zur Sittlichkeit und Unterthanentreue, und hierin hätten die Jeſuiten ſeit zwei Jahrhunderten ihre Meiſterſchaft bewährt. Die Lehren Luther's und Calvin's hätten die Revolution in die Welt gebracht, die Jeſuiten predigten unbedingten Gehorſam gegen den Monarchen. Zunächſt bedürfe es nichts weiter, als daß man ihr großes Seminar zu Polozk unabhängig ſtelle, und es von der Aufſicht der feindlich geſinnten Univerſitätsbehörden befreie: dann werde der Kaiſer bald mit Freude die glänzenden Früchte ihrer Thätigkeit wahrnehmen. Der würdige Raſumovsky, welchem Maiſtre's gelehrte Citate nicht wenig imponiren mochten, und die Kehrſeite des Bildes gründlich unbekannt war, ließ ſich denn in der That beſtimmen, dem Seminar in Polozk die gewünſchte Unabhängigkeit zu gewähren, und im

Jahre 1811 die Verwandlung deſſelben in eine Univerſität zu genehmigen.

Graf de Maiſtre hatte um ſo mehr Grund, mit ſeinem Erfolge zufrieden zu ſein, als in den höchſten Kreiſen der Petersburger Geſellſchaft ſein Einfluß der römiſchen Kirche wichtige Proſelyten zuzuführen begann. Er vermied es ſorgfältig, wie er ſpäter dem Kaiſer ſelbſt ſagte, für ſeinen Glauben zu werben, hielt es jedoch für ſeine Pflicht, ſeine Meinung nicht zu verſchweigen, wenn ihm Jemand unaufgefordert religiöſe Scrupel vortrug. Vor Allem aber verdoppelte er ſeinen Eifer auf dem literariſchen Felde. Anfang 1812 veröffentlichte er eine Abhandlung gegen den Erzbiſchof Methodius von Twer, der in einem kirchengeſchichtlichen Werke das Alter und die Wichtigkeit des päpſtlichen Primates in Abrede geſtellt hatte; er arbeitete an den Büchern „vom Papſte," „von der gallicaniſchen Kirche," „von den Zögerungen der göttlichen Gerechtigkeit;" er war tief in den Studien und Sammlungen, aus welchen ſpäter die „Abende von St. Petersburg" und die Kritik der Philoſophie Bacon's hervorgingen. Wenn man dieſe Schriften überblickt, ſo fallen einige ihnen allen gemeinſame Züge ſofort in das Auge, welche ſowohl ſeine Methode als das Publicum, an welches er ſich richtet, ſehr beſtimmt charakteriſiren, die wir uns alſo kurz vergegenwärtigen wollen, um ſeine literargeſchichtliche Stellung aufzufaſſen.

In der Schrift gegen Methodius, wo es ſich um die Exiſtenz des päpſtlichen Primates in der Urkirche handelt, machte Maiſtre gar nicht einmal den Verſuch, die hiſtoriſche Frage zu erörtern. Im Gegentheil, es dünkt ihn ganz in der Ordnung, daß das Papſtthum aus unſcheinbaren Anfängen erwachſen ſei:

wer darin einen Beweis gegen ſeine Berechtigung fände, ſei eben ſo lächerlich, wie wer ſich wundere, daß Cäſar in der Wiege nicht eben ſo viel Muskelkraft wie auf dem Schlachtfeld von Pharſalus gehabt. Die Hauptſache iſt ihm der kirchlich-politiſche Beweis, daß die päpſtliche Macht nothwendig aus dem Begriffe der Kirche folge. Dieſen Beweis führt er aber aus dem Weſen der Souveränität, welche die Einheit überall zur Bedingung ihres Daſeins habe. Eine Kirche ohne Haupt, ſagt er, das iſt eben ſolch ein Widerſinn, wie ein ruſſiſches Kaiſerreich ohne einen Kaiſer von Rußland. Denn freilich, ſetzt er hinzu, iſt der Wirkungskreis der beiden Gewalten verſchieden, indem der Staat die äußern Dinge und die Kirche die Gewiſſen regiert; aber die Natur und Subſtanz der Macht iſt auf beiden Seiten dieſelbe, und was ſonſt die ſouveräne Gewalt charakteriſirt, Einheit und Untrüglichkeit, das muß alſo auch von der kirchlichen Herrſchaft gelten. Auf den erſten Seiten des Buches vom Papſte führt er dieſe Gedankenreihe weiter aus, indem er von der vielbeſprochenen Untrüglichkeit des Papſtes handelt. Er gibt auch dafür weder hiſtoriſche noch theologiſche Beweiſe. Er geht vielmehr wieder auf den Begriff der Souveränität zurück, welche überall, wo ſie erſcheine, die Untrüglichkeit in Anſpruch nehme. Jeder höchſte Gerichtshof werde für untrüglich in ſeinem Urtheil angenommen; jeder Geſetzgeber, heiße er Sultan oder Parlament, dulde keinen Widerſpruch gegen ſeine Satzungen. Da die Kirche, ſchließt er, regiert werden muß, ſo muß auch ihre Regierung untrüglich ſein, ſonſt wäre ſie eben keine Regierung mehr.

Schon hier ſieht man deutlich, wie ſcharf der Autor den Leſerkreis begrenzt, deſſen Zuſtimmung er zu erwerben wünſcht. Offenbar ſchreibt er nicht, um einen Proteſtanten oder ſonſt einen

principiellen Gegner zu bekehren. Denn ein ſolcher würde die ganze Deduction ſehr einfach durch Ablehnung ihres Grundgedankens auf die Seite ſchieben — durch die Verneinung jener Souveränität und Regierungsgewalt der Kirche, welche Maiſtre als ſelbſtverſtändlich ohne den Schatten eines Beweiſes vorausſetzt. Er ſchreibt vielmehr für die Schwachen im eignen und die Schwankenden im feindlichen Lager; er enthält ſich ſo viel wie möglich der fachwiſſenſchaftlichen Erörterung; er will nicht ſtreitenden Theologen die Wahrheit ſeiner Doctrin erhärten, ſondern dem gebildeten und weltſinnigen Publicum die Harmonie derſelben mit der feinſten Bildung, mit Sitte und Anſtand, und vor Allem mit monarchiſcher Politik darthun. Wie man ſich denken kann, liegt ihm beſonders Frankreich nahe am Herzen, wo eben damals Napoleon den Papſt gefangen hielt, und alle Mittel aufbot, um die Biſchöfe zu einer nationalen gallicaniſchen Oppoſition gegen Rom nach dem Muſter Ludwig XIV. um ſich zu vereinigen. Dem Grafen erſchien dies mit Recht als eine Frage von höchſter Bedeutung; er behandelte alſo die gallicaniſchen Doctrinen mit bündiger, drängender Dialektik und in ſolcher Ausführlichkeit, daß man ſpäter den Schwerpunkt des ganzen Buches in dieſem Theile geſucht hat. Allerdings, als es im Druck erſchien, 1817, mag der Autor ſelbſt dieſer Meinung geweſen ſein: damals war Napoleon's Macht freilich geſtürzt, aber die franzöſiſche Nation in tiefer Erregung durch den Entwurf eines neuen Concordats mit Rom, gegen welchen jetzt die liberale Partei alle gallicaniſchen Stimmungen wach zu rufen ſuchte, ſo daß Maiſtre's Erörterung von Neuem ein actuelles Intereſſe erhielt. Was aber die urſprüngliche Anlage des Buches angeht, ſo haben wir keinen Zweifel, daß die Polemik gegen Boſſuet im

Jahre 1812 für Maiſtre immerhin wichtig, aber doch nur ein Nebenpunkt war. Den letzten innerſten Kern der Aufgabe ſah er nicht in Frankreich, ſondern in Rußland, und ſchwerlich würde der irren, welcher als das eigentliche Augenmerk des Buches vom Papſt geradezu die Bekehrung Kaiſer Alexander's bezeichnete. Sowohl die Auswahl des Stoffes als die Art der Behandlung läßt uns darüber kaum einen Zweifel. Nach Erledigung der gallicaniſchen Frage wendet ſich Maiſtre zu größern Dingen, zu dem Nutzen des Papſtthums für die menſchliche Sitte und Bildung überhaupt. Als die Wohlthaten, welche das Papſtthum der allgemeinen Geſittung erwieſen, zählt er dann auf: die Heidenbekehrung, welche allein der römiſchen Kirche gelinge — ferner die Befreiung der Leibeigenen und die Erhebung des weiblichen Geſchlechts zu einer geachteten Stellung — darauf den Cölibat, der nicht bloß den Prieſter ſelbſt adele, ſondern ihn zu einer Aufſicht über die innerſten Geheimniſſe des ehelichen Lebens befähige, die für Moral und Volksvermehrung äußerſt heilſam ſei — endlich die Erziehung und Heranbildung der europäiſchen Monarchie, deren Eigenthümlichkeit darin gefunden wird, daß ſie nicht ſelbſt Todesurtheile fälle, und dafür von den Unterthanen heilig und unverletzlich erachtet werde, während der aſiatiſche Deſpot beliebig köpfen laſſe, dafür aber auch täglich ſelbſt ſeine Ermordung befahre. In all' dieſen Beziehungen hat nun ohne Frage das Papſtthum ſeine großen hiſtoriſchen Verdienſte gehabt; in der Gegenwart aber ſind für das Abendland jene Fragen ſämmtlich erledigt, und kein Menſch würde ihrentwegen ſich zu einem Wechſel des kirchlichen Bekenntniſſes entſchließen. Leibeigene gibt es weder in katholiſchen noch in proteſtantiſchen Landen; die Frauen ſind hoch geachtet ohne Unter-

ſchied der Confeſſion; die Reinheit des Familienlebens und die Keuſchheit der Ehen ſteht im proteſtantiſchen Norden auf keinem ſchlechtern Fuße als im katholiſchen Süden. Aller Orten iſt die Cabinetsjuſtiz aufgegeben und verſchollen; Attentate auf gekrönte Häupter ſind verabſcheute Seltenheiten, und überhaupt würde jeder Staatsmann unſerer Nationen die Weisheit dürftig finden, welche in dieſen beiden Punkten die Pole der politiſchen Entwicklung und die Löſung der politiſchen Probleme erblickte. Dagegen für Rußland im Jahre 1812 hatten jene Erörterungen ihren ſehr handgreiflichen praktiſchen Werth: in einem Reiche, wo bis dahin Cabinetsjuſtiz und Palaſtrevolutionen den Hauptinhalt der innern Politik gebildet hatten, in einem Augenblick, wo griechiſche und jeſuitiſche Miſſionen in China offenen Kampf gegen einander führten, in einer religiöſen Bewegung, bei der unaufhörlich von Entwürdigung der Popen und Fäulniß der Sitten die Rede war, unter einem Kaiſer endlich, welcher Sinn für bürgerliche Freiheit beſaß, und mit Scham ſein Reich durch die Leibeigenſchaft befleckt ſah. Dort konnte ein Schriftſteller zu wirken hoffen durch die Bemerkung, daß die durchſchnittliche Regierungszeit der Monarchen während der letzten Jahrhunderte in dem ſchismatiſchen Rußland dreizehn, in dem katholiſchen Frankreich fünfundzwanzig Jahre geweſen: heute hat ſich das Facit dieſes Exempels beinahe umgekehrt, damals war es in Petersburg, wo binnen fünfzig Jahren drei Kaiſer ermordet worden, von beſonderer Eindringlichkeit. Aehnlich ſteht es dann um die politiſche Theorie, nach welcher Maiſtre das Papſtthum als das beſte Bollwerk der monarchiſchen Ordnung bezeichnet. Er geht dabei aus von dem Rechte des Widerſtandes gegen Unterdrückung. Er wiederholt das alte Dilemma:

wer dies Recht bejaht, überliefert die Welt der Revolution, wer es leugnet, dem Despotismus. Er schließt also, daß es der Monarchie selbst erwünscht sein müsse, eine höhere Behörde über sich zu haben, und bei einem Fehltritt nicht von wilden Pöbelhaufen, sondern von einem geistlichen Monarchen controlirt zu werden. Der einzelne König könnte darunter leiden, das monarchische Princip bleibe ungeschädigt. Auch hier würde nach abendländischem Maßstab die Erörterung äußerst schwach erscheinen. Die ursprüngliche Schwierigkeit, die Grenze zwischen berechtigtem und unberechtigtem Widerstand zu finden, wird nicht gehoben, sondern nur verlegt; und offenbar leidet das monarchische Princip weniger bei einem momentanen Gewaltausbruch als bei einer bleibenden Unterordnung unter eine andere Souveränität. Man muß sich wieder auf russischen Boden versetzen, um den Schriftsteller im rechten Lichte zu sehen. Man erinnere sich an den tiefen Eindruck, welchen die jakobinischen Frevel und Paul's Ermordung auf Alexander gemacht hatten, an das frische Bild der schwedischen Revolution von 1809, welcher Maistre ein ganzes ausführliches Capitel widmet — und man wird den Versuch begreifen, auf Alexander's Stimmung selbst mit so durchsichtigen Argumenten zu wirken. So beschäftigt sich denn auch der letzte Theil des Buches ausschließlich mit der orientalischen Kirche, und erörtert die Sätze, daß ihre Trennung von Rom den Klerus zu unbedingter Knechtschaft unter der Staatsgewalt entwürdigt, daß diese aber damit nichts gewonnen, sondern nur dem Eindringen calvinistischer und revolutionärer Elemente das Thor geöffnet habe.

In der That lieh damals, 1812, Kaiser Alexander dem Grafen ein bereitwilliges Ohr. Blanc bemerkt, daß nach Maistre's Briefen der Einfluß desselben auf den Monarchen während

des denkwürdigen Feldzugs die höchſte Stufe erreicht hatte. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß in dem Verkehr der beiden Männer während der ungeheuern Kriſis nicht bloß von Papſt und Jeſuiten die Rede geweſen iſt: die Bekanntmachung von Maiſtre's Depeſchen aus dieſer Zeit würde höchſt wahrſcheinlich auch die politiſchen Kataſtrophen mehrfach neu beleuchten, und vielleicht ein intereſſantes Gegenbild zu Stein's damaligen Briefen liefern.*) Es gehört auch das zu den wunderbaren Erſcheinungen dieſer wunderbaren Epoche, ein ruſſiſcher Selbſtherrſcher, der ſich in dem größten Kriege ſeines Reiches die geiſtige Kraft bei zwei politiſchen Flüchtlingen, hier dem großen deutſchen Proteſtanten, dort dem geiſtreichen katholiſchen Romanen, ſucht.

Indeß war für Maiſtre der Höhenpunkt auch der Augenblick der Wendung. Alexander verließ Ende 1812 Petersburg, um die Heere Europa's gegen Paris zu führen; Maiſtre erlebte, daß mit der Trennung ſein Einfluß verſiegte, und der Kaiſer auch in religiöſer Beziehung einer ganz andern Strömung anheimfiel. Statt ſich der feſtgegliederten römiſchen Kirche zu nähern, öffnete er ſein Herz den myſtiſchen Lehren einer innern, individuellen Erleuchtung, auf deren Wegen der Unterſchied der äußern Kirchen geringfügig und gleichgültig war. Maiſtre und ſeine geiſtlichen Freunde ſetzten einſtweilen in Petersburg ihre Beſtrebungen fort, und eine Weile wirkte die frühere Gunſt des Kaiſers für ſie noch äußerſt förderlich nach. Die Zahl der Jeſuiten in Rußland ſtieg allmälich bis auf beinahe ſiebenhundert; ihre Wirkſamkeit dehnte ſich nach allen Seiten aus; ihr General

*) Dieſe Erwartung hat ſich nicht erfüllt. Der ſeitdem publicirte Briefwechſel iſt in politiſcher Wichtigkeit mit dem Stein'ſchen nicht zu vergleichen. (Anmerkung der neuen Ausgabe.)

Thaddäus Bzozowski wurde 1814 nach der Herſtellung des Ordens zum Haupte ſeiner Geſammtheit erhoben, und dadurch in Anſehen und Mitteln nicht wenig verſtärkt. Jedoch rief der Erfolg auch die Gegenwirkung hervor. Der Cultusminiſter, Fürſt Gollizyn, deſſen Neffe ſich unter den Convertiten der Väter befand, zürnte heftig; der Orden fand Erſchwerungen aller Art auf ſeinem Wege, bei der Aufnahme ausländiſcher Mitglieder, bei der Correſpondenz mit Rom u. ſ. w. Ein harter Schlag für Maiſtre war dann 1815 die Unterzeichnung der heiligen Allianz durch Kaiſer Alexander. Er ſah in dieſer Urkunde, in welcher ſich griechiſche, evangeliſche und katholiſche Monarchen im gemeinſamen chriſtlichen Bekenntniß verbrüderten, den völligen Sieg der antikirchlichen Richtung bei ſeinem kaiſerlichen Gönner, und redete über die Allianz mit eben ſo unumwundenem Aerger wie ſeine verhaßten liberalen Gegner. Als Alexander nach Petersburg zurückkam, wurde das Verhältniß nicht beſſer. Der Kaiſer verkündete nach wie vor auch der römiſchen Kirche Toleranz, wenn ſie ſich den Landesgeſetzen füge: Maiſtre fand, daß es das Gegentheil aller Toleranz ſei, der Kirche nach dieſen Geſetzen die bekehrende Thätigkeit und die freie Correſpondenz mit Rom zu verbieten. Er war um ſo beſorgter, als er ſelbſt bei dem General Thaddäus freilich große Frömmigkeit, aber geringe Umſicht und einen oft blinden Eifer fand, und in der That kam im December 1815 das Ungewitter zum Ausbruch. Am Morgen des 28. wurden plötzlich die Jeſuiten in Petersburg verhaftet, und gleich nachher aus allen Theilen des Reiches nach Witepsk und Polozk verwieſen. Maiſtre war tief betroffen; er ſah in dem Schlage ein europäiſches Unglück; er fand es unmöglich, wie er bisher wohl gewünſcht hatte, ſein Leben in

Petersburg zu beſchließen. Perſönlich ließ ihn der Kaiſer die Ungnade gegen ſeine Freunde nicht entgelten, immer aber bedurfte er der höchſten Vorſicht bei jedem Schritte und jedem Worte, und verſank in völlig trübe, gedrückte Stimmung. Man ſieht die Farbe derſelben in den „Abenden von St. Petersburg," die er in dieſer Zeit dem Abſchluß nahe brachte, einer Reihe philoſophiſcher Geſpräche, welche eine Theodicee vom katholiſchen Standpunkte aus entwickeln. Die Leichtigkeit und Elaſticität, die Schärfe und Helligkeit, welche er ſonſt der Erörterung der trockenſten und der tiefſten Probleme zu geben wußte, iſt verſchwunden; ein ſchwerer und ſchwerfälliger Ernſt liegt auf der Verhandlung, welche, immer noch reich an prägnanten Gedanken, ſich in mühſamen Formen ohne eigentlichen Zielpunkt fortarbeitet.

Kaum war das Jahr 1816 zu Ende gegangen, ſo erwirkte oder empfing er ſeine Abberufung von Petersburg. Er ſchied von der Stätte, die ihm durch lange Gewohnheit, zahlreiche Freunde, große Hoffnungen und Leiden werth geworden, wie von einer zweiten Heimath. Alexander entließ ihn mit allen Zeichen ehrender Anerkennung; der nun wieder hergeſtellte König von Sardinien berief ihn zu einem der erſten Aemter ſeines Reiches. Wenn er die politiſche Weltlage überblickte, ſo ſah er die meiſten ſeiner Vorausſagungen erfüllt, Frankreich unter bourboniſcher Herrſchaft, das Haus Savoyen gekräftigt, ſeine Parteigenoſſen in den meiſten Staaten herrſchend, in den andern ſtark heranwachſend. Auch von ſeiner Kirche war das napoleoniſche Joch hinweggenommen, der Papſt reſidirte wieder in Rom, erhob ſich täglich ſtärker zu einer neuen Epoche geiſtiger Herrſchaft. Maiſtre's Schriften, welche jetzt in raſcher Folge erſchienen, machten

gewaltigen Eindruck und wurden im Occident das Banner einer durch alle Staaten hindurchfluthenden Parteibewegung. Aber das Alles entſchädigte ihn nicht völlig für die ruſſiſche Kataſtrophe. Er ſchilderte im Jahre 1819 einem Freunde die Ausſichten des Chriſtenthums in Europa. In zwei Worten, begann er, iſt Alles geſagt: „Sehet und weinet.“ Näher eingehend erklärte er dann, welch eine ungeheure Aufgabe in Alexander's Macht gelegen, die Vereinigung der ganzen Chriſtenheit in der wahren Kirche; leider habe er ſie zurückgeſtoßen. Er habe Toleranz verkündet, und nicht gewußt, was Gerechtigkeit ſei. Er habe das Chriſtenthum auf den Tod getroffen, indem er Genf, den Sitz aller Rebellionen beſchütze, indem er die Bibelgeſellſchaft, dies ganz unchriſtliche Unternehmen befördere, indem er dem römiſchen Klerus in ſeinem Reiche die Verbindung mit Rom erſchwere und ihn einem profanen Cultusminiſter unterſtelle, indem er das deutſche Gift einer allgemeinen Religioſität in ſich ſauge. „Wer ſoll,“ ſchloß er, „ihm dieſe Dinge eröffnen? Wenn man ſich fragt, durch welches Organ die Wahrheit bis zu einem Kaiſer von Rußland dringen möchte, ſo laſſen ſich unter allen Geſchöpfen nur zwei entdecken: ein Engel oder eine Dame.“

Noch immer ſind Prophet und Weltkind in ihm dicht beiſammen.

In Rußland blieben freilich Engel und Dame aus dem Spiel. Statt deſſen kamen immer ungünſtigere Berichte aus Polozk nach Petersburg. Die Jeſuiten, hieß es, führen fort in ihren Bekehrungen, ſtiegen zu dem niedern Volke herab, verkündeten — und dies erregte den Zorn des Czaren am heftigſten — den Soldaten, daß es keine Seligkeit ohne Unterwerfung

unter Rom gebe. Es ſei der Beiſtand der Ortsobrigkeit nöthig, um jüdiſchen Eltern ihre Kinder aus den Erziehungshäuſern der Jeſuiten wieder zu ſchaffen: auf ſeinen Gütern in Polen habe der Orden 22,000 Bauern, die er ganz in Elend und Unwiſſenheit verwildern laſſe. Am 13. Mai 1820 verfügte Alexander die Ausweiſung der Jeſuiten aus ſeinen Reichen und die Confiscation ihrer Güter.

Was Maiſtre betraf, ſo hatten unterdeſſen, wie ſein Sohn erzählt, die Ermüdung der Seele, die Arbeit des Geiſtes, der Kummer des Herzens ſeinen kräftigen Körper untergraben. Seitdem er 1818 ſeinen Bruder Andreas, Biſchof von Aoſta, verloren, wurde ſeine Geſundheit, welcher das Petersburger Klima nichts angehabt hatte, ſchwankend. Nur der Kopf behielt ſeine Kraft und Friſche, und mit immer gleicher Unermüdlichkeit lag er der Maſſe ſeiner Geſchäfte ob. Noch ein bitterer Kummer war ihm zu erleben beſtimmt. Die Reſtauration in Piemont war, wie man weiß, das italieniſche Gegenbild zu den gleichzeitigen Vorgängen in Kurheſſen, ein thörichter Verſuch, ein langjähriges Zwiſchenreich als nicht geſchehen zu betrachten. Wir haben geſehen, mit welcher Verwerfung Maiſtre auf eine ſolche Beſchränktheit hinabblickte; er zürnte, warnte, wurde nicht gehört. Bald genug wurden die Folgen ſichtbar. Der revolutionäre Geiſt, weit und breit in Italien vertreten, erreichte auch die ſardiniſchen Lande, und Anfang 1821 gerieth die Regierung bei der täglich wachſenden Gährung in ernſtliche Beſorgniß. Maiſtre wohnte noch einem Miniſterrathe bei, in welchem zur Beſchwichtigung der Unruhe wichtige Reformen in der Verfaſſung vorgeſchlagen wurden. Er gab, ohne zu ſchwanken, ſeine Meinung dahin ab, daß der Plan gut und ſelbſt nothwendig, aber

der Zeitpunkt verkehrt ſei. Er ſteigerte ſich allmälig zu einer förmlichen Rede, und ſchloß mit den Worten: „Die Erde bebt, meine Herren, und Sie wollen bauen.“

Kurze Zeit nachher ſtarb er, am 26. Februar 1821, ſiebenundſechzig Jahre alt. Ein Menſch, den man nicht den Geiſtern erſten Ranges zuzählen kann, deſſen Mängel man am leichteſten ermißt, wenn man ihn mit Burke und Gentz zuſammenſtellt, deſſen Stärken nicht minder beſtimmt hervortreten, wenn man ihn mit Haller und Görres vergleicht. Vor Allem darf man nicht vergeſſen, daß bei ihm das ſchriftſtelleriſche Verdienſt nicht die hervorragendſte Seite ſeines Weſens darſtellte. Um ihn richtig zu ſchätzen, muß man nicht ſeine Bücher, ſondern ſein Leben aufſchlagen: er ſelbſt hat den Inhalt deſſelben in der Deviſe ſeines Wappens zuſammengefaßt:

fors l'honneur nul souci.

# Die Erhebung Europa's gegen Napoleon I.

Drei Vorleſungen,
gehalten zu München am 24., 27. und 30. März 1860.

# I.

Ueber wenige Abſchnitte der Weltgeſchichte iſt in den letzten Jahrzehnten unſere Kenntniß in ſolchem Maße erweitert und beinahe zum Abſchluſſe gebracht worden, wie über die große Epoche der erſten franzöſiſchen Revolution und der durch ſie veranlaßten Napoleoniſchen Weltherrſchaft, die Zeit alſo von 1789 bis 1815. Da in jenen denkwürdigen Jahren die höchſten Intereſſen im Kampfe, die tiefſten Leidenſchaften in Bewegung, alle Lande des Erdballs in den Streit hineingezogen waren, ſo ſpiegelte ſich naturgemäß die ungeheure Aufregung auch in der geſchichtlichen Ueberlieferung ab, und eine unabſehbare Maſſe von Gerüchten, Einbildungen, Mythen und Tendenzlügen erfüllte die erſten hiſtoriſchen Darſtellungen. Manche der entſcheidendſten Beziehungen lagen dabei tief in dem Dunkel der Cabinette und der Archive verhüllt, und ſo kam es, daß ein volles Menſchenalter hindurch gerade über die wichtigſten Momente der großen Entwicklung das volle Gegentheil der Wahrheit allgemein geglaubt wurde. In zahlloſen Büchern las man, daß die Revolution bis zum Jahre 1791 milde und menſchlich geweſen, dann aber hätten die Höfe von Wien und Berlin ſie mit einer bewaffneten Intervention heimgeſucht, und dadurch die Franzoſen nach innen in wilde Leidenſchaften verſetzt und nach außen zu beiſpielloſen Anſtrengungen und Siegen genöthigt — ſo daß alle blutigen Frevel

der Schreckenszeit und alle Ausschreitungen der spätern Kriegsherrschaft nur das Erzeugniß des ungerechten Angriffs der Coalition von 1792 gewesen. Man las mit gleicher Bestimmtheit, daß der eigentliche geheime Anstifter, welcher Oesterreich und Preußen zu diesem thörichten Kriege verleitet hätte, der englische Minister Pitt gewesen, dann fort und fort die Seele des Kampfes geblieben, und auf völlige Vernichtung Frankreichs ausgegangen sei. Man las weiter, daß diese Bemühungen gescheitert seien, in erster Linie an dem heldenmüthigen Enthusiasmus der jungen französischen Soldaten, in zweiter aber an der verrätherischen Gesinnung Preußens, welches 1795 durch seinen Separatfrieden zu Basel von der gemeinen Sache zurücktretend, Kaiser und Reich der französischen Uebermacht Preis gegeben, und dann zehn Jahre lang in hartnäckiger Feigheit oder Selbstsucht sich dem gerechten Kampfe gegen Frankreich entzogen habe. Man erfuhr dann eben so häufig, daß eben damals Napoleon aufgetreten sei, in seinen ersten Jahren ein Feldherr republikanischer Freiheit, heldenkühn gegen den Feind, übersprudelnd in jugendfrischer Geisteskraft und beseelt von enthusiastischem Patriotismus; leider sei er, einmal zur Herrschaft in Frankreich gelangt, von Schmarotzern und Intriganten, von Hofleuten und Pfaffen umringt, und allmälich zu selbstsüchtigem Despotismus erzogen worden. Nun habe, hieß es ferner in aller Literatur, England durch vertragswidrige Ansprüche und durch eine unerträgliche Handelstyrannei ihn zu einem Vernichtungskampf mit allen Mitteln gezwungen, Baiern habe sich ihm aus niedriger Selbstsucht angeschlossen und damit ihm den Süden Deutschlands eröffnet, vergebens habe Oesterreich ihm in mehreren blutigen Kämpfen mit unerschütterlicher Ausdauer zu widerstehen gesucht. So sei er der Herr des

europäiſchen Continents geworden, bis er endlich im Befreiungskriege durch eine feſte, gründliche, allſeitige Eintracht der Mächte überwältigt und der Welt die Freiheit wiedergegeben worden ſei.

Indem ich dieſe Sätze ſpreche, wird kaum Jemand unter Ihnen ſein, der ſie nicht hundertmal vernommen, der ſie nicht großen Theiles ſelbſt für die geſchichtliche Wahrheit gehalten hätte. Sie werden alſo das wiſſenſchaftliche Intereſſe anerkennen, wenn ich wiederhole, daß alle jene Theſen ohne Ausnahme eine Entſtellung der Thatſache, eine völlige Umkehr der Wahrheit ſind. Der Krieg wurde 1792 nicht von Deutſchland, ſondern von der franzöſiſchen Revolution begonnen. Der engliſche Miniſter Pitt hielt Jahre lang an der Neutralität, that Alles den Frieden zu bewahren, und ſuchte auch nach der franzöſiſchen Kriegserklärung unaufhörlich zum Frieden zurückzugelangen. Preußen ſchloß den Baſeler Vertrag aus bitterer Nothwendigkeit, durch einen kriegeriſchen Angriff ſeiner bisherigen Verbündeten bedroht, und ganz ähnlich fand ſich Baiern einige Jahre ſpäter zur Selbſterhaltung gegen Oeſterreich gezwungen, franzöſiſches Bündniß zu ſuchen. Was Napoleon angeht, ſo war er am erſten Tage ſeines Erſcheinens ebenſo herrſchbegierig, ehrſüchtig, berechnend, wie am letzten; er war auch England gegenüber ſtets die angreifende Macht, und nicht die britiſche Seeherrſchaft, ſondern die napoleoniſche Weltherrſchaft machte den Frieden unmöglich. Der Krieg von 1813 war allerdings auf Seiten der Völker durch eine beiſpielloſe und einmüthige Begeiſterung beſeelt, das Bündniß aber der Regierungen war äußerſt locker und von Anfang bis Ende in zwei ſich unaufhörlich bekämpfende Parteien geſpalten, ſo daß man mit buchſtäblicher Wahrheit ſagen muß, das Gefühl der Maſſen, das Herz der Völker, der Geiſt der Nationen

hat damals die Führer geführt, die Herrscher beherrscht, den Weltüberwinder besiegt. Diese Thatsachen sind heute der Geschichte zu völliger Sicherheit gewonnen, aus den ächtesten Quellen, aus den im Laufe der Ereignisse selbst entstandenen Depeschen, Acten und Correspondenzen. Es ist nicht möglich, an irgend einer Stelle noch einen Zweifel dagegen zu erheben, und, wie Sie sehen, ist hiermit die Gesammtansicht der großen Weltbewegung vollständig verwandelt.

Es würde die mir gesteckten Grenzen um ein Großes überschreiten, wollte ich versuchen, die Geschichte jener Zeit nach den neuesten Aufklärungen in ihrem ganzen Umfange darzustellen. Ich kann nur einzelne besonders wichtige Momente herausgreifen, um diese in möglichster Anschaulichkeit Ihrem Blicke zu vergegenwärtigen. Sie werden es, hoffe ich, billigen, wenn ich bei der Auswahl derselben für unsern Zweck weniger auf die Menge der bisher unbekannten Details, als auf die innere Bedeutung des ganzen Stoffes sehe. Ich wähle also den letzten erfreulichsten Abschnitt jener Epoche, die Zeit der Wiedererhebung nationaler Selbstständigkeit gegen die Napoleonische Weltherrschaft; ich werde heute von dem großen spanischen Kampfe reden, in dem folgenden Vortrag das mächtige Ringen Oesterreichs im Jahre 1809, in dem letzten den Befreiungskrieg von 1813 schildern. Daß wichtige Seiten dieser Ereignisse außer dem wissenschaftlichen für unsere Gegenwart auch ein praktisches und lebendiges Interesse haben, darauf brauche ich Sie nicht erst aufmerksam zu machen. Eher möchte ich umgekehrt auf die Schranke dieser Beziehung hinweisen, auf den Standpunkt, der allein das Studium der Vergangenheit für das Handeln der Gegenwart fruchtbar macht. Wohl steht geschrieben: Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Aber es iſt eben ſo wahr: Es wiederholt ſich nichts auf Erden. Napoleon III. hat manchen Zug von ſeinem Oheim, aber wer ſeine Pläne unmittelbar nach jenen des erſten Kaiſers bemeſſen und bekämpfen wollte, würde ohne Zweifel höchſt verderblich fehlſchließen. Daſſelbe gilt von England und Spanien, von Oeſterreich und Preußen, und noch mehr von Deutſchland in ſeiner nationalen Geſammtheit. Nichts wäre verkehrter, als ſein Urtheil über die heutigen Dinge durch die einzelnen Geſtalten, Charaktere und Handlungen einer früheren Periode beſtimmen zu laſſen. Dem Naturforſcher ſind nicht die einzelnen Erſcheinungen des Lichts, der Wärme, der Farbe, der wahre Gegenſtand des Wiſſens, ſondern das Naturgeſetz, das ihnen zu Grunde liegt. So beginnt auch der Hiſtoriker das eigentliche Wiſſen erſt mit der Summe aller Einzelnheiten, mit der Erkenntniß der ſittlichen Geſetze, welche in dem Treiben der Menſchen zu Tage treten — und ſo ſoll auch dem politiſchen Beobachter die Geſchichte nicht ein Haſchen nach Aehnlichkeiten oder eine Sammlung von Anſpielungen ſein, ſondern eine Unterweiſung der Sitte, eine Schule der Geſinnung. Wenn ich von den franzöſiſchen und deutſchen Staatsmännern rede, ſo wünſche ich nicht, Sie an die Handlungen oder Unterlaſſungen ihrer jetzigen Nachfolger zu erinnern. Sondern ich wünſche die geiſtigen und ſittlichen Tendenzen anſchaulich zu machen, durch welche damals der Fall und der Sieg entſchieden wurde, durch welche er auch in aller Zukunft entſchieden werden wird. Ich wünſche ein warmes Bild der Geſinnung zu zeichnen, durch welche Europa, durch welche vor Allem unſer Vaterland ſich aus tiefem Sturze wieder auf die Höhe der Ehren emporſchwang.

Am Abſchluſſe des Jahres 1807 ſtand Kaiſer Napoleon auf

dem Gipfel seiner weltgebietenden Macht. Er hatte Oesterreich in drei großen Kriegen überwältigt, ganz Italien sich unterworfen, weite deutsche Provinzen des Gegners seinen Vasallen und Bundesgenossen geschenkt. Er hatte Preußen völlig zerschmettert, die Hälfte des Staates abgerissen, aus den Trümmern desselben für seinen Bruder Jerome das Königreich Westphalen, für den König von Sachsen das Großherzogthum Warschau gebildet und zahlreiche Garnisonen in den Festungen der Elbe, Oder und Weichsel gelassen. Das übrige Deutschland war in die Form des Rheinbundes gegossen und zu unausgesetztem Kriegsdienste unter den Fahnen des Gewaltigen verpflichtet. Spanien, von einer elenden Regierung jammervoll verwahrlost, stand seit zehn Jahren mit Frankreich im Bunde und folgte jedem Winke des Kaisers, wie eine morsche Barke im Schlepptau eines Linienschiffes. Kaiser Alexander von Rußland hatte zweimal den Kampf gegen den unbesiegbaren Imperator gewagt und am Schlusse des letzten zur betäubten Ueberraschung der Welt den tödtlichen Haß auf einen Schlag mit begeisterter Freundschaft gewechselt. Auf jenem Floß im Niemen, nicht weit von Tilsit, hatten die beiden Kaiser sich umarmt, sich festes Bündniß gegen die einzige freie Macht in Europa, gegen England, zugeschworen, und in langen lebhaften Ergießungen die Entwürfe ausgetauscht, nach welchen der Erdball in Zukunft den beiden Reichen dienen, Alexander der Herr des Ostens, Napoleon der Gebieter des Westens werden sollte. So hoch hatten die Wogen einer beispiellos stürmischen Zeit den Mann emporgetragen, der erst vor dreizehn Jahren auf dem Pariser Pflaster als abgedankter hungernder Officier umhergegangen war und damals sein Glück in türkischen oder in russischen Diensten oder als König von Corsika von seines Schwertes

Gnaden hatte ſuchen wollen. Er war ſchon damals in ſeinem Innern derſelbe Menſch geweſen, der jetzt die Schickſale des Welttheils mit elaſtiſcher und ſicherer Hand zu lenken vermochte. Wir haben die noch italieniſch geſchriebenen Tagebücher des Lieutenants Bonaparte: wir ſehen darin, wie er die Revolution mit Freude begrüßt, im Bewußtſein der eigenen Kraft, der trefflichen Gelegenheit, für ſeine Perſon emporzukommen, aber ohne alle Begeiſterung der Jugend, ohne die Täuſchungen der liberalen Parteien, als dreiundzwanzigjähriger vollendet weltklug, leidenſchaftlich und doch proſaiſch, voll von Phantaſie und ohne jedes Verſtändniß für das Ideale. Kaum ſtand er dann als commandirender General an der Spitze des Heeres in Italien, ſo war der ſelbſtſtändige Herrſcher vollendet. Er ſiegte nach eigenen Plänen, ſchloß Verträge, erhob Contributionen, richtete Provinzen ein, wie ein unabhängiger Souverän. In ſeinem Hauptquartier ging es zu, wie am Hofe eines mächtigen Fürſten; die Geſandten und Deputationen drängten ſich; er umgab ſich mit einer pomphaft byzantiniſchen Etiquette und nahm von den Wünſchen der Pariſer Regierung genau ſo viel Notiz, wie es in den Plan ſeiner eigenen Erhebung paßte. „Glaubt ihr," ſagte er damals ſeinen Vertrauten, „daß ich hier Siege erkämpfe, um die Advocaten im Directorium groß zu machen? Oder um eine Republik zu gründen? Welch eine Chimäre? Eine Republik von dreißig Millionen Menſchen, mit unſeren Sitten und unſeren Laſtern!" Er hatte von der Revolution eine völlige Nichtachtung alles Vorhandenen und alles Rechtes gelernt: ſo ſchritt er durch die wankenden Zuſtände Europas hindurch, immer nur ſich und die künftige Größe vor Augen. Jeder Angelegenheit war er gewachſen, jedem Menſchen überlegen; ſeine Thätigkeit war raſtlos,

von früh bis ſpät, unausgeſetzt, nach allen Seiten, überall zutreffend, energiſch, unwiderſtehlich. Merkwürdig, welche Gegenſätze ſich in dieſer mächtigen Natur verbanden. Er war voll von ſtürmiſcher Kühnheit und brauſender Ungeduld wie ein Held, und fähig zu einer abwartenden Verſtellung und unergründlicher Liſt wie ein Dämon. Im Einzelnen war ſein Entſchluß immer nach feſter Zweckmäßigkeit berechnet, im Großen liebte er weit voraus zu erwägen und ſich immer verſchiedene Möglichkeiten offen zu halten. Unter dem kälteſten Verſtande arbeitete bei ihm fortdauernd eine glühend ſchöpferiſche Einbildungskraft, welche ſtündlich immer neue, immer weitere Entwürfe hervorbrachte und aus jedem Erfolge neue Fortſchritte herausſpann. Kaum war er der Chef der franzöſiſchen Republik, ſo zimmerte er ſchon an den Stufen des Kaiſerthrones; und eben in Paris gekrönt, umgab er ſich bereits mit einem weiten Kreiſe unterthäniger Staaten. Nun ſchien es vollendet, das Kaiſerreich des Weſtens überſchattete Europa von einem Ende bis zum andern.

Seit der römiſchen Kaiſerzeit hatte die Welt keine ſolche Machtanhäufung geſehen. Von Warſchau bis Cadix, von Breſt bis Cattaro folgte Alles willenlos den Geboten des neuen Kriegsfürſten. Das Reich Dſchengis-Chans war größer geweſen: hier aber dienten nicht die Nomadenhorden der Steppen, ſondern zahlreiche und civiliſirte Nationen, und eben ſo ausgebildet, wie die Kriegsgewalt des Herrſchers war auch die innere Verwaltung. 1804 war das bürgerliche Geſetzbuch fertig geworden und hatte 1807 den Titel Code Napoléon erhalten; daran ſchloſſen ſich Geſetzbücher über Civil- und Criminalproceß, und alle wurden außer Frankreich auch in dem größten Theile der verbündeten Staaten eingeführt. Die Finanzen des Kaiſerthums waren in

Folge der gewaltigen Kriegsbeute im Gleichgewicht; der Ackerbau erholte ſich und empfand nur die Minderung der Arbeitskraft durch die ſtets wachſenden Recrutirungen. Der auswärtige Handel war freilich todt, dafür kam die Induſtrie durch die abſolute Grenzſperre empor, namentlich in den Luxuszweigen, Seide, Gold, Glas. Wo ſie noch nicht im Stande war, die arbeitende Claſſe zu beſchäftigen, griff Napoleon mit Straßen-, Häuſer- und Prachtbauten ein, die überall den Charakter des Zweckmäßigen und Coloſſalen hatten: von ihrer Schönheit iſt nicht viel zu rühmen, denn die aus allen Landen zuſammengeraubten Kunſtſchätze hatten den äſthetiſchen Geſchmack nicht belebt. In den Wiſſenſchaften regten ſich die mathematiſchen Zweige, aber Geſchichte und Philoſophie waren todt. Die Urſache liegt nahe, es war die vollkommene Unterdrückung der individuellen Selbſtſtändigkeit, der perſönlichen Freiheit. Die Lyceen empfingen ſeit 1808 ihr Lehrperſonal aus der kaiſerlichen Univerſität, d. h. einer Anzahl von Seminarien, die unter eben ſo militäriſcher Leitung wie die Lyceen ſtanden. In den niederen Schulen, für die überhaupt wenig geſchah, hatte der Religionsunterricht hauptſächlich die Aufgabe, die Pflichten des Gehorſams gegen die Obrigkeit einzuſchärfen. Die Generation ſollte im Leben und Denken den Stempel des einen, herrſchenden Geiſtes tragen.

Alle dieſe Einrichtungen trafen mit durchgreifender Einfachheit zum Zweck und griffen mit bewundernswerther Energie zuſammen. Es war ſtets, wie einſt beim Beginne des Conſulats der Abbé Siéyès geſagt: wir haben einen Herrn; Napoleon kann Alles, weiß Alles und will Alles. In jedem Momente fand er mit nie täuſchendem Griffe das Weſentliche, und während er die Umwälzung des Orients und Occidents in ſeinen Gedanken be-

wegte, gab es kein Departement des weiten Reiches, dem er nicht eine locale Verbesserung geschaffen. Wo er erscheint, muß man die Zweckmäßigkeit und Kraft seines Thuns bewundern; es gibt keine zweite Persönlichkeit in der Geschichte, die mit so dämonischem Geiste den Blick fesselt, es gibt keine ähnliche Unerschöpflichkeit des Verstandes, der Einbildungskraft, der Willensstärke. Und doch ist diese Größe eben so abschreckend wie begeisternd; fortreißend in ihrer Erscheinung, ist sie düster und unheimlich in ihrem Grunde. Denn überall hat sie nur sich selbst zum Zwecke. Sie steht einsam in der Welt, sie ist herzlos für alle Anderen, in denen sie nur das Material für die eigne Erhöhung findet. In den ersten Jahren war es zugleich eine Wohlthat für Frankreich, wenn Napoleon bei Marengo siegte und mit seiner Polizei die revolutionären Factionen bändigte: was aber hatte es mit Frankreichs Interessen zu thun, wenn er jetzt seine glühenden Begierden um die Beherrschung des Abendlandes, um einen Kriegszug nach Ostindien fliegen ließ? Frankreichs Wohl war ihm jetzt so gleichgültig, wie 1796 jenes der italienischen Völker. So erschöpfte er nicht bloß durch seine endlosen Eroberungszüge die materielle Kraft des Landes wieder, die er bis dahin hergestellt und erneuert hatte, sondern was noch schlimmer war, er demoralisirte es durch unbedingte Knechtschaft, indem er nach aller Despoten Weise überall die schlechten Seiten des menschlichen Wesens groß zog, Habgier, Eitelkeit, Genußsucht, weil man damit die Menschen am sichersten fesselt. Er meinte sie hinreichend entschädigt zu haben, wenn er mit Recht fragen konnte: wer würde Eure Heere zweckmäßiger führen, wer Eure Finanzen einsichtiger verwalten, wer Eure Gerichte verständiger organisiren? Er sah nicht, daß damit der Kern des

menſchlichen Weſens noch nicht berührt wird. In jedem Menſchen, in jedem Volke liegt eine perſönliche Eigenartigkeit, die ſich in Sprache und Sitte, in Neigung und Abneigung ausdrückt, die in der Erinnerung an die Kindheit und der Anhänglichkeit an die Heimath wurzelt, welche den Einen in die Weite drängt, den Andern an ſeinen Herd feſſelt, welche dem Lebensberufe des Einzelnen und dem Rechte, dem Staate, der Religion der Völker ihre Richtung gibt. Wer ſie antaſtet, mag er den Menſchen mit Gold und Glorie überhäufen, zertritt die Lebenskeime der Zukunft und ſtößt das Gemüth der Nationen von ſich hinweg. Aber Napoleon, deſſen ganzes Daſein die Rechtloſigkeit aller Anderen bedeutete, hatte von dieſen Dingen keine Ahnung. Er ſollte ihre Kraft erfahren. Im Kampf der gewöhnlichen Politik und Strategik hatte er ſeines Gleichen nicht gehabt; er war über alle Schranken hinausgeſchritten, er forderte die elementaren Kräfte des Völkerlebens gegen ſich heraus. Seinen militäriſchen Conceptionen ſetzten ſich nicht mehr bloß die Cabinette und Armeen, ſondern in und mit dieſen die Religionen und Nationalitäten entgegen. Eine neue Zeit begann.

Wir betrachten zuerſt das romaniſche Südeuropa.

Napoleon war gleich im Beginne ſeiner Laufbahn auf den Papſt geſtoßen. Nach ſeinen erſten italieniſchen Siegen hatte er ihn 1797 zur Abtretung der Romagna genöthigt, nach welcher damals um die Wette Oeſterreich, Venedig, Frankreich die Hand ausſtreckten und welche der Papſt endlich dem Stärkſten ohne Widerrede überließ. Später als Herrſcher von Frankreich hatte Napoleon das Bedürfniß empfunden, die von der Revolution zerſtörte Kirche ſeines Landes wiederherzuſtellen; er hatte 1801 mit dem Papſte darüber ein Concordat geſchloſſen, neben dem er

freilich die Rechte der Staatsgewalt sehr bemessen wahrte; er hatte endlich 1804 Pius VII. durch List und Schmeicheln und Drohungen bestimmt, nach Paris zur Kaiserkrönung zu kommen. Der Papst hatte gehofft, dafür zum Danke die Romagna wiederzuerlangen; als es nicht geschah, zeigte er sich schwierig bei der Verwaltung der französischen Kirche, und Napoleon, mit jedem Jahre despotischer auftretend, vernichtete deshalb 1805 die politischen Rechte der Curie im Königreich Neapel. So kam man aus einem Streite, aus einer Beschwerde in die andere. Den letzten Bruch führte die Forderung Napoleon's herbei, der Papst solle dem Continentalsystem beitreten und alle Engländer aus Rom ausschließen. Pius weigerte es unbedingt: er sei ein Herrscher des Friedens, und wolle auch mit Nichtkatholiken, die ihm kein Leid zugefügt, keinen Krieg beginnen. Napoleon antwortete, er sei der Nachfolger Karl des Großen, sei Wohlthäter des Papstes wie dieser, und fordere von dem Papste gleichen Gehorsam wie der Kaiser des Mittelalters. Pius war der weichste und mildeste Mensch, aber bei dieser Proposition funkelten seine Augen. Er rief: will man mir den Despotismus der alten Kaiser entgegenhalten, so will ich die Festigkeit Gregor VII. zeigen. Napoleon zuckte die Achseln über einen Bannstrahl im neunzehnten Jahrhundert, ließ Februar 1808 Rom militärisch besetzen und trennte die ganze Küstenstrecke am Adriatischen Meere vom Kirchenstaate ab; er nehme zurück, sagte er, was sein Vorgänger Karl der Große der Curie geschenkt habe. Der Papst blieb unerschüttert. Er ließ die Militärgewalt in Rom schalten und verschloß sich im Vatican; überall duldend, ausharrend, vor Europa widersprechend. Im neunzehnten Jahrhundert hat freilich der Gedanke kirchlicher Herrschaft und kirchlicher

Strafgewalt keine Stätte, und nicht der zürnende, wohl aber der leidende Papſt war dem Imperator gefährlich. Die rohe Mißhandlung des Kirchenhauptes wirkte gewaltig auf die religiöſe Stimmung, und wie das Unrecht ſich ſtets die Strafe mit eigener Hand zu ſchaffen bereit iſt, eröffnete ihr Napoleon ſelbſt in dieſem Momente einen furchtbaren Kriegsſchauplatz.

In Spanien herrſchte damals König Karl IV., bourboniſchen Stammes. Der ſehr beſchränkte, gutmüthige aber halb ſtumpfſinnige Mann überließ von jeher die Regierungsſorgen ſeiner Gemahlin, einer auch nicht weitſichtigen, aber heftigen und leidenſchaftlichen Dame, welche ſeit Jahren einem ſchönen Leibgardiſten Godoi ihre unbeſchränkte Neigung und damit die höchſten Ehren des Staates, und beiläufig auch die väterliche Gunſt des alten Königs zugewandt hatte. Godoi beſaß zwar einen ſtattlichen Körper, aber weder Bildung noch Charakter; nichtsdeſtoweniger wurde er Graf von Alcudia und Fürſt des Friedens, General und Miniſter, Grande und Großadmiral und mit Orden und Reichthümern überhäuft. Dieſes traurige Kleeblatt unterwarf lange Jahre hindurch Spanien einer Mißregierung ohne Gleichen. Die Verwaltung war tyranniſch gegen die Perſonen, unfähig für die Intereſſen des Landes, unredlich gegen den Staat; die Einnahmen verſiegten, die Ausgaben wuchſen; die Straßen verfielen, die Soldaten bettelten, die Schiffe vermoderten in den Häfen; jedes Begehren einer Reform wurde von der Inquiſition mit Kerker und Strafgericht erſtickt. Die auswärtige Politik wurde mit derſelben Unfähigkeit und Gewiſſenloſigkeit geleitet. Nachdem man einige Jahre lang die franzöſiſche Revolution bekämpft und nach mehreren Niederlagen einen ſchimpflichen Frieden geſchloſſen hatte, reichte bei Bonaparte's erſten Siegen in Italien die Aus-

ſicht auf ein Stück dieſer Beute hin, den ſpaniſchen Hof zu einem willenloſen Diener Frankreichs zu machen. Er erklärte Krieg gegen England, ließ ſeine Flotte zu Grunde richten, ſeine Colonien brandſchatzen, ſeinen Handel ruiniren, Alles, um ſeiner Infantin Toscana, oder wie man damals ſagte, das Königreich Etrurien zu verſchaffen. Der gerechte Lohn für ein ſolches Verfahren blieb nicht aus: es war nur in der Ordnung, daß er eben von der Stelle kam, an die man ſeine Ehre weggeworfen hatte. Napoleon verachtete die Madrider Potentaten auf das Gründlichſte, und hatte ſeine Freude daran, den Friedensfürſten mit ausgeſucht groben Formen zu behandeln, ihm jede Ehrloſigkeit und Nichtsnutzigkeit zuzumuthen und ihn höchſtens für einen beſonders ſchlechten Streich beſonders zu beloben. Das ging ſo mehrere Jahre lang, bis einmal 1806 der ſchwache Hof eine Regung von Ungeduld und eigenem Willen zeigte; ſeitdem wuchs bei Napoleon die Vorſtellung empor, die Bonaparte ſeien berufen, wie in Frankreich und Neapel, ſo auch in Spanien die Bourbonen zu verdrängen. Er hatte die Macht dazu; was ihm fehlte, war ein irgend ſcheinbarer Grund zur Feindſchaft, da die ſpaniſche Regierung jedem ſeiner Winke zitternd nachkam. Er nöthigte ſie zunächſt, mit ihm gemeinſchaftlich ohne allen Anlaß den Krieg gegen Portugal zu erklären; Spanien ſollte die Hälfte des Landes bekommen, und dafür Etrurien dem Kaiſer zurückgeben. General Junot beſetzte dann Portugal, Etrurien wurde franzöſiſch, aber von der Abtretung der portugieſiſchen Provinz war keine Rede weiter. Dafür rückten allmälich über 100,000 Franzoſen in Spanien ein, angeblich als Reſerve des portugieſiſchen Occupationsheeres; als Napoleon ſeine Maſſe ſtark genug glaubte, benützte er einen widerlichen Streit, der in Madrid zwiſchen König

Karl und dem Thronfolger Ferdinand ausgebrochen war und bei dem ſich beide Theile auf ſeinen Schiedsſpruch beriefen, die ganze königliche Familie zu ſich nach Bayonne zu locken und hier ihre Abdankung zu erzwingen. Während Ferdinand in anſtändiger Haft zu Valençay blieb, ernannte Napoleon ſeinen älteſten Bruder Joſeph, bisher König von Neapel, zum Könige von Spanien. Eine Junta ſpaniſcher Großen erkannte ihn an, eine neue Verfaſſung wurde gleich von Bayonne aus verkündigt, die franzöſiſche Armee hielt Madrid und die Hälfte der Provinzen beſetzt; das Opfer ſchien vollſtändig vollbracht. Anfang Mai 1808.

Aber in einem Momente, in den Tagen vom 20. bis 30. Mai, ſtand ganz Spanien in Flammen. Da in dem Lande für ein Menſchenalter Alles was Staat, Verwaltung, Regierung hieß, ohnmächtig und verrottet geweſen, ſo hatte Napoleon gemeint, ungefähr eben ſo leicht mit Spanien wie mit Neapel fertig zu werden; einige Regimenter mehr würden jede Schwierigkeit beſeitigen. Aber hinter der elenden Regierung ſtand hier das Volk unberührt, gerade durch den Verfall der Regierung daran gewöhnt, der Leitung der Staatsbeamten zu entbehren, und bei der hundertjährigen politiſchen Ruhe nicht blaſirt und abgeſtumpft wie damals die Franzoſen. Man hat wohl erzählt, daß im achtzehnten Jahrhundert, wo Spanien die Jeſuiten auswies und König Karl III. mannichfache Reformen unternahm, franzöſiſche Aufklärung, franzöſiſche Freigeiſterei und franzöſiſcher Liberalismus in das Land gedrungen ſei; in Wahrheit beſchränkt ſich dieſer Einfluß auf wenige Individuen unter den damaligen Machthabern und der höheren gebildeten Geſellſchaft. Eben in jener Zeit beſchrieb einer der bedeutendſten Männer der Reformpartei ſelbſt, Cadalſo, ſeine Nation mit den Worten: „Das ſpaniſche

Volk iſt heute noch daſſelbe wie vor dreihundert Jahren. Madrid freilich nimmt ſich aus, wie jede andere europäiſche Reſidenz. Aber in den inneren Provinzen, wo die Straßen ſchlecht ſind und der Verkehr gering, leben die Menſchen heute noch in denſelben Laſtern und Tugenden, wie ihre Vorfahren im fünften Glied. Wenn der ſpaniſche Charakter im Allgemeinen aus Religioſität, Tapferkeit und Verehrung des Königs auf der einen, aus Eitelkeit, Verachtung des Erwerbs und übermäßiger Neigung zur Liebe auf der andern Seite ſich zuſammenſetzt, ſo iſt das heute wie früher. Auf jeden Gecken, der ſeine Tracht der Mode und dem Friſeur unterwirft, kommen 100,000 Spanier, die nicht ein Haar breit an der Sitte der Väter geändert haben; auf jeden Spanier, der ſich lau in Glaubensſachen äußert, kommt eine Million, die den Degen zieht, ſobald ſie ſo etwas hört." In der That, das Syſtem Philipp's II. und ſeiner Nachfolger hatte Spanien von der Bewegung der übrigen Welt abgeſchnitten und das Land inmitten des ſechzehnten Jahrhunderts feſtgehalten. Das Volk war durch fanatiſchen Nationalſtolz und ſtarre Kirchlichkeit von dem modernen Europa völlig getrennt. Der Staatsbegriff, die materiellen Intereſſen, die ſelbſtſtändige Geiſtesbildung, dieſe Pole des neuen europäiſchen Lebens, waren dort von Grund aus unbekannt. Die Maſſe des ſpaniſchen Volkes vermißte den Staat nicht, weil ſie von ſeinen Leiſtungen überhaupt keine Ahnung hatte. Den Bauern war es gleichviel, ob die Flotte verfaulte, das Heerweſen zu Grunde ging, die Landſtraßen ſo ſchlecht wie die Schulen waren. Denn hier dachte Niemand an Aufklärung oder Induſtrie oder Luxus; der Acker gab den mäßigen Leuten die nöthigen Früchte beinahe von ſelbſt; Niemand machte Reiſen, und der Caſtilianer verachtete das Ausland um ſo ent-

ſchiedener, je tiefer ſeine Unwiſſenheit von allen fremden Dingen war. Die ſtolze Ruhe, der Hang zu beſchaulicher Trägheit, — und daneben wieder das empfindliche Ehrgefühl bis zum Bettler hinab und eine in der Tiefe ſtets kochende Leidenſchaft, alle dieſe Züge charakteriſirten den Spanier wie zu Calderon's Zeit. Noch immer fühlten ſie ſich als die beſten Chriſten der Welt. Der Kampf mit den Arabern, und gleich nachher der Krieg gegen die Reformation hatte bei ihnen den religiöſen und nationalen Stolz vollkommen verſchmolzen. Durchaus rechtgläubige Ahnen zu haben, war hier der höchſte Adel, auch wenn er in Lumpen einherging. Die Kirche war der reichſte Stand im Staate; jedes Thal der Sierren hatte ſein Kloſter, welches von den Bauern und Hirten auf das Andächtigſte verehrt wurde. So trafen alſo die Vorgänge von Bayonne die tiefſten Gefühle der Nation ohne Ausnahme. Der fremde Uſurpator, der gottloſe Bedränger des Papſtes vergriff ſich an dem echten und rechtgläubigen König von Spanien. Frömmigkeit und Patriotismus riefen gleich nachdrücklich zu den Waffen. Hier gab es keine Börſe noch Fabriken, die zum Frieden mahnten: aber die Heiligen des Himmels ſtritten voran und führten Jeden, der in dieſem Kampfe fiel, geraden Wegs in das Paradies. Zwar ein großer Theil des Adels, des hohen Klerus und der Bureaukratie hielt ſich ſcheu und träge zurück. Aber die Maſſe des Volks war nicht zu bändigen. Da rotteten ſich die Bauern und Handwerker zuſammen, Prieſter führten die einzelnen Haufen, die Klöſter beſorgten die Correſpondenz zwiſchen den Thälern und Provinzen, die Soldaten deſertirten bataillonsweiſe. Ueberall nahm das Volk die Gewalt ganz unmittelbar in die Hand und erſetzte die unfähigen oder unrechtlichen Behörden durch gewählte Junten.

Es zeigte ſich ſogleich, wie gewaltig religiöſe Begeiſterung und wie entſetzlich religiöſe Leidenſchaft iſt. Aufopfernder Heldenmuth und haarſträubende Grauſamkeit erſchienen nebeneinander. Wer ſich widerſetzte, wurde erſchlagen und bald auch, wer nur irgend verdächtig ſchien, niedergemacht; friedfertige franzöſiſche Handelsleute wurden zu Hunderten zuſammengehauen, Officiere, die ſich nicht anſchließen wollten, von ihren Soldaten erſchoſſen, Beamte, die Bedenken trugen, von dem wüthenden Pöbel in Stücke zerriſſen. Die ſchwache Ordnung des bisherigen Staates ging in dieſem ungeheuern Sturme vollſtändig zu Grunde. Der fremde Eingriff erweckte in dem ſchlafenden Volke mit einem Schlage zugleich Helden wie Leonidas und Gräuel wie die Bartholomäusnacht. Kein Menſch, der einen Gedanken an Furcht vor den unbeſiegten Regimentern Napoleon's gehabt: man war hochmüthig aus Unwiſſenheit, aber man war auch bereit zu ſterben, nur nicht ohne Rache zu ſterben. Schlechterdings Niemand, ſchrieb Joſeph damals ſeinem Bruder, iſt für mich. Wo franzöſiſche Truppen erſchienen, ſtoben die Guerillas auseinander, um ſich hinter ihnen wie die Wellen hinter einem Schiffe wieder zu ſchließen. Saragoſſa und Valencia wieſen einen regelmäßigen Angriff ab, ja in Andaluſien wurden 20,000 Franzoſen unter General Dupont von 50,000 Spaniern umringt, und durch Hitze, Hunger und Durſt bei Baylen zur Capitulation genöthigt. Zugleich brach auch in Portugal der Aufſtand los; hier trat ſogleich engliſche Hülfe ein; Sir Arthur Wellesley landete mit 30,000 Mann und zwang Junot, mit ſeinem ganzen Corps die Waffen zu ſtrecken. Völlig entmuthigt verließ Joſeph Madrid; die Franzoſen ſahen ſich auf das Land zwiſchen den Pyrenäen und dem Ebro beſchränkt.

Nie war die Nemesis dem Verbrechen dichter auf die Ferse gefolgt.

Die populären Kräfte hatten durch ganz Spanien in einem Rausche leidenschaftlichen Sturmes den Krieg decretirt, und in dem ersten überraschenden Anlaufe einen glänzenden, unerwarteten Sieg errungen. Der Jubel war unermeßlich; sie ahnten nicht, daß die Zeit furchtbarer Opfer, langjähriger Anstrengungen, entsetzlichen Leidens jetzt erst für sie beginnen würde. Kaum war Joseph abgezogen, so fiel die Masse des Volks in die gewohnte Ruhe zurück; es offenbarte sich, daß der gewaltige Aufschwung nur das alte Spanien mit neuen Formen restaurirt hatte. In den vom Volke gewählten Junten saßen Edelleute und Prälaten, Beamte und Generale, das Bürgerthum war kaum vertreten. Nicht anders wurde im September die Centraljunta, die neue Landesregierung zusammengesetzt, und wenn man die Kraft zu einem enthusiastischen Ausbruch gehabt hatte, so zeigte sich jetzt eine tiefe Unfähigkeit zu festen Organisationen, zweckmäßiger Vorkehr, dauernder Vertheidigung. Jener Mangel an geistiger Bildung und politischer Erziehung, der für die Hitze der Revolution unschätzbar gewesen, machte sich sofort für die neue Einrichtung absolut verderblich geltend. Denn die neuen Behörden traten ebenso unwissend und pedantisch wie die alten auf; die Armee, welche die Regentschaft der Centraljunta eifrig zusammenzog, wurde nicht besser verwaltet und geführt als unter dem Friedensfürsten; die Soldaten hatten weder Schuhe noch Munition, während die Mitglieder der Junten in Rang und Titeln und unnützen Aemtern mit kolossalen Gehalten einherprunkten. Manche einsichtige und liberale Männer, welche schon unter Karl IV. die Nothwendigkeit tiefgreifender Reformen verkündet

hatten, erhoben jetzt mit doppelter Wärme die Stimmen, und forderten die Berufung einer echten Volksvertretung, die Ansammlung aller nationalen Energie in ihrem alten Organe, den Reichsständen oder Cortes. Ihr Begehren verhallte für's Erste wirkungslos; die Junten schritten gegen sie ein mit Censur und Polizei, das Volk ging theilnahmslos an ihnen vorüber.

Unterdessen traf Napoleon, auf das Tiefste durch das unerhörte Mißgeschick seiner Waffen ergrimmt, die gewaltigsten Vorkehrungen für Spaniens sicheres Verderben. Er befestigte sein Einverständniß mit Rußland auf jener berühmten Erfurter Zusammenkunft mit Kaiser Alexander, wo Talma vor einem Parterre von Königen spielte, und die Donaufürstenthümer den Russen zu sofortiger Besitznahme überwiesen wurden. Dann brachte er sein spanisches Heer auf 250,000 Mann und setzte sich selbst an dessen Spitze. Da war denn von Widerstand wenig Rede. Die Provinzialjunten haderten gegeneinander, die Generale wurden von den Volksführern, die Bischöfe von den Mönchen verdächtigt; die unteren Classen ergriffen auf's Neue die Waffen, um die Franzosen mit Schwert und Büchse, mit Gift und Dolch zu bekämpfen, den Besitzenden und Gebildeten aber schlug bereits eine bange Sorge, welch ein Schicksal selbst der Sieg solcher Schaaren dem Lande bereiten müsse, die freudigste Begeisterung nieder. So erlagen die spanischen Heeresmassen bei dem ersten Andringen der Franzosen; nach drei siegreichen Schlachten zog Napoleon in Madrid ein, und war im Begriffe, von dort aus seine Armeecorps nach allen Seiten über die insurgirten Provinzen hinüber zu wälzen. Zum Glücke Spaniens wurde er zuerst durch das Erscheinen eines englischen Corps in Galizien gestört, und als er dies auf seine Schiffe zurückgejagt hatte, durch die ernst-

lichen Rüſtungen Oeſterreichs auf einen andern Kriegsſchauplatz abgerufen. Aber auch dann blieb die Uebermacht der Franzoſen weit und breit im Lande gewaltig. Obwohl nach Napoleon's Entfernung keine rechte Einheit in ihrem Armeebefehl war, kein Marſchall den anderen gehorchen wollte, und Alle mit einer ſtillen Verachtung auf ihren ſogenannten Chef, den unkriegeriſchen König Joſeph blickten, drangen ſie doch im Jahre 1809 nach Aragon und Catalonien vor, wo Saragoſſa nach heldenmüthigem Widerſtand in entſetzlichem Kampfe überwältigt wurde, — gleichzeitig gegen Portugal, wo Marſchall Soult ſchon Anſtalt machte, ſich in Oporto als König Emanuel I. ausrufen zu laſſen, als Arthur Wellesley ihn durch nachdrücklichen Ueberfall wieder aus dem Lande hinausſchlug; — dann nach Eſtremadura, wohin Wellesley gleich nach ſeinem Sieg am Duero zu Hülfe eilte und den König Joſeph bei Talavera beſiegte, ſofort aber vor den heraneilenden franzöſiſchen Verſtärkungen wieder nach Portugal weichen mußte — endlich auch nach Andaluſien, nachdem trotz aller Warnungen des engliſchen Generals die Spanier wieder eine offene Feldſchlacht verſucht und in grauenvoller Niederlage verloren hatten. Napoleon ſelbſt ſprach es damals aus, daß die ſpaniſche Sache hoffnungslos und die einzige Gefahr für Joſeph's Königthum das engliſche Heer in Portugal ſei. Durch Spanien ging daſſelbe Gefühl; Joſeph empfing in dieſer Zeit eine große Zahl von Unterwerfungen und Anſchlüſſen aus den höheren Ständen, und erlebte in dem eben eroberten Sevilla einen kurzen Augenblick königlichen Glanzes und froher Ausſicht in die Zukunft. Unter ſeinen Augen verfolgte damals Marſchall Soult die flüchtende ſpaniſche Regentſchaft bis vor die Wälle des letzten Zufluchts-

ortes, Cadix, wo ſie auf dem äußerſten Vorſprung der ſpaniſchen Erde, der Inſel von Leon, für mehrere Jahre von den ſiegenden Fremden eingeſchloſſen wurde. Gegen Portugal aber brach im Sommer 1810 der erſte Soldat des kaiſerlichen Heeres Marſchall Maſſena auf, mit mehr als 80,000 Mann, um, wie Napoleon ſich ausdrückte, den britiſchen Leoparden in das Meer zurückzuſchleudern. Allein er ſollte ſeine Aufgabe ſchwer genug finden.

Sir Arthur Wellesley, oder wie er ſeit dem Siege von Talavera hieß, Lord Wellington, war der zweite Sohn des Grafen von Mornington und Wellesley. Geboren 1769 (mithin eben ſo alt wie Napoleon), hatte er zuerſt 1794 den Krieg in Flandern geſehen und war dann 1797 nach Oſtindien gekommen, wo eben damals ſein älterer Bruder Richard Wellesley die Beſitzungen der Compagnie aus tiefem Verfall zu dem heutigen Weltreiche erweiterte. Von der großen Natur dieſes Bruders geben die beiden Grundſätze einen Begriff, mit welchen er die zerrütteten und gefährlichen Angelegenheiten der Compagnie in die Hand nahm. Der erſte war: die höchſte Kühnheit iſt die höchſte Klugheit — denn nur unſer moraliſches Gewicht kann die Millionen im Schach halten, alſo dürfen wir nie den Angriff abwarten, nie eine Rüſtung verſtatten, nie einer Feindſchaft zuſehen, ohne ſie auf der Stelle zu erſticken. Der zweite: die höchſte Rechtlichkeit iſt die höchſte Klugheit — alſo unverbrüchliches Feſthalten an jedem Vertrag, im Kleinen wie im Großen, gerade in dieſem Aſien, wo Unzuverläſſigkeit und Betrug überall an der Tagesordnung ſind. Die Folgen waren gewaltig und unzögerlich. Während die Feinde Englands, der Sultan Tippo und die Mahratten, die neue Energie der engliſchen Kriegführung in raſchen Niederlagen empfanden, drängten

ſich die Vaſallen und Bundesgenoſſen um den ſtets zuverläſſigen Gouverneur, bei dem jedes Wort eine That und jedes Verſprechen ſo gut wie die Leiſtung war. In dieſer Schule empfing Arthur ſeine politiſche Bildung, während lange Kämpfe von höchſter Schwierigkeit ſein militäriſches Talent entwickelten und feſtigten. Er war bei der Belagerung der Hauptſtadt des Sultan Tippo und führte dort die Sturmcolonne mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit. 1803 machte er mit geringer Mannſchaft einen abenteuerlich kühnen Reiterzug tief in die Berge der Mahratten, und ſiegte einige Monate ſpäter bei Aſſaye mit 8000 Mann über 50,000. Ueberall, in Angriff und Abwehr, in Jugend und Alter, war er ſtets derſelbe, ſtets ruhig und ſeiner bewußt, eine Natur von unverwüſtlicher Arbeitskraft und Solidität. Weder in ſeiner Erſcheinung noch in ſeinem Benehmen war ein poetiſcher Zug, nicht feſſelnde Anmuth, nicht flammende Leidenſchaft: er war im Verkehre trocken, ſteif in ſeiner Haltung, bis zum Pedantiſchen regelrecht, und hatte mit dem Ausdruck oft mühſam zu ringen. Aber ſein Leben zeigt, wie kein anderes, welch eine Quelle unendlicher Beglückung und Begabung in einem feſt geſtählten Pflichtgefühle ſpringt. Er hatte ſeinen Willen auf das Rechte gerichtet und beugte jede Faſer ſeines Daſeins unter dieſen Willen. Während Napoleon gern von ſeinem Sterne redete, nahm Wellington das Wort: virtutis fortuna comes (das Glück dient der Tüchtigkeit), zu ſeinem Wahlſpruch. War ihm die elaſtiſche, froh aufjauchzende Friſche eines Achill und Alexander verſagt, ſo beſaß er dafür die ſchrankenloſe Herrſchaft über ſich ſelbſt, jene Herrſchaft, die nicht bloß die Leidenſchaften bändigt, ſondern ſich auch zu jeder Leiſtung emporhebt, weil ſie es ſo will. Dieſer Held der bedächtigſten Ver-

theidigung brach doch, wenn er es einmal beſchloſſen, ſo energiſch und heiß und unaufhaltſam reißend zum Angriffe vor, wie der wildeſte Fanatiker — nur daß er, ſeine Aufgabe gelöſt, noch athemlos von der Anſtrengung, gleich wieder ernſthaft zuſammengenommen, kühl und bedächtig einherſchritt. So feſſelte er das Glück, das er verachtete, feſt an ſeine Fahnen; er wurde, obwohl an Genialität nicht mit Napoleon zu vergleichen, des Welteroberers Meiſter; und ſein Leben wurde ein einziges Zeugniß für die ſo oft verkannte Wahrheit, daß in den menſchlichen Dingen ein großer Charakter doch ſchwerer wiegt als der größte Geiſt.

Seit dem Frühling 1809 befehligte er alle engliſchen Truppen auf der Halbinſel, und begann hier eine ſtetige und glänzende Siegeslaufbahn, unter den ungünſtigſten und wie es ſchien vollkommen hoffnungsloſen Verhältniſſen. Wir ſahen, wie Spanien zum größten Theil in franzöſiſchen Händen war, in der Hand von 200,000 Soldaten, die bisher in ganz Europa ihre Unwiderſtehlichkeit bewährt hatten. Die Centraljunta in Cadix verfügte noch über große aber völlig aufgelöſte Kämpfermaſſen, hatte weder Plan noch Geld noch Gehorſam im Lande, begehrte Englands Unterſtützung in allen Dingen und wies Englands Rathſchläge überall mit reizbarer Eiferſucht von der Hand. In Portugal war das Land verheert und verödet, die wenigen Truppen zerrüttet, die Milizen ungeordnet, die Regierung geflüchtet, die Regentſchaft eben ſo ungeſellig und eiferſüchtig gegen England wie die ſpaniſche Junta. Die engliſchen Miniſter, das Parlament und die Nation waren denn auch äußerſt zweifelhaft, ob nicht alle Mühe vergebens, alle Koſten nutzlos aufgewandt wären; es iſt überhaupt engliſche Art, an jeden Krieg mit bedächtigem Zaudern heranzugehen, und in der Kriegsverwaltung weder an Präciſion

noch an Schnelligkeit Ueberfluß zu haben — wir haben das auch in der Gegenwart geſehen und ſehen es täglich, doch wird nur eine völlige Unbekanntſchaft mit den engliſchen Dingen daraus einen Schluß auf Abnahme der Kraft und des Ehrgeizes dieſes gewaltigen Volkes machen, da die Erſcheinung dieſelbe wie vor hundert und zweihundert Jahren iſt; auch damals waren die Engländer die letzten beim Anfange, aber auch die letzten bei dem Ende jedes Krieges. — So hatte denn Wellington unter den übeln Folgen dieſes Zauderns und Bedenkens und dieſer unbehülflichen Adminiſtration mehr als ein Jahr zu leiden. Zur Ueberwindung aber all dieſer Schwierigkeiten hatte er zunächſt nur 30,000 Mann, allerdings vortrefflicher engliſcher Truppen; er hatte als Geſandten in Cadix ſeinen geſchickten, ihm unbedingt ergebenen jüngſten Bruder Heinrich; er erhielt ſeit 1810 die Unterſtützung auch des älteſten Bruders Richard, welcher damals in London das Miniſterium des Auswärtigen übernahm. Bei dieſen Männern arbeitete ſich nun Schritt auf Schritt der Grundgedanke durch, welcher den Kampf zu glorreicher Vollendung hinausführen ſollte. Englands kleines Heer allein hätte ſo wenig wie die ſpaniſchen Guerillas allein ſich gegen Napoleon's Uebermacht behaupten können, ſo kam es für England darauf an, einen feſten geordneten Kern zu geben, an dem die begeiſterten und regelloſen Maſſen der Spanier einen feſten Rückhalt, einen ſicheren Mittelpunkt zum Anſchluß und Aushalten gewinnen könnten. Die Aufgabe war von Anfang an eben ſo ſehr eine politiſche wie militäriſche; aber Wellington's Natur zeigte ſich ihr in jeder Beziehung gewachſen. Ein Anderer wäre den Portugieſen und Spaniern vielleicht liebenswürdiger erſchienen, während er in ſeiner gehaltenen und rechteckigen Weiſe ſie zehn-

mal des Tages verletzte. Aber dafür hatte er seine strenge Gewissenhaftigkeit, seine besonnene Einsicht, seine selbstlose Ruhe; wer einmal mit ihm zu thun gehabt, wußte für immer, daß er einen Mann gesehen. Die Portugiesen ernannten ihn zu ihrem Generalissimus; er löste, nach ostindischem Muster, die Aufgabe, die portugiesischen Truppen mit britischen Officieren zu disciplíniren, und erwarb sich endlich ihre volle Anhänglichkeit. Die Spanier fluchten alle die Jahre hindurch über den eigensinnigen, ketzerischen Fremden, aber es dauerte dennoch nicht lange, und sie blickten sämmtlich auf ihn als den sichern Wall gegen jede Gefahr, den festen Damm gegen jede Ueberfluthung.

Massena begann seine Operationen mit der Einnahme der beiden Grenzfestungen, Ciudad Rodrigo auf der spanischen und Almeida auf der portugiesischen Seite; Wellington fühlte sich nicht stark genug, es zu hindern, und hatte überhaupt seinen Plan schon lange unwiderruflich festgestellt. Er wollte schlechterdings nichts wagen. Er wußte, daß sehr wenig auf den Besitz der einen oder andern Quadratmeile, aber Alles auf die Existenz seines Heeres in der Halbinsel ankomme. Ehe er gegen die kampflustigen Schaaren seines Gegners eine Schlacht annahm, sollte der Gegner selbst sich schwächen. Er wollte also weichen, fechtend, den Feind beschädigend, aber weichen. Die gesammte Bevölkerung sollte Städte und Dörfer verlassen, Hab und Gut und Lebensmittel so viel wie möglich mit sich nehmen, den Rest verbrennen, die Männer sofort in Guerillas formirt, sich in den Rücken des Feindes und dessen Verbindungen werfen. Bei jedem Schritte vorwärts mußte dann Massena Posten und Garnisonen zurücklassen, die Verpflegung des Heeres war unendlich schwer, die Zahl der Marodeure, Kranken, Versprengten mußte täglich

wachſen — während Wellington überall ſeine rückwärts ſtehenden Garniſonen und Milizen aufnehmend, ſich täglich verſtärkte und durch regelmäßige Verpflegung theils aus dem Süden, theils von der Küſte her ſeine Truppen friſch erhielt. Dieſer Plan wurde mit eiſerner Beharrlichkeit ausgeführt. Nach dem Falle von Almeida begann, wo Maſſena's Vortrab ſich zeigte, der Rückzug durch das Thal des Mondego, unter zahlreichen Gefechten und einer gründlichen Verwüſtung des Landes. Die Bauern halfen redlich und eifrig bei dieſem Werke der Zerſtörung mit; lieber die Häuſer verbrennen, ſagten ſie, als das Land knechten laſſen. Allerdings hatte auch Wellington manche Probe zu beſtehen. Als die Heere ſich immer näher gegen Liſſabon bewegten, gerieth der hauptſtädtiſche Pöbel eben ſo wie die hohe Regentſchaft in Unruhe; die meiſten engliſchen Officiere gaben die Partie ernſtlich auf und begannen von Einſchiffung zu reden, und die Londoner Miniſter wollten keine Verſtärkung mehr ſenden, da ja doch Alles vorüber ſei. Aber Wellington ließ ſich nicht beirren. Er wußte, daß Maſſena von 80- nur noch 60,000 Mann verfügbar hatte, daß im ganzen Norden Spaniens die Guerillas ſich auf's Neue rührten, daß in allen ſpaniſchen Provinzen kein einzelner Franzoſe und kein Anhänger König Joſeph's ſeines Lebens ſicher, daß eine ganze franzöſiſche Armee erforderlich war, nur um die Poſtverbindung zwiſchen Madrid und Paris zu decken, daß alſo Maſſena ſchlechterdings auf keine Verſtärkungen rechnen durfte. So wich er weiter und weiter in das Innere, bis faſt in die Umgebung Liſſabons, und zog am 8. October dort in eine längſt auserſehene und vorbereitete Stellung, Liſſabon gegenüber, zwiſchen dem Tajo und dem Meer, in die gewaltig befeſtigten Linien von Torres Vedras. Hier

alſo und in Cadix, an dem äußerſten Rande der Küſte, ſtand noch die Gegenwehr, ſonſt herrſchten die kaiſerlichen Adler auf der Halbinſel.

Aber der Höhenpunkt war erreicht. Der Landrücken, wo Wellington das Ziel des Rückzugs geſetzt, iſt etwa anderthalb Meilen breit, im Weſten von der See, im Oſten von dem hier meeresähnlichen Tajo beſpült, in der Mitte von einer nicht unbedeutenden Hügelkette geſchloſſen. Dort hatte Wellington auf drei hinter einander anſteigenden Terraſſen, deren jede alſo die vorliegende überſah und beherrſchte, 150 Redouten mit mehr als 600 Geſchützen angelegt; er hatte 60,000 Mann reguläre Truppen, faſt eben ſo viele Milizen und Matroſen verſammelt, und das Ganze geſtützt und verpflegt durch eine Flotte von 20 Linien- und 100 Transportſchiffen. Vor dieſer impoſanten Stellung lag nun der franzöſiſche Marſchall, unruhig nach einer Blöße ſpähend, bald hier bald dort einen Stoß verſuchend, ſtets vor dem Wagniß eines ernſten Angriffs zurückſchreckend. Er lag dort Wochen lang; ſeine Soldaten ſchmolzen in Krankheit und Entbehrung zuſammen; von Frankreich, von Spanien, von ſeinem Kaiſer und ſeinen Heeresgenoſſen war er durch das waffendröhnende Land wie durch einen unwegſamen Ocean geſchieden; keine Sylbe aus der Welt umher drang in ſein immer engeres, öderes Lager. Dann machte er noch einen Verſuch, im November weiter ſtromaufwärts den Tajo zu überſchreiten und im Süden Portugals vielleicht aus Andaluſien Hülfe von Soult zu empfangen. Es war Alles vergebens. Mit knirſchendem Herzen mußte er im März 1811 ſich zum Rückzug entſchließen. Das Zenith war durchſchritten, die Fluth gewendet. Wellington hatte Portugal behauptet und ging ſeinerſeits zum unaufhaltſamen Angriff vor.

In denſelben Monaten, wo Portugal vor Torres Vedras ſeinen Bedränger erliegen ſah, hatte indeſſen Spanien in Cadix den wichtigſten Schritt für ſeine Zukunft gethan. Die Regentſchaft der Junta, immer dichter von der Kriegsgefahr umdrängt, in der großen Handelsſtadt von einer politiſch gebildeten Bürgerſchaft umgeben und von den wärmſten Patrioten täglich heftiger beſtürmt, hatte ſich endlich entſchloſſen, dem Rufe nach Cortes und Reform nicht länger zu widerſtehen. Nun hat man niemals ein ähnliches Parlament erlebt. Die Wahlen vollzogen ſich in den Provinzen inmitten der feindlichen Occupation, an hundert Stellen von Gefechten umgeben und von dem Donner franzöſiſchen Geſchützes umdröhnt. Es wählte mit, wer eine Waffe tragen konnte, gleich viel ob reich oder arm, vornehm oder gering, geiſtlich oder weltlich: hatten doch gerade die niedrigſten Claſſen das Meiſte zu der einen Hauptſache, dem Kampfe gegen die Fremden gethan. War ein Ort vollſtändig von den Franzoſen beſetzt, ſo ernannte man ihm in Cadix ſelbſt einen Vertreter; ſolche Erſatzmänner bildeten faſt die Hälfte der Verſammlung, welche am 24. September 1810 in dem ärmlichen Schauſpielhauſe der Inſel Leon eröffnet wurde. Ein höchſt außerordentlicher Vorgang! Ein Häuflein patriotiſcher Männer, ſämmtlich von Muth und Eifer und Aufopferung beſeelt, aber alle ohne Ausnahme von jeder parlamentariſchen Erfahrung und bei Weitem die Meiſten von jeder politiſchen Uebung entblößt: ſie traten hier zuſammen, um dem Vaterlande eine ganz neue Lebensaera, eine Zukunft des Fortſchrittes, der Freiheit und des Sieges zu eröffnen. Für jetzt aber war man im Bereiche der feindlichen Batterien, die alle hervorſpringenden Punkte des Feſtlandes beſetzt hatten; auf der andern Seite wurde man durch die Peſt

bedroht, die in der überfüllten und entbehrungsreichen Stadt ein furchtbares Sterben anrichtete. Und von dieſen Bedrängniſſen umringt, welch eine rieſenhafte Aufgabe hatten ſie zu löſen: die politiſche Regeneration eines Landes, deſſen König in der Fremde gefangen, deſſen Einrichtungen durch einen beiſpielloſen Krieg zertrümmert, deſſen Boden zu zwei Dritteln von dem Feinde beſetzt und von einer Grenze zur andern mit blutiger Anarchie bedeckt war; es gab keine Stadt, die nicht ihre Straßenkämpfe oder Belagerung gehabt, kein Dorf, das nicht von Freund oder Feind, von den Franzoſen als rebellirend oder von den Guerillas als verrätheriſch geplündert worden wäre; dabei war die Verwilderung der Maſſen eben ſo fürchterlich wie das Elend, denn die Guerillas marterten die franzöſiſchen Gefangenen zu Tode, erſchoſſen jeden Spanier, welcher der fremden Regierung huldigte, und brandſchatzten die Städte ſo gut wie der fremde Eroberer. Daß die Cortes in ſolcher Lage, neben manchem unreifen und ſchwankenden Weſen, ſofort auch radicale und revolutionäre Beſtrebungen zeigten — wie wäre es anders möglich geweſen, wann hätte je eine ähnliche Gefahr zu radicalen Heilmitteln ſtärker aufgefordert? Der König war in Napoleon's, des Todfeindes, Haft, alſo proclamirte man die Volksſouveränetät. Die Laſt des Kampfes lag auf den Bauern, alſo hob man die gutsherrlichen Rechte auf und verkündete das allgemeine Stimmrecht. So ging dies fort; die Schäden, die eine verkommene Regierung durch vier Jahrhunderte hatte erwachſen laſſen, ſollten jetzt mit ſcharfem Schnitt in einem Momente beſeitigt werden: denn in der furchtbaren Noth des Krieges konnte ja der kleinſte dieſer Schäden den ſofortigen Tod verurſachen. Dann, mitten im Sturme, kam es vor, daß die Stimmung plötzlich umſchlug.

Man fürchtete das eine Mal die Vorurtheile der bigotten Maſſe zu verletzen, ein andres Mal den Klerus und den Adel durch ſchonungsloſe Aufhebung ihrer verderblichen Privilegien zu ſtark zu erbittern. So häuften ſich die ſeltſamſten Widerſprüche. Nachdem man die Volksſouveränetät einſtimmig ausgerufen, wagte man anderhalb Jahre nicht, die Inquiſition anzutaſten; man gründete die Allmacht der Cortes auf Koſten der königlichen Gewalt, und hatte lange nicht den Muth, an die Rechte des Adels, der Kirche, der Bureaukratie zu rühren. Dann begann allmälich wieder den Reformern die Ungeduld zu kochen; plötzlich riſſen ſie durch alle Erwartungen, die man auf ihre bisherige Mäßigung geſetzt hatte, hindurch und ſchritten dann weit über ihre erſte urſprüngliche Abſicht hinaus. Der Kampf der Parteien nahm mit jedem Monat eine ſchärfere Wendung; Liberale und Conſervative traten mit bitterem Haſſe auseinander; eine düſtere Zukunft, von Revolution und Reaction erfüllt, entwickelte ſich in dieſen leidenſchaftlichen Debatten.

Und trotz alledem muß man es ausſprechen: eben dieſe unerfahrene, ſtürmiſche, zerriſſene Verſammlung hat ihr Vaterland gerettet. Unter allem Getümmel des Fractionshaders iſt man erſtaunt, wie bei jedem Anlaß und bei jeder Partei eine patriotiſche Hingebung und Tüchtigkeit, eine gar nicht zu ahnende Fülle politiſch-hiſtoriſchen Wiſſens, eine oft hinreißende Kraft der Beredtſamkeit auftritt. Die großen praktiſchen Aufgaben des Moments, die Verſtärkung und Schulung des Heeres, die Belebung der Steuerkräfte, die Reinigung der Adminiſtration ſehen wir ſie mit Geſchick und Energie in Angriff nehmen. Zum erſten Male werden die Täuſchungen einer geſpreizten Nationaleitelkeit ſchonungslos zerriſſen, die Schäden der Verwaltung vernichtend auf-

gedeckt, einem intriganten und faulen Beamtenthum das Schreckbild der ſtrengſten Rechenſchaft vorgehalten. In dieſen großen Leiſtungen erſcheint wieder die natürliche Kraft, Geſundheit und Begabung der ſpaniſchen Nation, während in der Wildheit der Verfaſſungshändel ſich die Erbſchaft zweier deſpotiſcher und bildungsfeindlicher Jahrhunderte abſpiegelt. Das Allerwichtigſte endlich, was auch dem Kriege ſeine entſcheidende Wendung gab, war der Entſchluß der Cortes, den Lord Wellington zum Oberbefehlshaber aller ſpaniſchen Truppen zu ernennen und damit ſämmtliche Streitkräfte der Halbinſel in der einen fähigſten Hand zu vereinen. Wie das Wichtigſte, war dieſer Entſchluß aber auch das Schwerſte, bei dem tiefen Fremdenhaß und Ketzerhaß, welcher das ganze ſpaniſche Volk erfüllte: nur eine Verſammlung von der Autorität und dem populären Urſprung der Cortes konnte eine ſolche Maßregel wagen; keine andere Regierung hätte ſie dem Heere und dem Volke vorſchlagen dürfen, vermuthlich hätte es keine nur gewollt.

Von hier an blieb denn die Sache der nationalen Selbſtſtändigkeit in ſtetem ſiegreichem Fortſchritt. Noch im Jahre 1811 entriß Wellington den Franzoſen ihre letzte portugieſiſche Trophäe, die Feſtung Almeida, nachdem er einen Entſatzverſuch Maſſena's durch eine zähe Vertheidigungsſchlacht bei Fuentes d'Onoro abgewieſen hatte. Das Jahr 1812 ſollte dann hier im äußerſten Süden, wie im äußerſten Norden und Oſten Europa's die Entſcheidung bringen. Im Januar ſtand Wellington plötzlich, aus Almeida hervorbrechend, vor der nördlichen ſpaniſchen Grenzfeſtung Ciudad Rodrigo und nahm den völlig überraſchten Platz nach achttägiger Beſchießung mit ſtürmender Hand. Der Alarm bei den Franzoſen war betäubend, Wellington aber ging gleich

wieder nach Almeida zurück und verſank, wie es ſchien, in völlige Ruhe. Aber nach einigen Wochen ſtand er, wie mit einem Tigerſprung, vor der Grenzfeſtung des ſpaniſchen Südens Badajoz; wieder war die Beſatzung überraſcht, und ehe Soult zu Hülfe kommen konnte, die engliſchen Sturmcolonnen in der Stadt. Nachdem er ſich ſo die Bahn nach allen Seiten eröffnet, brach er im Juni mit voller Macht von Ciudad Rodrigo aus gegen Maſſena's Nachfolger, den Marſchall Marmont, vor und ſchlug deſſen Heer vernichtend am 24. Juli in der großen Schlacht von Salamanca, eröffnete ſich damit die Straße nach Madrid und hielt am 12. Auguſt ſeinen triumphirenden Einzug in der nach vierjähriger Unterdrückung glorreich befreiten Hauptſtadt. Zwar mußte er, als jetzt Marſchall Soult aus Andaluſien und Marſchall Suchet aus Valencia herbeieilten, noch einmal vor der Vereinigung aller feindlichen Streitkräfte zurückweichen: aber ſchon jetzt war Andaluſien und der ganze ſpaniſche Süden, es waren Eſtremadura und Galizien für immer von den feindlichen Schaaren gereinigt. Beinahe in demſelben Augenblicke, in dem von den Wällen von Cadix herab die Cortes die franzöſiſchen Schaaren gegen Norden abziehen ſahen, vollendeten ſie die neue Verfaſſung des Reiches. Wellington konnte jetzt ſeine ganze Kraft auf die Organiſirung der ſpaniſchen Mannſchaften wenden; durch den Eifer der Cortes waren trotz aller Verluſte und Leiden des ſechsjährigen Kampfes wieder nahe an 100,000 Mann in Bewegung, welche freilich ſeit 1810 beinahe jeder regulären Ausbildung und Zuſammenfaſſung entbehrten. Wellington gelang es nun im Winter von 12 auf 13 etwa die Hälfte von ihnen wieder zum Liniendienſte zu organiſiren, und da auf der feindlichen Seite Napoleon nach der Moskauer Kataſtrophe nicht

nur keine Verſtärkung über die Pyrenäen ſenden konnte, ſondern umgekehrt an 40,000 Mann aus der Halbinſel herauszog, ſo war der engliſche Feldherr in der Lage, den Feldzug von 1813 mit einer mehr als doppelten Uebermacht zu eröffnen. Auch machte ſich König Joſeph keine Täuſchung mehr über den Ausgang, er begann ſeine Operationen mit der Räumung von Madrid und Burgos und dem Rückzug auf die Ebrolinie. Kaum aber dort eingetroffen, fand er ſich durch Wellington's Vorgehen am obern Theile des Stromes ſo gefährlich bedroht, daß er ſchleunigſt gegen die Pyrenäen, gegen die Grenze des Landes zurückwich. Jedoch das Schickſal wollte nicht, daß er ohne eine letzte große Sühne den ſo lange mißhandelten ſpaniſchen Boden verlaſſe. Am 21. Juni ereilte Wellington den König und den Marſchall Jourdan bei Vittoria, und der glückverheißende Name des kleinen Ortes wurde mit der ſchönſten Erfüllung gekrönt. Das feindliche Heer wurde gänzlich geſchlagen, alle Geſchütze deſſelben, 150 an der Zahl, genommen, Gepäck und Fuhrwerk und Material, die Kriegscaſſe und des Königs eigener Wagen von den Siegern erbeutet. Es war ein ſtrahlender, jubelnder Sieg, eine letzte ſchmetternde Fanfare, welche weithin hallend Spanien und Europa die vollendete Befreiung des Landes verkündete.

## II.

Es ist eines der wesentlichsten Ergebnisse der neueren Forschung, daß der einzige und ausschließliche Grund des Unheils, welches 1795—1807 über Deutschland kam, nicht die Ueberlegenheit der französischen Macht und Tapferkeit war, daß selbst Napoleon's überragendes Feldherrngenie nicht im Stande gewesen wäre uns zu überwältigen — hätten wir uns nicht selbst gelähmt, nicht selbst bekämpft und besiegt. Allerdings hat man von der deutschen Uneinigkeit in jener Periode auch schon früher geredet. Aber bis vor Kurzem hat man doch gar keine Ahnung davon gehabt, bis zu welchem Aeußersten der damalige Hader gegangen ist. Man hat sich die Sache im Wesentlichen ungefähr so vorgestellt, wie wir in unseren Tagen die Einigkeit des deutschen Bundes beschaffen sehen, wo die Sonderinteressen der einzelnen Staaten, die Meinungsverschiedenheit der einzelnen Regierungen, und vor Allem die eigenthümliche Stellung Oesterreichs und Preußens oft genug die kräftige und gedeihliche Behandlung einer gemeinsamen Angelegenheit hindern oder lähmen. Man hat dann auch im gerechten Kummer über solches Verschleppen nicht selten umgekehrt den Schluß gemacht: da wir uns heute ähnlich benähmen wie unsere Väter vor 60 Jahren, so würden wir auch ähnliche Folgen wie 1805 und 1807 erleben. Wahrhaftig, ich möchte jenen Kummer nicht beschwichtigen: im

Gegentheil, je ſtärker er die Nation beſtimmt, auf Einigkeit und Zuſammenwirken zu dringen, deſto beſſer für uns Alle, deſto beſſer für das Vaterland. Aber man ſoll ſich auch durch unrichtige Vorſtellungen den Sinn nicht verdüſtern, weil man damit Gefahr läuft, in eine fieberhafte Reizbarkeit zu gerathen, die ebenſo weit wie ſchlaffe Apathie von geſundem Selbſtvertrauen und wirkſamer Stärke entfernt iſt. So iſt es gut, auch in unſerm Zuſammenhang auf den unendlichen Abſtand zwiſchen Heute und Heut' vor 60 Jahren hinzuweiſen. Uns fehlt heute noch viel zu der Herrlichkeit der Geſinnung von 1809 und 1813, aber dem Himmel ſei Dank, noch viel weiter ſind wir von dem Elend und der Schlechtigkeit von 1795 und 1803 entfernt. Damals gab es ſchlechterdings kein Nationalgefühl in Deutſchland. Die Formen des heiligen römiſchen Reiches beſtanden noch, aber waren hohl und todt, kein Gefäß politiſchen Lebens, ſondern eine hemmende Feſſel des nationalen Wachsthums. Von den 300 Staaten, welche im Reiche neben und durcheinander lagen, war die größere Hälfte völlig faul und verrottet; die andern hatten kein lebhafteres Streben, als ſich entweder von dem Reiche völlig abzulöſen oder die Kräfte des Reiches für die eigenen dynaſtiſchen Sonderzwecke auszubeuten. Die Maſſe des Volkes hatte überhaupt keinen Sinn für Politik und Staat; die leitenden Geiſter der Nation, die großen Dichter und Denker, waren der Ueberzeugung, daß der Patriotismus eine Beſchränktheit und der echte Mann lediglich zu äſthetiſcher Bildung und humanem Weltbürgerthum berufen ſei. Eine öffentliche Meinung, eine politiſche Literatur exiſtirte nicht. Wohl war die innere Subſtanz unſeres Volkes geſund und lebensfähig wie je; es hatte ſeine kriegeriſche Stärke gegen Franzoſen, Türken und Schweden, es hatte ſie in

den innern Kämpfen zwischen Friedrich II. und Maria Thereſia glänzend bethätigt; es hatte in Naturwiſſenſchaft, Alterthumskunde und Philoſophie ganz neue Gebiete erobert, und gleichzeitig eine Welt der ſchönen Literatur erſchaffen, welche in aller Geſchichte nur in den Zeiten des Sophokles und Shakeſpeare ihres Gleichen hat. Aber ihm fehlte die angemeſſene politiſche Form, es fehlte jede Erinnerung an das nationale Zuſammengehören, es fehlte bei den Regierungen wie bei den Bürgern die lebenskräftige politiſche Geſinnung.

Dieſes ſchwerfällige, geſpaltene, wankende Gemeinweſen wurde nun gleichzeitig durch zwei Weltereigniſſe erfaßt, jedes allein ſchwer genug, um den Erdtheil aus ſeinem Gleichgewichte zu bringen, den Angriff der franzöſiſchen Revolution auf Belgien und den Rhein, den Angriff der ruſſiſchen Katharina auf Polen und die Weichſel. Dieſer doppelte Stoß brachte auf der Stelle alle die niedrigen Leidenſchaften, welche in den morſchen Prunkgemächern des heiligen Reiches hauſten, in die heftigſte Bewegung, erbärmliche Furcht bei den Kleinen, ſelbſtſüchtige Trägheit bei den Mittlern, planloſe Unentſchloſſenheit oder gierige Begehrlichkeit bei den Großen. Preußen begann ſeine Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich mit der Erklärung, es müſſe zum Lohne eine polniſche Provinz bekommen, damit die Ruſſen dort nicht allein und ausſchließlich die Herrſchaft gewännen. Oeſterreich erklärte ſich einverſtanden, wenn es für ſich eine entſprechende Vergrößerung erhalte, wozu es ſich ſchon ſeit längerer Zeit Baiern auserſehen hatte. Es kam darüber zu einer Art von Abrede zwiſchen Beiden, doch fehlte es auch dann nicht an gegenſeitigem Neid und Mißtrauen, zumal in Oeſterreich, welchem die Erwerbung Baierns fehlſchlug, während Preußen ſeine

polniſche Beute raſch zugreifend erlangte. Als nun 1794 der polniſche Aufſtand des Kosciusko gegen die ruſſiſche und preußiſche Herrſchaft losbrach, ſtanden die öſterreichiſchen Truppen zum größten Theile gegen Frankreich im Felde, ſo daß der Krieg in Polen deutſcher Seits nur von den Preußen geführt wurde, und dieſe Anlaß fanden, Krakau und die benachbarten ſüdlichen Palatinate für ſich zu erobern. Dieſe neue Ausdehnung der preußiſchen Macht, in der unmittelbaren Nähe der öſterreichiſchen Grenze, brachte in Wien die lang genährte Verſtimmung zum Ausbruche. Der öſterreichiſche Miniſter Thugut entſchloß ſich, um jeden Preis die Vergrößerung Preußens zu hindern, und zu dieſem Zweck um jeden Preis die Hülfe Rußlands für ſich zu gewinnen. Man wußte in Wien, für welches Angebot die Neigung der Kaiſerin Katharina unbedingt zu haben war: wer ihr den Lieblingstraum ihres weiten Ehrgeizes, die Eroberung der Türkei, beförderte, konnte ſonſt ihr jede Gegenforderung ſtellen. So ſchloß Thugut, während noch am Rheine die Heere Oeſterreichs und Preußens gemeinſam die Franzoſen bekämpfen ſollten, am 3. Januar 1795 in Petersburg einen Vertrag, nach welchem er Rußland den Beſitz Kurlands und Lithauens, der Moldau und der Walachei und hoffentlich Conſtantinopels verhieß, Oeſterreich dagegen das ſüdliche Polen, ferner Serbien und Bosnien, ſodann Venetien, und endlich Baiern erhalten würde, jeder Widerſpruch aber, den etwa Preußen gegen einen dieſer Punkte erheben möchte, mit gemeinſamer Waffengewalt niedergeſchlagen werden ſollte. Die unausbleibliche Folge dieſer feindſeligen Haltung war, daß Preußen nicht länger mit Oeſterreich gegen die Franzoſen Krieg führen mochte, und am 5. April zu Baſel einen Separatfrieden ſchloß, durch den es in Bezug auf das linke

Rheinufer zwar die definitive Entscheidung dem künftigen allgemeinen Frieden vorbehielt, den Franzosen aber die militärische Besetzung des Landes verstattete. Thugut, welcher hierauf ein Bündniß zwischen Preußen und Frankreich fürchtete, ließ dann seinerseits in Paris durch einen Abgesandten des Großherzogs von Toscana unterhandeln, und definitive Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich bieten, wenn dieses die Einverleibung Baierns in Oesterreich genehmige. Die Franzosen wären es wohl zufrieden gewesen, begehrten aber außer ihrem eigenen Gewinne in Belgien und am Rheine dazu noch die Abtretung Mailands für den König von Sardinien, und ließen die Unterhandlung fallen, als Oesterreich dies verweigerte. Thugut gewann indeß Südpolen den völlig kriegsscheu gewordenen Preußen glücklich ab; dagegen verschwand ihm die Hoffnung auf einen beutereichen Türkenkrieg durch den Tod der Kaiserin Katharina. Eben damals hatte Bonaparte seine Siege in Italien begonnen; er eroberte die Lombardei und drang durch Venetien bis tief nach Kärnthen vor. Als er sich in dieser Stellung bereit erklärte, dem Kaiser gegen die Abtretung Mailands den alten Gegenstand seiner Wünsche, Venetien, Preis zu geben, so entschloß man sich 1797 in Wien zum Frieden, und überließ für diese reiche und wohlgelegene Erwerbung den Franzosen Mailand, Belgien und das linke Rheinufer. Die übrigen Staaten des Reiches hatten diesen traurigen Wirren unthätig und klagend zugesehen, jede außerordentliche Anstrengung für den Krieg verweigert, und nur nach Frieden, Frieden um jeden Preis gerufen. Von der deutschen Bevölkerung machten neun Zehntel keine andere Reflexion, als daß der Krieg entsetzlich viel Geld koste und eine Menge Leiden und Verdruß im Gefolge habe.

Es wird keines Beweiſes bedürfen, daß ein Frieden, abgeſchloſſen auf ſolche Art und unter ſolchen Umſtänden, wie jener von 1797, nicht die Grundlage für eine geſunde innere Eintracht werden konnte. Die Erbitterung zwiſchen Oeſterreich auf der einen, Preußen und Baiern auf der andern Seite war grenzenlos, und erhielt ſtets neue Nahrung durch die Frage, mit welchen Landſtrichen die einzelnen deutſchen Staaten für ihre Verluſte auf dem linken Rheinufer entſchädigt werden ſollten. Man ſtand darüber in dem heftigſten gegenſeitigen Hader, der nicht gebeſſert wurde, als Oeſterreich 1799 den Verſuch erneuerte, Baiern ſich einzuverleiben. Es kam damals zwiſchen Oeſterreich und Frankreich wieder zum Kriege; Baiern leiſtete dem Kaiſer uneigennützige Hülfe, Preußen blieb neutral. Beim Friedensſchluß fand man ſich an der alten Stelle, etwas verſchlechtert durch Bonaparte's Siege, untereinander in demſelben heißen Zwiſt wie früher. Ich gehe nicht weiter in die widerwärtigen Einzelheiten ein; der Ausgang war 1803 ein förmliches Bündniß Preußens und Baierns mit Bonaparte gegen Oeſterreich, und eine neue Vertheilung der deutſchen Lande, nach preußiſchen und baieriſchen Wünſchen, unter dem dictatoriſchen Schutze Frankreichs und Rußlands.

Das Maß war gefüllt, und von dieſem Punkte an entwickelte ſich das Verhängniß mit reißender Schnelligkeit. Die Strafe kam raſch nacheinander über die beiden hadernden Mächte; ſie kam für die frühern Sünden gerade in dem Augenblicke, wo jene ſich mit gutem Fug gegen eine rechtloſe und erdrückende Tyrannei erhoben. Sie mußten erfahren, daß in der ſittlichen Weltordnung kein Fehler ohne Vergeltung bleibt, daß ein altes Unrecht nicht durch bloße Aenderung des Sinnes, daß es noch

weniger durch ein neues Unrecht des auswärtigen Feindes gesühnt wird.

Im Jahre 1805 war Napoleon's Macht und Ehrgeiz schon so weit angeschwollen, daß seine Stellung für Europa's Selbstständigkeit schlechthin unerträglich, der Widerstand gegen ihn die politische Pflicht jeder freien Nation geworden war. Sein Wille schaltete von Frankreich her über Rheinland, Belgien und Holland, über die Schweiz, Italien und Spanien; es lag vor aller Augen, daß dieser Wille keine Schranken des Rechtes, sondern lediglich die Grenze der eigenen Kraft anerkannte. Mit England lag er bereits im Kampfe auf Leben und Tod, mit Rußland wurde sein Verhältniß täglich gespannter: Oesterreich, seit 1803 in allen Adern mit Grimm und Entrüstung gefüllt, sah mit Freude die Möglichkeit eines großen und starken Waffenbundes eröffnet. Die Sache war, wenn jemals eine, an sich gerecht und heilsam. Aber von Anfang an wurde sie durch die frühern Vergehungen gelähmt. Der Einsichtigste der österreichischen Staatsmänner, Friedrich Gentz, erörterte damals dem Wiener, Londoner und Berliner Hofe mit höchstem Nachdrucke, daß trotz Englands und Rußlands Hülfe Oesterreich keine Aussicht zum Gelingen gegen Napoleon habe, wenn es nicht mit Preußen und dem ganzen Deutschland verbündet sei. Aber zwischen dem Rathschlag und der Vollendung stand die alte Schuld. Oesterreich trachtete nicht mehr nach ganz Baiern, wohl aber nach den baierischen Bezirken im Osten des Inn, und forderte von dem Kurfürsten nicht freie Allianz, sondern Einverleibung seiner Truppen in österreichische Regimenter. Preußen erwog die Gefahr, wenn Napoleon neue Triumphe erringe, und die ihm nicht geringere Gefahr, wenn das ihm bisher so feindliche Oesterreich große

Siege erfechte. So kam es dahin, daß Baiern ſtatt des öſterreichiſchen, mit Demüthigung und Verluſten drohenden Bundes in raſchem Entſchluſſe die franzöſiſche Allianz ergriff, die ihm eine Königskrone und erweiterten Landbeſitz bringen ſollte. Preußen aber blieb in grauſamer Unſchlüſſigkeit neutral, ergriff endlich die Waffen als es zu ſpät zur Hülfe war, und lud damit Napoleon's vernichtenden Unwillen auf ſich ſelbſt, ohne irgend einen Nutzen für Oeſterreich. So erlag zuerſt dieſes in einem Kriege von hundert Tagen durch die großen Schlachten von Ulm und Auſterlitz, um im Frieden Tyrol und Venetien einzubüßen; ein halbes Jahr nachher ſchloß der deutſche Südweſten ſich um Napoleon's Herrſchaft in dem Rheinbunde zuſammen, und wenige Monate ſpäter lieferte die preußiſche Kataſtrophe von Jena und Friedland das ganze Norddeutſchland einer vollſtändigen Unterjochung aus. Der Tilſiter Frieden ſetzte — ich erwähnte es ſchon früher — Napoleon's Bruder Jerome nach Kaſſel, den König von Sachſen als Napoleoniſchen Vaſallen nach Warſchau, und ſchien durch das neue Bündniß mit Alexander die Weltherrſchaft der beiden Kaiſer für immer zu beſiegeln.

Es war der tiefſte Stand unſrer Erniedrigung. Sehen wir nun, wie man ſich aus dem bodenloſen Abgrunde emporzuringen verſuchte.

Wir müſſen zunächſt einen Blick auf die preußiſchen Verhältniſſe werfen.

Die preußiſche Monarchie war durch die grenzenloſe Niederlage auf die Hälfte ihres frühern Beſtandes geſchmälert. Auch der Frieden brachte dem gedemüthigten Staate wenig Erleichterung. Bis zur Abzahlung der Kriegscontribution ſollten die Feſtungen franzöſiſche Beſatzung behalten, und dieſe Contribution zeigte ſich

nach den entſetzlichen Schäden des Kriegs als vollkommen unerſchwinglich. So blieben die feindlichen Garniſonen im Lande, übermüthig und begehrlich, jeder Vorſtellung mit brutalem Machtgebot begegnend. Bis zum October 1808 erpreßte Napoleon's Verwalter Daru über 500 Millionen Gulden aus den nordiſchen Gebieten, aller Handel war durch das Continentalſyſtem vernichtet, die Induſtrie brach zuſammen, der Viehſtand der Bauern, und in manchen Gegenden das Saatkorn war in den Verwüſtungen der Heereszüge zu Grunde gegangen. Zu dem materiellen Elend kam der ſittliche Druck der Allgegenwart der franzöſiſchen Polizei, die jede freie und patriotiſche Aeußerung gefährlich machte, die bürgerliche Geſellſchaft, den Briefverkehr, und ſelbſt die Schulſtuben behorchte. So wurde der politiſche Sturz in allen Privatverhältniſſen ohne Ausnahme gefühlt. Entſagung und Verarmung erſtreckte ſich durch alle Stände; Kummer, Mißtrauen, Demüthigung lag auf allen Stirnen. Die weitere Geſelligkeit löſte ſich; Niemand hatte die Mittel, Niemand die Luſt dazu; die Familien ſchloſſen ſich ab, alle Verhältniſſe wurden eng, geſpannt, entbehrungsvoll. Aber das Unglück reinigte auch die Menſchen. Die gleiche Noth riß die Schranken der Stände nieder, brachte die Menſchen ſich menſchlich näher, und legte einen tiefen Ernſt, eine andächtige Erhebung in aller Herzen. Die Zeiten des ſelbſtſüchtigen Genuſſes waren vorüber. Man erlebte es am eigenen Leibe, daß der Einzelne ohne das Ganze Nichts iſt, daß der Staat etwas Anderes bedeutet als eine Anſtalt zum Steuererheben und Soldatenwerben, daß alles Wohl des Einzelnen mit der nationalen Ehre zertrümmert wird. Das norddeutſche Volk, das bisher ſeinen Fürſten nur als williges Material gedient hatte, erhob ſich in

der Schule des tiefſten Unheils zu patriotiſchem Bewußtſein, Thatendrang und Opferfreudigkeit.

Glücklicherweiſe kam ihm ſeine Regierung auf gleichem Wege entgegen. Der König war tief gebeugt, beinahe hoffnungslos, überzeugt, daß ihm Alles zum Unglück ausſchlage. Er war nicht geiſtreich, er war nicht liberal: aber er hatte eine ſchlichte Rechtſchaffenheit und ſtrenge Pflichttreue. So kam er zu einer immer äußerſt ſeltenen Reſignation. Er ſah, daß die Herſtellung durch das ihm geläufige Syſtem des alten Militärſtaates nicht zu erreichen war; er zog ſich alſo ſtill zurück, und überließ die Aufgabe den Männern, die ihr gewachſen waren. Er berief als leitenden Miniſter einen Staatsmann, den er erſt vor einem halben Jahre wegen ſeiner gewaltigen Selbſtſtändigkeit ungnädigſt aus dem Dienſte weggewieſen, auf welchen aber als den einzigen Retter ſich gleich nach Tilſit Aller Augen gerichtet hatten, ſeinen frühern Finanzminiſter, den Freiherrn vom Stein. Stein war aus einem alten reichsritterſchaftlichen Geſchlecht, nicht weit von Naſſau anſäſſig, ſchon in jungen Jahren im preußiſchen Staatsdienſte thätig. In jeder Stellung hatte er ſich unterrichtet, ſcharfſinnig, feurig gezeigt, überall ohne jegliche Rückſicht auf die Sache gewandt, eine Natur von ſchwerem und großem Style, herben und eckigen Formen, herriſch, ſchöpferiſch, überwältigend. Eine eher kleine als große Geſtalt, eine ſtarkknochige Eulennaſe, buſchige über die Naſe hoch aufgezogene Brauen, große, dunkle, blitzende Augen, dabei ein derbes, wuchtiges, formloſes Auftreten, ein ſtets gedankenſchweres, ungeduldig vorbrechendes Geſpräch, ein Sinn ohne Vorurtheile und Selbſtſucht, ohne Eitelkeit und ohne Ehrgeiz, vor Allem aber ohne Furcht, ein Geiſt immer auf das Große, Echte, Ganze gerichtet, und

deßhalb feſt in ſich und mächtig in jeder Umgebung. Freilich in das Intriguenweſen von 1806 paßte er übel hinein; der König achtete ihn, ertrug ihn, wurde täglich ungeduldig, fand ihn eigenſinnig und widerſpenſtig. Es kam, wie geſagt, zu einem ſchroffen Bruche. Als jetzt aber aus der Tiefe des Unglücks der Ruf des Königs und des Landes an ihn erging, war bei Stein der frühere Streit vergeſſen. Ein Fieber, an dem er krank lag, verließ ihn; Ende 1807 traf er in Memel ein, um die Herſtellung des gebrochenen Staates zu übernehmen.

Die Monarchie Friedrich's des Großen, ausſchließliche Leitung von oben, blinder Gehorſam von unten, hatte ſich unzulänglich in den Stürmen der neuen Zeit erwieſen. Es kam darauf an, aus ihren Trümmern ein neues Leben zu entwickeln, inmitten des grauſen Schuttes neue Quellen der Stärke zu eröffnen. Es galt, zu der Wucht des Schwertes die Kraft der öffentlichen Meinung, zur Leiſtung des Staates die Begeiſterung eines freien Volkes hinzuzugewinnen. Der große Miniſter unternahm es, auf dem Wege feſter Ordnung das Volk von oben herab, oder beſſer von innen heraus, zur Freiheit zu erziehen, und damit die Kraft des Staates zu verdoppeln.

So wurde vor Allem die nächſte Freiheit jedes Einzelnen, die Freiheit der Arbeit hergeſtellt. Jede Art der bäuerlichen Hörigkeit wurde aufgehoben, die Theilung der Grundſtücke verſtattet, jeder Bürger zum Ankauf adeliger Güter zugelaſſen. Für Stadt und Land wurde die volle Gewerbefreiheit ausgeſprochen, das ſtädtiſche Monopol und die Bande der Zunftverfaſſung beſeitigt, und in kurzer Friſt der wohlthätigſte Aufſchwung des Mittelſtandes wahrgenommen. Für die politiſche Organiſation des Volkes geſchah ein weſentlicher Schritt in einer neuen

Städteordnung, welche den Bürgern die Wahl der Gemeindebehörden, und dieſen die Verwaltnng der Gemeindeangelegenheiten mit großer Unabhängigkeit übertrug. Die beſtehenden Ritterſchaften der einzelnen Provinzen wurden durch andere Grundbeſitzer verſtärkt und als Provinzialſtände organiſirt. Die Abſicht war, nach dem Abzuge der Franzoſen als Schlußſtein der Verfaſſung Reichsſtände einzuführen, wo jeder Beſitzende wahlfähig und wahlberechtigt ſein, die Verſammlung volle Mitwirkung bei den Geſetzen und das Recht der Steuerbewilligung haben ſollte. Als dringendſte Aufgabe, als das höchſte Ziel wurde die Umgeſtaltung des Heerweſens im gleichem Sinne mit allen übrigen Schöpfungen betrieben. Kriegsminiſter war Scharnhorſt, ein hannover'ſcher Bauernſohn, ein Mann von bequemem, ſelbſt nachläſſigem Aeußern, in dem aber ſtille, ernſte, glühende Gefühle arbeiteten, eine ſtarke gediegene Kraft, reiner und zäher Wille, nie ausſetzende Thätigkeit, unermüdliche Geduld. Er trat mit Stein in die engſte Verbindung. „Nur zwei Männer kenne ich," ſagte er, „die ganz ohne Menſchenfurcht ſind, Stein und Blücher." Er hatte wohl bei Stein zu mäßigen: „Ich weiß wohl," rief der einmal, „daß ich übereilt und heftig bin, aber wenn ich das ablegen könnte, ſo wäre ich ein altes Weib." Beide waren über die Aufgabe völlig einverſtanden, die Schöpfung eines das ganze Volk darſtellenden, nicht bloß militäriſch, ſondern auch ſittlich gebildeten Heeres. Man ſtrebte die Kraft des ſpaniſchen Volkskrieges mit der Ordnung des Linienheeres zu verbinden, das Heer zu einem nationalen Bildungsmittel zu machen, die Truppen mit allen edlen und geiſtigen Elementen der Nation zu durchdringen. Das Linienheer ſollte auf 80,000 Mann gebracht, und durch eine Landwehr von 150,000 Mann

getragen werden. Eine Menge freiwilliger Vereine bildeten ſich zu dieſem Zwecke hinter dem Rücken der franzöſiſchen Späher, unter Officieren und Bürgern, Beamten und Bauern. Das Netz dieſer Verbindungen ging weit über die Grenzen des Staates hinaus, durch ganz Hannover, Heſſen, Weſtfalen hindurch. Zugleich leitete Stein ein enges Verſtändniß mit Oeſterreich und England ein, für eine allgemeine Erhebung in Norddeutſchland, ſobald Oeſterreich zum Kriege bereit ſei. Es war kaum ein Jahr nach Tilſit. Es verſtand ſich ganz von ſelbſt, daß Preußen und Oeſterreich Ein Ziel, Ein Intereſſe, Eine Bahn hätten.

Damals kam ein ſpäter oft wiederholter Wahrſpruch auf, den man unter Stein's Porträt zu ſetzen pflegte: Des Guten Grundſtein, des Böſen Eckſtein, der Deutſchen Edelſtein. Wundervoll war es, wie ſich auf die Stimme eines ſolchen Führers das Volk innerlich aufrichtete, und dem laſtenden fremden Drucke eine unbeſiegbare Feſtigkeit entgegenſetzte, wie ein völliger Umſchwung nicht bloß in der äußern Ordnung des Staats, ſondern auch in der innern Stimmung des Volkes eintrat. Wir erinnern uns, welch ein reiches Geiſtesleben ſeit den letzten dreißig Jahren in Deutſchland emporgeblüht war; es genügt hier die Namen Schiller und Goethe, Kant und Wolf, Savigny und Eichhorn zu nennen. Auf all' dieſen geiſtigen Gebieten fühlte man ſich den damaligen Franzoſen entgegengeſetzt, auf allen trotz Napoleon's militäriſcher Größe, ihnen überlegen. So hielt man an dem tröſtenden Gedanken, daß eine innerlich lebendige Nationalität in ſich ſelbſt die Kraft des Wachſens habe und nicht von Außen her zertreten werden könne. Unter den Augen der franzöſiſchen Machthaber ſammelte ſich eine Phalanx geiſtiger Kräfte, welche allem Denken und Fühlen der Nation die Wen-

dung auf Gemeingeiſt und Vaterland gaben. Joh. Gottlieb Fichte, aus Jena durch eifrige Orthodoxe als Theiſt oder Pantheiſt hinweggewieſen, lebte in Berlin ohne Anſtellung, aber bald mit unendlichem Anſehen und Einfluß. In ſeinen Reden an die deutſche Nation, die er 1808 vor einem dichtgedrängten Publicum aller Stände hielt, forderte er ſtrenge Erneuerung des moraliſchen und volksthümlichen Sinnes durch eine große nationale Erziehung, und führte dies Thema ſo gedankenreich und tief, ſo gemeinverſtändlich und hinreißend durch, daß die Wirkung weit über den Hörſaal hinaus durch tauſend Adern die Nationen durchſtrömte. Zu der Philoſophie trat die Geſchichte hinzu. J. Grimm legte damals den Grund zu der geſchichtlichen Wiſſenſchaft der deutſchen Sprache; E. M. Arndt ermahnte, dem corſiſchen Gewalthaber wie Armin den Römern zu widerſtehen; der Alte im Bart, der Turnvater Jahn, hatte ernſtlich den Gedanken, aller Cultur den Scheidebrief zu geben, und die germaniſchen Urwälder zu erneuern, um freies und frommes Deutſchthum vor den welſchen Drängern zu erretten. Man begreift, daß die unermeßliche Erregung auch eine ſolche Wunderlichkeit erzeugen konnte; das Weſentliche iſt, daß das ganze Geiſtesleben der Nation in den Dienſt des einen herrſchenden Gedankens, der Befreiung des Vaterlandes trat. Endlich die höchſte Weihe des patriotiſchen Sinnes, die religiöſe, fehlte hier ſo wenig wie in Spanien. Aus dem tiefen Sturze aller früher geſchätzten Dinge richtete ſich eine heiße Sehnſucht nach dem Bleibenden, Unvergänglichen, Ewigen. Aber freilich, es war nicht bloß ein Geiſt der Zucht und Buße, es war auch ein Geiſt der Freiheit und der Wiſſenſchaft, der hier zu ſeinem Urquell hinſtrebte. Es war der Boden, auf dem Friedrich II. vierzig Jahre hindurch der

Prüfung und Gewiſſensfreiheit Raum gegeben, es war die Zeit, welche durch Kant und Fichte, durch Schelling und Hegel mit der tiefſten philoſophiſchen Speculation erfüllt war. Die religiöſe Erhebung Norddeutſchlands, die von dieſen Elementen ihre Farbe erhielt, hatte nichts Fanatiſches oder Ascetiſches, und ſehr wenig Kirchliches und Confeſſionelles. Ihr mächtigſter Vertreter war Fr. Schleiermacher, Prediger und ſpäter Profeſſor in Berlin, ein Mann von vielſeitiger Bildung, funkenſprühendem Witze, warmer und lebhafter Entſchloſſenheit. Schon früh für die antike Philoſophie begeiſtert, hatte er ſich von der ſtarren Enge der damaligen lutheriſchen Orthodoxie losgeriſſen; gegenüber der bisherigen confeſſionellen Rechthaberei wies er nun mit höchſter Energie darauf hin, daß die Frömmigkeit im Innern jeder Seele von ſelbſt entſpringe, daß die Religion, welche den Namen verdiene, der innigſte, perſönliche Verkehr der Seele mit ihrem Schöpfer ſei, daß das göttliche Licht ſich alſo unter den Menſchen in tauſend Strahlen breche, und nicht die äußere Einheit, ſondern die innere Freiheit die Bedingung jeder echten Religioſität ſei. So trat er der voltairiſirenden Frivolität und der officiellen Schein- und Werkheiligkeit mit gleichem Ernſte entgegen, wußte bald zu imponiren, zu ſammeln, zu erſchüttern; in wenigen Jahren war der Ton der alten Geſellſchaft vollkommen verwandelt, und eine opferfreudige Andacht in allen Ständen bei Alt und Jung verbreitet. Merkwürdig iſt bei der Gleichheit des politiſchen Zieles der Gegenſatz dieſer Beſtrebungen zu den ſpaniſchen. In Spanien war es bei der ſofortigen Zertrümmerung alles Staatsweſens und einer raſchen Abſpannung der gebildeten Claſſen eine mächtige Kirche, welche die Handwerker, Bauern und Soldaten zu einem glühenden und tobenden Kampfgetümmel

fortriß: in Preußen ſammelte die Regierung die äußern, die wiſſenſchaftliche Bildung die innern Kräfte aller Stände zu einer künftigen Erhebung, welche eine feſte Ordnung und Einheit mit todesmuthiger Begeiſterung verbinden ſollte.

So ſtand es damals, 1808, im deutſchen Norden. Wenden wir uns jetzt nach Oeſterreich hinüber.

Wie der Tilſiter Frieden in Preußen, ſo hatte auch der Preßburger in Oeſterreich eine Aenderung des Miniſteriums und damit des Syſtems bewirkt.

An die Stelle des ſchlaffen, liſtigen, beſchränkten Grafen Cobenzl war der bisherige Geſandte in Petersburg, der Unterhändler des Bundesvertrags von 1805 getreten, Graf Philipp Stadion. Ein Reichsritter, wie Stein, aus einem uralten hohenrhätiſchen, ſpäter ſchwäbiſchen Geſchlechte, brachte er bei ſehr verſchiedener Perſönlichkeit eine ähnliche Geſinnung in ſeine Stellung mit. Ein ſtolzer Ariſtokrat vom reinſten Waſſer, in ſeinem Standesgefühle ſehr viel ausſchließlicher und vorurtheilsvoller als Stein, aber ſchön und lebhaft, von ſpiegelhellem Ehrgefühl, pflichtgetreu und unbefangen, ſo daß er, als er 1790 als junger Menſch nach Wien kam, in den Canzleien und Vorzimmern oft wunderlich angeſehen wurde. Trotzdem wußte die Regierung ſeine Fähigkeit und Friſche, ſeine Bildung und ſein Wiſſen zu ſchätzen; er kam anfangs ſchnell empor, wurde zuerſt Geſandter in Stockholm, und dann Botſchafter in London, wo er ſich mit reger Vorliebe in britiſche Zuſtände und Anſchauungen einlebte. Dann aber blieben auch die Reibungen nicht aus. Wenn nach unten nicht ohne ritterlichen Hochmuth, war er nach oben ohne eine ſervile Ader; der nächſte Vertraute des Kaiſers, der zugeknöpfte, eigenwillige, aber ſtets ſubmiſſe Graf

Colloredo betrachtete ihn immer mit einigem Entſetzen; im Jahre 1794 fand auch der Miniſter Thugut ſich bemüßigt, ihn bei geringem Anlaß die ganze Wucht der Subordination empfinden zu laſſen. Stadion nahm auf der Stelle ſeine Entlaſſung und lebte ſieben Jahre in voller Zurückgezogenheit. 1801 wurde er in die Geſchäfte zurückgerufen, um zuerſt in Berlin, dann in Petersburg den Kaiſerſtaat zu vertreten; hier wie dort verleugnete er nie ſeine feſte und eifrige Feindſchaft gegen Napoleon, und vom erſten Augenblicke ſeines Miniſteriums wurde dieſe Geſinnung die Seele ſeines ganzen Thuns. Er wußte wohl, wie ſchwer und gefahrvoll die Aufgabe war; unermüdlich drang er darauf, daß Oeſterreich die ganze Fülle ſeiner Hülfsquellen und den thätigen Willen ſeiner Völker, Alles auf einen Wurf ſetze, und entweder rühmlich untergehe oder für ſich und für ganz Deutſchland ſiege. Denn wie Stein zuerſt deutſch und dann preußiſch war, ſo dachte auch Stadion mehr deutſch als öſterreichiſch; er ſah in dem Kaiſer vor Allem den Bewahrer der Geſetze, den Vertreter großer Erinnerungen, den Schirmherrn deutſcher Ehre gegen das Ausland. In dieſer Geſinnung verſchwand ihm wie Stein ganz von ſelbſt der Gedanke an das tödtliche gegenſeitige Mißtrauen, durch welches die beiden Staaten einer den andern und beide ſich ſelbſt ruinirt hatten. Sobald unter ſeiner Leitung die öſterreichiſche Politik mit liberaler Geſinnung eine nationale und wahrhaft deutſche Bahn einſchlug, kam ihr aus Preußen ohne irgend einen Rückhalt die thätige Bundesbereitſchaft entgegen. Und nicht weniger als in der Haltung nach außen, ſtimmte Graf Stadion auch in Bezug auf den Grundſatz der innern Politik vollkommen mit Stein's Ueberzeugung zuſammen, daß in der ungeheuern Kriſis der bloße me-

chaniſche Gehorſam nicht die ausreichende Stärke entwickeln könne, daß die höchſte Aufgabe die ſei, in dem ganzen Volke eine eigene, freie, ſelbſtbewußte Thatkraft hervorzurufen.

Die Löſung dieſer Aufgabe war nun in Oeſterreich um Vieles leichter, um Vieles ſchwerer als in Preußen. Leichter, weil die Niederlage nicht ſo entſetzlich geweſen, weil das Reich geſchmälert, aber doch nicht in allen Gliedern gebrochen, weil es erſchöpft, aber doch nicht mehr vom Feinde beſetzt war. Schwerer, weil man bei den Kroaten und Hannaken, und zum Theil auch bei den Wienern ſelbſt, eine Menge der Bildungsmomente entbehrte, an welche der preußiſche Patriotismus anknüpfen konnte. Schwerer, weil Ungarn, alſo faſt die Hälfte des Reiches, damals eine beinahe unbrauchbare Verfaſſung beſaß, der Adel aber mit großer Leidenſchaftlichkeit an den Privilegien derſelben feſthielt. Schwerer endlich, weil Kaiſer Franz, von dem Unheil nicht ſo tief berührt wie der preußiſche König, in ſeinem Herzen auch keine ſo tiefe Umkehr durchgemacht hatte, und in ſeinem mißtrauiſchen, ſelbſtherriſchen Weſen jede conſtitutionelle Einrichtung ſtarr und trocken zurückwies. Stadion fand alſo ſein Wirken in ſehr beſtimmte Grenzen eingeſchloſſen; aber er that, was die Verhältniſſe irgend verſtatteten. Er ließ die Preſſe beinahe frei durch eine äußerſt milde Cenſurinſtruction; er begünſtigte das Aufblühen der czechiſchen und magyariſchen Landesſprachen, er beabſichtigte eine tiefgreifende Reform des ganzen Unterrichtsweſens und den Bruch des bisher darauf laſtenden jeſuitiſchen Syſtems. Die Hauptſache war, daß, wenn die Regierung nicht ihre ganze Form änderte, in jeder ihrer Aeußerungen ein neuer, warmer, belebender Geiſt durchſchlug, und es war auch hier eine Freude zu ſehen, wie gewaltig auf

der Stelle die kaum angedeutete Tendenz auf die Bevölkerung wirkte. Ueberall regte ſich ein ſtarkes patriotiſches Gefühl, alle Claſſen beeilten ſich, in Anſtrengung und Hingebung zu wetteifern. Mit höchſtem Nachdruck nahm unter dieſen Umſtänden die Regierung die Kräftigung des Heerweſens in die Hand. Der bewährteſte ihrer Generale und zugleich der populärſte der Prinzen, der Erzherzog Karl, trat an die Spitze des Kriegsminiſteriums, und leiſtete in kurzer Zeit das Außerordentlichſte für die Verſtärkung der Armee, für einen einfachen und praktiſchen Dienſt, für eine ſolide und reichliche Verpflegung der Truppen. Binnen zwei Jahren brachte er den Beſtand des Linienheeres auf 350,000 Mann, und im Juni 1808, unmittelbar nach dem Ausbruch des ſpaniſchen Krieges, folgte darauf die Verordnung, aus allen Männern von 18 bis 40 Jahren eine zur Vertheidigung des heimiſchen Bodens beſtimmte Landwehr als Rückhalt des ſtehenden Heeres zu organiſiren. Da zeigte ſich, welch' ein reicher unverbrauchter Stoff in den Völkern Oeſterreichs verborgen war. Von allen Seiten drängten ſich die Freiwilligen zu Tauſenden hinzu, einzelne Corporationen rüſteten auf ihre Koſten kleine Abtheilungen aus, die reichen Gutsbeſitzer traten als Officiere an die Spitze ihrer Bauern, die kaiſerlichen Prinzen ſtellten ganze Reiterregimenter. Der Aufſchwung ging durch alle Stände: nicht die hohe Ariſtokratie allein, die zum Theil in Napoleon weniger den Despoten als die Revolution bekämpfte, nicht die Wiener Salons allein, in denen allerdings ein lebhafter Haß gegen alles Franzöſiſche ſeine Wellen ſchlug, ſondern das Volk in ſeinen Maſſen, die Bürger und Bauern, die zu den ſchwarzgelben Fahnen eilten, die Alpenbewohner und Gebirgsſchützen, die aller bittern Erinnerungen uneingedenk in unverbrüchlicher Treue

am Reiche und am Kaiſerhauſe hingen — dieſe waren es, in denen die wärmſte und tüchtigſte Begeiſterung für den Krieg emporſchlug. Nach wenigen Monaten ſtanden die Liſten des nationalen Heerbannes auf nicht weniger als 445,000 Mann. Erinnert man ſich der gleichzeitigen Rüſtungen Preußens, ſo kann man ſagen, daß damals der deutſche Boden auf jeder Scholle von Waffen dröhnte.

Für Stadion war der ſpaniſche Aufſtand das Signal, daß die Zeit gekommen ſei. Sein voller, heißer Wunſch war, auf der Stelle loszuſchlagen. Stein drängte in gleichem Sinne wo möglich mit doppeltem Eifer; bei der ungleich ſchwerern Lage Preußens war dort die Anſpannung viel krampfhafter, und ein langes Zuwarten gar nicht möglich. Bereits war Napoleon, durch eine verrätheriſche Coterie in Berlin ſelbſt gewarnt, von Argwohn erfüllt, und forderte von der Regierung unter heftigen Drohungen die Entlaſſung des Miniſters. Da es ſich für Preußen bei jeder Waffenerhebung um Sieg oder völlige Vernichtung handelte, ſo beſtürmten die Patrioten das öſterreichiſche Cabinet, man ſolle nicht einen Augenblick länger zögern, denn wenn Stein entfernt ſei, werde die Regierung nicht mehr den Muth zum Entſchluſſe finden. Stadion war völlig ihrer Meinung, leider wurde jedoch ſeine Energie durch die bedächtige Unentſchloſſenheit des Erzherzogs Karl gehemmt, der mit ſeiner bedeutenden, aber nicht außerordentlichen Begabung ſich nicht in die ganz außerordentliche Lage finden konnte, über dem Drange nach methodiſcher Sicherheit die entſcheidende Nothwendigkeit höchſter Raſchheit überſah, und immer über den Leichtſinn des ſtürmiſchen Miniſters Klage führte. Darüber nahm Stein ſeinen Abſchied, um nicht eine plötzliche vernichtende Entladung des franzöſiſchen Zornes über Preußen herbeizuführen; als er aber

mit unvermindertem Einfluß in Berlin blieb, fuhr Napoleon von Spanien her mit dem Blitzstrahl eines Decretes dazwischen, welches einen gewissen Stein, der Unruhen in Deutschland zu erregen suche, in die Acht erklärte und an jedem Orte zu ergreifen befahl. Stein kam als Flüchtling über die österreichische Grenze; in Preußen war damit, wie seine Freunde es vorausgesagt, das Selbstvertrauen des Königs völlig geknickt, und jede Mitwirkung desselben in unbestimmte Ferne geschoben. Indeß kam Napoleon im Januar 1809 aus Spanien nach Paris zurück, höchst ergrimmt über die feindliche Haltung Oesterreichs, doppelt entschlossen, trotz des fortlodernden spanischen Kriegs, nicht die mindeste Gefügigkeit zu zeigen. Welch eine Tollheit, fuhr er den österreichischen Gesandten, Grafen Metternich, an, welch eine Tollheit hat Eure Regierung gestochen? Er drängte auf sofortige Entwaffnung, und ließ keine Ausrede, keine Erörterung zu. Es wurde darüber März: Stadion hatte sich in keiner Richtung beirren lassen, die Heeresmassen waren im Wesentlichen fertig zum Losschlagen, und überall dicht an die Grenzen vorgeschoben, Erzherzog Karl mit 170,000 Mann in Böhmen, Erzherzog Johann mit 60,000 gegen Italien, Erzherzog Ferdinand mit 35,000 Mann gegen Warschau aufgestellt. Man hatte seit Stein's Zurücktreten das ganze Gewebe antifranzösischer Umtriebe durch Nord- und Süddeutschland in die Hand genommen; man rechnete auf Aufstände in Hannover und Hessen, in Schwaben und Tyrol; man hoffte auf eine große englische Landung, und endlich auch jetzt noch, wenn man nur einen ersten Erfolg erringe, auf den entscheidenden Beitritt Preußens. Wohl rüstete auch Napoleon, hob 120,000 Recruten in Frankreich aus, und mahnte den Rheinbund und Rußland um militärischen

Zuzug. Für den Augenblick aber war er noch nicht fertig; seine französischen Soldaten waren durchweg junge Burschen von 18 Jahren; ohne die Kräfte des deutschen Westens, ohne den Rheinbund, hätte er den Kampf gar nicht unternehmen können. Es war auch das ein Fluch der spanischen, Alles absorbirenden Sache, daß der große Angreifer 1809 zum ersten Male selbst von den Angriffen des Gegners überrascht wurde. Etwa 100,000 Franzosen und 56,000 Rheinbündner standen in Süddeutschland, aber weit zerstreut von Ulm bis Regensburg, unsicher und ohne kräftige Leitung; ein Angriff der Oesterreicher von Böhmen her in großer Masse, im März plötzlich hereinbrechend, hätte unendliche Erfolge haben können. Erzherzog Karl aber meinte wieder, um sicher zu gehen, müsse der Angriff von zwei Seiten her, vom Inn und von Böhmen aus zugleich erfolgen, und verlor vier Wochen, um sein gesammeltes Heer zu theilen, und zwei Drittel desselben auf das rechte Donauufer hinüberzubringen. In dieser Zeit schickte Napoleon Verstärkung auf Verstärkung aus Frankreich über den Rhein; indeß wurde das einigermaßen für die Oesterreicher aufgewogen durch einen Aufstand der Tyroler Bauern gegen die baierische Regierung, welcher in den letzten Märzwochen mit großen Erfolgen losbrach, und einen bedeutenden Theil der baierischen Streitkräfte nachdrücklich in Anspruch nahm. Noch waren die Aussichten für den Erzherzog höchst bedeutend, als seine Divisionen endlich am 8. April den Inn überschritten und die großen Operationen begannen.

Ich habe vorher schon die Tüchtigkeit und die Unzulänglichkeit seines Wesens angedeutet. Er hatte, noch in jungen Jahren, 1793 zum ersten Male ein größeres Commando in Belgien geführt; er stand damals unter einer langsamen, be-

dächtigen, ſchwerfälligen Oberleitung, gab aber durch ſein friſches, geſundes, muthiges Auftreten dem ganzen Feldzug raſchern Gang und glänzende Erfolge. Schon damals erweckte er die Aufmerkſamkeit Europa's und die Hoffnungen Deutſchlands; mit ausſichtsreicher Freude ſah ihn nach den Unglücksjahren 94 und 95 die Nation im Sommer 1796 den Oberbefehl über die deutſchen Heere im Südweſten des Reiches übernehmen. Anfangs that er jedoch nicht viel, dieſe Hoffnung zu rechtfertigen; er zeigte, ganz im Gegenſatz zu 93, eine gewiſſe Unbeholfenheit und ſteife Bedächtigkeit, welche die Franzoſen von der Lahn bis zur böhmiſchen Grenze, von Straßburg bis München vordringen ließ. Aber mit einem Male war es, als wenn er einen läſtigen Hemmſchuh abgeworfen hätte; eine genial und einfach gedachte Operation rollte plötzlich mit zermalmender Schnelligkeit über die feindlichen Heere dahin, zuerſt das eine dann das andere derſelben unterlagen ſeinen vernichtenden Schlägen; er war unter dem Jubel des befreiten Landes wieder er ſelbſt — freilich um dann gleich wieder in tiefes Mißtrauen gegen ſich und beharrliche Unluſt am Kampfe zu verſinken. War es der epileptiſche Krankheitszuſtand, der periodiſch über ihn kam? waren es ſtörende Einwirkungen von oben, denen gerade er, der Nächſte am Throne, am nächſten ausgeſetzt war? Wir können es nicht entſcheiden. Sicher iſt, daß er an Reichthum und Schnelligkeit der Erfindung, an Stätigkeit und Unverwüſtlichkeit der Willenskraft ſeinem furchtbaren Gegner nicht gleich ſtand: aber eben ſo gewiß, daß er ein tapferer, kluger, menſchenfreundlicher Mann war, der Zutrauen und Ehrfurcht erweckte, eine kleine, ſchmächtige, fein nervige Geſtalt, kräftig und anmuthig in jeder Bewegung, von völliger Einfachheit und Natürlichkeit im Benehmen

und dabei von unerſchrockenem Muth, Gerechtigkeit und Selbſtverleugnung. An den Krieg von 1809 war er von Anfang an mit großer Beſorgniß herangegangen; er blieb in dieſer Stimmung auch nach dem Beginne der Feindſeligkeiten, ging unſicher, taſtend, ſchwankend vorwärts. Erſt acht Tage, nachdem er den Inn überſchritten, langte Napoleon bei ſeiner Armee an; mit der Schnelligkeit des Blitzes, wie er ſelbſt ſagte, traf er die Anordnungen, um unter den Augen des Gegners ſeine zerſtreuten Heereskörper zu ſammeln, ſich zwiſchen die feindlichen Abtheilungen zu werfen, und dann jedesmal mit Uebermacht die einzelnen zu beſiegen. So ſchlug er den General Fürſten Hohenzollern bei Hauſen am 19., den General Hiller bei Abensberg am 20., den General Roſenberg bei Eggmühl am 22., und warf am 24. den Erzherzog ſelbſt bei Regensburg über die Donau zurück. Nicht am wenigſten glänzten in dieſen Gefechten die baieriſchen Truppen, bei denen Napoleon wie ſonſt bei ſeiner Garde ſein Hauptquartier genommen hatte; was die Oeſterreicher betraf, ſo hatten ihre Regimenter ohne Ausnahme mit heldenmüthiger Ausdauer gefochten, und den Schild ihrer Waffenehre blank und makellos durch alles Unglück hindurchgerettet. Aber deſto erſchütternder war die Kataſtrophe dieſer fünf Tage für das große Ganze. Der Erzherzog hatte in den Kämpfen derſelben faſt 50,000 Mann an Todten, Verwundeten, Gefangenen eingebüßt; die Hoffnungen auf eine glänzende Offenſive, auf das Fortreißen des ganzen Deutſchland waren dahin; wohl mochte Stadion auf dieſe Nachricht ausrufen: Mein Gott, mein Gott, Alles iſt verloren. Die Wirkung wurde fühlbar von Warſchau bis Verona, von der Oſtſee bis zu den Alpen. Der größte Theil von Tyrol wurde augenblicklich durch Lefebvre und

Wrede wieder beſetzt, ein Aufſtand in Heſſen blutig unterdrückt, der preußiſche Major Schill, der auf eigene Fauſt einen Zug gegen Magdeburg verſuchte, nach tapferem Ringen überwältigt. Die preußiſche Regierung war völlig entmuthigt, alle Rüſtungen wurden ſuſpendirt. Erzherzog Ferdinand hatte Warſchau erreicht, Erzherzog Johann war im Marſche auf Verona; Beide mußten eiligſt zurück, um den eigenen heimiſchen Boden gegen ein erdrückendes Schickſal vertheidigen zu helfen.

Denn hier galt es. Napoleon verfolgte ſeinen Sieg mit demſelben reißenden Ungeſtüm wie 1805. Während Erzherzog Karl mit der größern Hälfte ſeines Heeres von Regensburg durch Böhmen marſchirte, drang Napoleon hinter General Hiller am rechten Donauufer abwärts. Am 13. Mai wurde Wien erreicht und durch eine kurze Beſchießung zur Capitulation genöthigt. Indeß war Erzherzog Karl ſeinerſeits aus Böhmen herangekommen, und traf Wien gegenüber auf dem linken Donauufer in den weiten Ebenen des Marchfeldes ein, ungefähr 80,000 Mann ſtark. Napoleon, der in Wien damals noch 90,000 Mann vereinigt hatte und ungeduldig die letzte Entſcheidung ſuchte, beſchloß ſo raſch wie möglich den Strom zu überſchreiten, und den Krieg mit einer großen Feldſchlacht zu beenden. Er wählte dazu eine Stelle, wo die Donau die große Inſel Lobau umſpült, und dieſe eine bequeme Station zum Uebergange bietet, den breiteſten Arm hinter ſich, nur durch einen ſchmalen Canal von dem öſtlichen Ufer getrennt. Hier ſetzte er ſich feſt, und begann die Ueberbrückung, obgleich der durch die Frühlingsregen angeſchwollene Strom reißend wie ein Bergwaſſer und breit wie ein Meeresarm war. Am Abend des 20. waren die erſten Franzoſen drüben, und beſetzten die beiden nächſten Dörfer am

Fluſſe, Aspern und Eßlingen. Der Erzherzog ließ ſie abſichtlich gewähren, in der Hoffnung, ſie, durch den Strom getheilt, zu ſchlagen, und bei dem mißlichen Rückzug über die Brücke zu vernichten. In ſeinen Schaaren war bis auf den letzten Mann das Gefühl, daß man für Haus und Heerd, für Weib und Kind, für Deutſchland und Europa ſtreite: Mittags den 21. brachen ſie auf die beiden Dörfer mit furchtbarem Anſturm ein; Aspern wurde ſechs Mal genommen und verloren, endlich von den Oeſterreichern, Eßlingen aber von den Franzoſen behauptet. Die Nacht hindurch trieb Napoleon hinüber, was irgend zur Stelle war, ſo daß am 22. auf jeder Seite etwa 70,000 Mann in Schlachtordnung ſtanden. Das entſetzliche Kämpfen begann mit dem erſten Dämmern des Sommermorgens. Die Franzoſen nahmen die erſten Gaſſen von Aspern, die Oeſterreicher ſuchten vergebens Eßlingen zu ſtürmen, von deſſen Beſitz die franzöſiſche Rückzugslinie abhing; die Angriffe folgten ſich hinüber, herüber; es iſt unmöglich, ſie aufzuzählen. Die Anſtrengungen, die Verluſte waren ungeheuer; gegen Mittag ballte Napoleon im Centrum eine mächtige Angriffscolonne mit 100 Geſchützen zuſammen, gewann Boden, hoffte die öſterreichiſche Linie durchriſſen zu haben: da warf ſich Erzherzog Karl perſönlich mit dem Regimente Zach in die Lücke, dem dichten Kugelregen entgegenſtürmend, und ſtellte das Gleichgewicht wieder her. Von dieſem Augenblicke an war der Tag entſchieden, die Franzoſen wichen auf allen Punkten: zugleich erhielt Napoleon dringende Nachricht, die Wucht des immer wachſenden Stromes bedrohe den Stand der großen Brücke, gleich darauf, ſie ſei durch öſterreichiſche Brander und Flöße zerriſſen worden. Damit war ein Theil ſeiner Reſerve von dem kämpfenden Heere getrennt,

und was noch ſchlimmer war, die allmälig ausgehende Munition konnte nicht mehr erſetzt werden. Der Rückzug auf die Inſel wurde unvermeidlich. Nur konnte man ihn nicht wohl vor der Dämmerung, und man durfte ihn bei Strafe der Vernichtung nicht fliehend antreten, weil die einzige Bahn der Rettung die ſchmale Brücke in die Lobau war. Der Kaiſer ſelbſt ging über den Strom zurück, um dort das Nöthige vorzukehren, und übertrug Maſſena die Fortſetzung des Kampfes bis zum Einbruch der Nacht. Nun entwickelte ſich ein einzig furchtbares Schauſpiel. Maſſena ſtellte ſeine Truppen um Eßlingen und in der Ebene von Aspern auf, um den Boden Schritt auf Schritt den immer heftiger andringenden Oeſterreichern ſtreitig zu machen. Dieſe durch den Beginn des Sieges geſpornt, verdoppelten ihren Ungeſtüm und ihre Todesverachtung; ein Officier rief einen Trupp für ſich allein vorſtürmender Grenadiere an, wo ihr Bataillon ſei — „wir ſind das Bataillon“ — die Andern lagen Alle todt das Geſicht gegen den Feind: einem Reiter reißt eine Kanonenkugel den Arm weg, ein Anderer fragt ihn: Wie geht es, Kamerad? — „Es geht gut, die Franzoſen fliehn über die Donau.“ Gegenüber dieſer Gluth der patriotiſchen Begeiſterung hatte ſich drüben die militäriſche Ehre zu bewähren. Die Franzoſen, außer Staude, das feindliche Feuer zu erwiedern, wurden gliederweiſe durch die öſterreichiſchen Kartätſchenſalven niedergeſtreckt, konnten nicht vorwärts, durften noch nicht zurück. Sie hielten aus, ſchloſſen über die Leichen zuſammen, wo eine Lücke entſtand, und wehrten wenigſtens das äußerſte Verderben ab, bis endlich das erſehnte Dunkel hinunterſank, und Maſſena den Befehl zum Abmarſch gab. Ihre Verluſte waren grauenvoll, 12,000 Todte, 29,000 Verwundete; auf der Inſel drängten ſich

die Reſte zuſammen, ungeordnet, hungernd und durſtend; Napoleon ſelbſt zum Tode erſchöpft, lag zwanzig Stunden in dumpfem Schlaf zu Ebersdorf, nicht zu erwecken, obwohl die Soldaten um ihn her das Schloß plünderten; die Marſchälle beriethen in leiſem Flüſtern, wie man den Rhein erreiche, wenn er nicht mehr erwache.

Aber um ſo leuchtender war drüben im deutſchen Lager der Siegesjubel. Auch dort hatte man mit der ungeheuern Maſſe von 24,000 Mann den Tag bezahlt: aber man hatte den Sieg, man hatte glorreich den Nieüberwundenen Stirne an Stirne bekämpft und zur Umkehr genöthigt. Die geſchlagenen, ermüdeten, mit allen Nachtheilen eines ſchleunigen Rückzugs ringenden Truppen hatten den ſtolzen Gegner ſtreitfertig aufgenommen, und im offenen Kriegsfelde überwältigt. Der Erzherzog, eben noch durch das Unheil von Regensburg umwölkt, ſtand wieder in herrlichem Siegesglanz; dem wackern und rechtſchaffenen Manne, welchem das Schickſal den Kampf gegen einen ihm weit überlegenen Gegner zugewieſen, war ein Augenblick zu Theil geworden, wohl werth, um für alle Mühſal und Enttäuſchung eines ſchwergeprüften Lebensganges zu entſchädigen. Noch einmal war es ein Moment, in welchem das Größte möglich ſchien. Denn der Donner von Aspern ging mit gleichem Widerhall wie jener von Regensburg durch ganz Europa. Auf's Neue erhob ſich Tyrol und Vorarlberg; der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig brach mit ſeiner ſchwarzen Legion aus Böhmen nach Sachſen und beſetzte das halbe Land; ein kleines öſterreichiſches Corps drang über das Fichtelgebirge nach Franken ein, wo ſogleich eine patriotiſche Erhebung begann. Es gährte in Würtemberg, es gab neue Unruhen in Heſſen —

welch ein Augenblick, wenn ſich jetzt ein preußiſches Heer von 150,000 Mann für die gemeinſame Sache erhob und rings umher ganz Deutſchland in Flammen ſetzte, während der Erzherzog mit gleichem Nachdruck wie bei Aspern den mächtigen Kampf auf dem Marchfelde fortführte, und den galliſchen Imperator mit eiſernem Griffe feſthielt, bis dann hinter ihm die Wogen eines empörten Völkermeeres zuſammenſchlugen.

Dies war, ſoweit menſchliches Erwägen reicht, damals möglich. Daß es nicht geſchah, hatte vornehmlich zwei Gründe. In Berlin gab es Niemand, welcher den König mit dem Anſehen Stein's hätte beſtimmen und fortreißen können: im Angeſichte der ungeheuern Gefahr kam er zu keinem Entſchluſſe, befahl neue Rüſtung zu großem Zorne Napoleon's, wagte endlich den Würfel nicht zu werfen. In Oeſterreich aber, wo nach Aspern beide Gegner in mehrwöchentlicher Waffenruhe wetteiferten, die Verluſte herzuſtellen, Verſtärkungen heranzuziehen, neue Kraft zu ſammeln, war weder das Gefüge der Regierung noch das Talent des Erzherzogs dem Genie Napoleon's gewachſen; anfangs Juli hatte der franzöſiſche Kaiſer eine Uebermacht von 180- gegen 130,000 Mann zur Stelle, und entſchied den Ausgang des Krieges durch die Rieſenſchlacht von Wagram am 5. und 6. Juli. Oeſterreich ging mit neuer Einbuße an Landgebiet, aber mit einem unendlichen Zuwachs an Ehren aus dem Heldenkampfe gegen halb Europa hervor. Deutſchland hatte noch drei Jahre im fremden Joche zu dulden, und auch als es ſich dann mit ſiegender Unwiderſtehlichkeit erhob, mußte es die volle Buße für die Fehler und Unterlaſſungen von 1809 bezahlen. Denn an Glück und Leid, an Ruhm und Unheil empfängt ſtets eine jede Nation genau, was ſie verdient.

## III.

Im Sommer 1812 wälzte Napoleon seine unabsehbaren Heeresmassen den Grenzen Rußlands zu. Franzosen und Polen, Holländer und Schweizer, Spanier, Italiener und Rheinbündner, eine Armada, riesenmäßig wie das Heer des Xerxes und wohlgeordnet wie die Paraden Friedrich's II.; ungefähr 420,000 Mann für den activen Krieg, 80,000 Mann zur Bewachung Deutschlands, eben so viel zur Deckung der französischen und italienischen Küsten, und das Alles neben den in Spanien kämpfenden Heeren von nahe 200,000 Mann. Beim Anblick dieser unermeßlichen Streitkräfte berauschte sich der Stolz des Kaisers immer mehr, alle Entwürfe, alle Begierden, die in seinem mächtigen Wesen jemals angeklungen, regten sich noch einmal bei dieser letzten Erhebung. Er kam sich wieder wie 1799 als der Bändiger der Revolution vor; er sei dazu bestimmt, die tollen Cortes in Cadix und die rebellischen Träumer in Deutschland zu vernichten; er dachte, Holland, Berg und Westphalen zu einem großen Königreiche zu vereinen und dadurch sowohl die holländische als die deutsche Nationalität zu brechen; zum Abschluß des Continentalsystems, sagte er zu seinem Staatsrath, müsse er alle Häfen der Ostsee haben und französische Zollwächter in Petersburg aufstellen. Erschien es Andern schon als ein gigantisches Unternehmen, von Paris aus eine Operationsbasis

an der Weichsel einzurichten, so war er bereits von dem Gedanken erfüllt, nach Vollendung dieses Krieges die Basis zu einem neuen Zuge an der Wolga zu nehmen, und sich durch Persien auf das englische Ostindien zu werfen.

So wälzte der gewaltige sich selbst überstürzende Geist die Schicksale Europa's in seinem Gedanken. Was Deutschland betraf, so verstand es sich von selbst, daß die Staaten des Rheinbundes ihre Contingente, über 100,000 Mann, zum Heere des Eroberers stellten. In wenig verschiedenem Verhältniß befand sich damals Oesterreich. Nach der Katastrophe von 1809 war Stadion zurückgetreten, und der bisherige Gesandte in Paris, Graf Metternich, Minister geworden, damals noch ein junger Mann, der in Paris mit allen Cavalieren und schönen Damen des napoleonischen Hofes auf dem besten Fuße gestanden und stets die Meinung ausgesprochen hatte, besiegen lasse sich der furchtbare Kriegsfürst einmal nicht, es sei am besten, seine Gunst zu suchen. So war der Umschwung, den sein Antritt in Wien bezeichnete, vollständig. Als Napoleon sich von seiner Gemahlin Josephine trennte, beeilte sich Metternich, um ein Ehebündniß zwischen Frankreich und Rußland zu verhüten, jenem die Hand der Erzherzogin Marie Louise anzubieten, was allerdings nicht hinderte, daß Kaiser Franz seinen Schwiegersohn noch gründlicher haßte als bisher seinen Besieger, was immer aber die massivste Absage von allen Bestrebungen Stadion's in sich schloß. Die norddeutschen Verschwörer gegen Napoleon, denen Oesterreich bisher Schirm und Asyl gewesen, sahen sich mit den Kerkern von Munkacz und Spielberg bedroht; Metternich fand wie Napoleon selbst, daß dieses Gähren in den Volksmassen, dieses Treiben selbstwilliger Nationalitäten der guten

Ordnung aller Staaten höchſt verderblich ſei. Der erſte Mann am Wiener Hofe war ſeitdem, wie grimmig auch der öſterreichiſche Adel darüber knirſchte, der Geſandte Napoleon's. Die traurigſte Folge dieſes furchtbaren Umſchlags zeigte ſich nun im Innern des Reiches. Die Bevölkerung, welche 1809 ihr Gut und Blut für die Befreiung eingeſetzt, vermochte Metternich's leichter Eleganz nicht ſo ſchnell nachzukommen und nicht ohne eignen Schaden Haß in Liebe und Abſcheu in Bewunderung zu wandeln. Das Unterliegen im Kampfe hätte ſie ertragen, die neue Freundſchaft aber mit Napoleon hatte eine tiefe politiſche Demoraliſation zur Folge. Durch das wackere Volk ging ein unausſprechlich bitteres Gefühl, die reinſte Begeiſterung, die edelſten Opfer nutzlos weggeworfen zu haben, um nicht bloß in Niederlage, ſondern in Entwürdigung zu enden. Wer noch von Vaterland und Freiheit und Enthuſiasmus redete, ſah Unglauben und Spott auf dem Geſichte der Hörer; die troſtloſe Stimmung des alten Wortes: „Laßt uns eſſen und trinken, denn morgen ſind wir todt" klang damals aus allen Kreiſen in Oeſterreich wieder. Dazu kam eine große Kriſis in den Finanzen, Deficit, Papiergeld und ſchwankende Valuta, mit ihrem ganzen Gefolge von Verarmung und Habgier, Schwindel und Corruption, zuletzt ein voller erklärter Staatsbankerott, nach allen jenen triumphirenden Hoffnungen von 1809 eine weite, öde, regungsloſe Abſpannung. Als Napoleon gegen Rußland rüſtete, war unter ſolchen Verhältniſſen Metternich's Linie von ſelbſt gezeichnet. Gegen das Verſprechen einer territorialen Vergrößerung im Siegesfall — man dachte an das 1809 abgetretene Illyrien — ſchloß er mit Napoleon ſein Bündniß und ſtellte zu der großen Armee 40,000 Mann unter dem General Grafen Schwarzen-

berg. Sonst wurde das Reich in seinem Innern durch die heranbrausende Kriegsfluth nicht weiter berührt.

Anders war die Lage Preußens, welches unmittelbar auf der Straße des französischen Angriffsheeres lag, ja, dessen schmaler Boden diese Straße recht eigentlich bildete. Auch dort hatte die Katastrophe von 1809 sich fühlbar gemacht; eine absolutistische Partei der brandenburger Junker, welche damals in Napoleon wie später in Kaiser Nikolaus den Hort der conservativen Politik verehrte, war einen Augenblick zu Einfluß gekommen und hatte alle Reformen Stein's in das Stocken gebracht. Indeß war bei der dortigen Lage ein solches Verhältniß zu monströs und empörend, um Bestand haben zu können; im Juni 1810 übernahm der frühere Minister Hardenberg die Verwaltung wieder, ein Mann, der höchst liebenswürdig, offen und einnehmend im persönlichen Verkehre war, von großer Thätigkeit, aber ohne sittlichen Ernst, rührig, aber nicht durchgreifend, edlen und niedrigen Einflüssen gleich zugänglich. Damals war er jedoch mit Stein in engem Verständniß und voll von guter Gesinnung, und setzte auf allen Gebieten des Staatswesens Stein's Werk mit löblichem Eifer fort. Aber als die entscheidende Stunde kam, war doch Nichts fertig und vor Allem kein sicherer Entschluß vorhanden. Napoleon wußte wohl, wie es stand, und seine Erwägungen gingen unaufhörlich dicht am Aeußersten her. Die Seeküste bis Lübeck war damals französische Provinz, Magdeburg, Danzig, Küstrin hatten französische Garnison; es bedurfte nur eines Winkes, um ganz Preußen mit feindlichen Heeresmassen zu überschwemmen, und oft genug gab der französische Gesandte in Berlin drohende Andeutungen über Napoleon's Zorn. Scharnhorst und sein feuriger Gehülfe Gneisenau freuten

ſich darüber, damit man endlich zur Gewißheit komme; ſie konnten das Heer in vierzehn Tagen auf 120,000 Mann und das ganze Volk in Aufſtand bringen. Der König aber, in jedem Augenblick der Verhaftung durch die Franzoſen gewärtig, war in bitterer Verlegenheit und verſuchte gleichzeitig Unterhandlungen in Paris und Petersburg. Bei der Stimmung des Landes reichte dies aus, um das Vertrauen zu der Regierung völlig aus den Fugen zu bringen; eine tiefe Niedergeſchlagenheit und moraliſche Zerrüttung trat ein, und die entſchiedenen Patrioten gewöhnten ſich an den Gedanken, auch ohne die Regierung zu handeln. Im Juli 1811 bot Hardenberg den Ruſſen ſein Bündniß, wenn ſie auf der Stelle einrücken wollten. Dazu konnte ſich aber wieder Alexander nicht entſchließen, ſondern ließ dem Könige heimlich ſagen, er ſehe ein, daß Preußen ein Bündniß mit Frankreich nicht vermeiden könne. So warf ſich, October, der König in die Arme oder beſſer zu den Füßen Napoleon's, mußte dann aber faſt noch ein halbes Jahr um die Gnade des Bündniſſes betteln. Endlich Februar 1812 kam der Vertrag zu Stande: er enthielt die reine Unterwerfung Preußens unter Napoleon's Herrſchaft, vermehrte die franzöſiſchen Garniſonen in den preußiſchen Feſtungen, beſtimmte freie Verpflegung des franzöſiſchen Heeres auf dem Durchmarſch und ſtellte dem Kaiſer 20,000 Mann Hülfstruppen zur Verfügung, welche unzerſplittert, aber unter dem Oberbefehl eines franzöſiſchen Marſchalls operiren ſollten. Die Wirkung dieſes Bündniſſes in Preußen war niederſchmetternd. Scharnhorſt legte das Miniſterium nieder, Gneiſenau und dreihundert andere Officiere nahmen den Abſchied, zum Theil um in engliſche, ruſſiſche, ſpaniſche Dienſte zu treten; es waren die wärmſten Patrioten, bei denen der

nationale Sinn die alten Begriffe der militäriſchen Ehre und Dienſtpflicht überwog. Der König lobte ſich die Anderen, Männer wie Kneſebeck, Bülow, York, die in feſter Disciplin unter allen Umſtänden bei ihrem Kriegsherrn aushielten. General York wurde zweiter, und bald erſter Befehlshaber des Hülfscorps, ein ſo heftiger Feind der Franzoſen wie Einer, zugleich aber von jeher ein Gegner des Stein'ſchen Liberalismus, darüber zerfallen mit Gneiſenau und wüthend über die Ausreißer. Eine Natur von herber und ſchroffer Feſtigkeit, in ſich gekehrt und argwöhniſch, verzweifelnd über das Loos, den Franzoſen zu dienen, aber entſchloſſen, rückſichtslos ſeine Pflicht zu thun. Er wurde dem Marſchall Macdonald zugewieſen, der 30,000 Mann gegen Riga führte, um den äußerſten linken Flügel der großen Armee zu bilden, ſo wie Schwarzenberg die äußerſte Rechte derſelben in Südpolen abſchloß. In dem Augenblick, in welchem die Feindſeligkeiten begannen, reiſte Stein, vom Kaiſer Alexander eingeladen, nach Petersburg, wo er durch ſein Feuer und ſeine ſchwere Gediegenheit ſehr raſch einen entſcheidenden Einfluß gewann, und während Napoleon's Maſſen in Rußland vordrangen, alle Fäden der populären Verbindungen durch ganz Norddeutſchland in ſeiner ſichern Hand zuſammennahm.

Nachdem die große Armee im Juni 1812 den Niemen überſchritten, lagerte ſich eine tiefe Stille über Europa. In den erſten Wochen vernahm man hier und da eine Nachricht über ihr Vordringen in das innere Rußland, dann aber blieb Alles lautlos, auch die kaiſerlichen Bulletins verſtummten Wochen lang, Monate lang. Ende September kam eine Notiz von dem Brande Moskau's, damals unwiderſprochen in der Faſſung, daß die Franzoſen die eroberte Stadt zerſtört hätten. Dann wieder

zwei Monate volles Schweigen — als plötzlich die Kunde durch die Länder flog, daß am 14. December Napoleon allein, ohne Feldherrn, ohne Heer in Dresden erſchienen und raſch nach Paris weiter geeilt ſei. Man war erſtaunt und wie durch einen fahlen Blitzſtrahl in dunkler Nacht geblendet; aber nur wenige Tage vergingen, und ein Gottesgericht ohne Gleichen wurde in überwältigender Klarheit den erſchütternden Blicken entfaltet. Am 19. erreichte König Murat von Neapel die ruſſiſch-preußiſche Grenze, mit ihm ein Troß von 20,000 Menſchen, über die jede Art von irdiſchem Elend entladen war. Abgeriſſen, hohläugig, in Lumpen und Coſtüme aller Art gewickelt, wankten die Maſſen vorwärts, eine meilenlange Colonne ohne alle Ordnung, die auf der ſchneebedeckten, ſofort mit Leichen, Verwundeten, Trümmern, Brandſtätten erfüllten Straße daherzog; Viele erblindet und taub durch die Kälte, Viele ſinnlos und geiſtesverwirrt, Alle in dumpfer und ſtumpfer Gleichgültigkeit, aus der ſie nur der Anblick einer wärmenden Stätte oder der Klang eines Koſakenhurrahs emporzureißen vermochte. Das war der Reſt der Armee von Moskau, von 300,000 der beſten Truppen Europa's, alles Andere war todt, zerſprengt, gefangen. Niemals hatte ein ähnlicher Stolz einen gleich ungeheuern Sturz erlebt. Die beiden Kaiſer, welche fünf Jahre früher dort am Niemen die Welt zu theilen unternommen, hatten jetzt in einem rieſigen Zweikampfe die beſte Kraft ihrer Reiche ſich gegenſeitig hingeſchlachtet. Denn auch die ſiegenden Ruſſen hatten kaum weniger als die beſiegten Franzoſen gelitten. Kutuſow's Hauptheer zählte von 210,000 höchſtens noch 40,000, die Seitenheere Wittgenſtein's und Tſchitſchagoff's 23- und 13,000 Mann. Der ſechsmonatliche Feldzug hatte den Ruſſen 300,000, den Franzoſen eine halbe

Million Menſchen gekoſtet. Die Wirkung in den deutſchen Grenzlanden war im erſten Augenblicke betäubend, die Einzelnen wie im Schwindel, die Regierungen völlig faſſungslos. Jeder empfand, daß eine ungeheure Entſcheidung gefallen — oder nein, daß eine ſolche begonnen ſei; und doch ſah Niemand im erſten Augenblick die Tragweite, die mögliche Benutzung derſelben. Der König von Preußen, ungewiß, von welcher Seite die eigentliche Gefahr drohe, befahl neue Rüſtungen; Metternich meinte, wenn Oeſterreich jetzt für Napoleon noch mehr thun ſolle, ſo würde es Zeit ſein, ihm in den illyriſchen Provinzen den Lohn dafür auszuzahlen. Beide betheuerten einſtweilen dem franzöſiſchen Kaiſer ihre feſte Ergebenheit.

Unter dieſer Vorausſetzung gab Napoleon trotz ſeiner koloſſalen Verluſte das Spiel noch nicht verloren. Die Ruſſen zauderten, ihre Grenze zu überſchreiten. Noch ſtand Macdonald mit mehr als 20,000 Mann in Kurland, Reynier mit 15,000 im Großherzogthum Warſchau, Heudelet mit 15,000 in Königsberg, General Grenier war im eiligſten Anmarſch zur Verſtärkung. Die Ruſſen hatten nicht mehr zur Stelle; Napoleon war in Paris mit neuen weiten Waffnungen beſchäftigt; es war gewiß, daß er ungleich ſchneller als die Ruſſen eine friſche Armee würde erſchaffen können. Aber bereits glühte der deutſche Boden unter den Füßen der franzöſiſchen Truppen, und in demſelben Augenblicke, in dem Napoleon jene diplomatiſchen Freundſchaftsworte empfing, zerriß ein unerwartetes Ereigniß alle Dämme vor dem Aufſchwung der deutſchen Nation.

Noch in der Mitte December ſtand Macdonald, die Feſtung beobachtend, in der Nähe von Riga. Indeß als er den Befehl zum Rückzug erhielt, waren die Ruſſen doch nicht im Stande,

von Litthauen her ſchneller als er die oſtpreußiſche Grenze zu erreichen; höchſtens durch leichte Vortruppen konnten ſie ſeinen Rückzug beunruhigen. Zwei Drittel des Corps bildeten nun jene preußiſchen Diviſionen, deren Anführer York einige Wochen früher mit Macdonald völlig zerfallen war. Sein alter Haß gegen die Franzoſen war ſeit ſeiner Unterordnung unter ihren Dienſt grimmiger als jemals; das ganze Corps theilte ſeine Stimmung und bei den erſten Gerüchten über die Kataſtrophen des Feldzuges ging ein zurückgehaltener, aber deſto tieferer Jubel durch alle Herzen. York überſah mit ſeinem ſchneidenden Verſtande die Lage vollkommen, die völlige Vernichtung der großen Armee, den Augenblick der Befreiung jetzt oder nie, die Nothwendigkeit eines raſchen Entſchluſſes. Er ſah, daß wenn er unter Macdonald's Fahnen blieb, 40,000 und bald 60,000 Mann den Ruſſen die oſtpreußiſche Grenze ſperrten, höchſt ausreichend bis zur Ankunft Napoleon's mit einem neuen Heer, daß dann der König, ſorglich und unentſchloſſen, keinen Streich wagen, die beiſpielloſe Gelegenheit für immer verloren ſein würde. Auf der andern Seite: fiel er ab, ſo konnten die 20,000 Franzoſen ſich in Oſtpreußen nicht mehr behaupten, dort erhob ſich das Volk, es gab für die Gegner keinen Halt mehr bis zur Oder, vielleicht bis zur Elbe, die altruſſiſche, dem Offenſivkrieg abgeneigte Partei wurde durch die Umſtände fortgeriſſen, der Krieg und mit ihm die Erhebung wälzte ſich, nicht zu ermeſſen in ihrem Ausgang, nach Deutſchland hinein. Die Ruſſen, die militäriſche Wichtigkeit der Sache erkennend, hatten ſogleich eine Unterhandlung mit ihm begonnen, drohten, drängten, boten ihm Alles. Er marſchirte ſo langſam wie möglich und ſandte einen Adjutanten eilfertigſt nach Berlin, um den König um einen Befehl zu bitten.

Dieſer aber, in ſeiner Hauptſtadt von Franzoſen umringt, wagte keine Antwort zu geben und ſandte trotz alles Drängens und Flehens den Botſchafter ohne Entſchließung zurück. „Um Gott, Majeſtät," fragte der Adjutant in ſeiner letzten Audienz, „ſoll der General in jedem Fall der Allianz treu bleiben?" Je nach den Umſtänden, war die Antwort. Darüber gelangte York bis dicht an die Grenze; zwei Märſche und Alles war vorüber: er mußte ſich ſelbſt entſcheiden. Er machte, tief in ſich verſchloſſen, jeden Rathgeber zurückſchreckend, entſetzliche Kämpfe in ſeinem Innern durch. Was er in ſeinem Sinne bewegte, war nach der Anſchauung ſeines bisherigen Lebens offene Felonie, Auflehnung des Soldaten gegen den Kriegsherrn, Verführung der Armee gegen die Politik ihres Königs. Und doch erſchien das Alles in der unerhörten Kriſis der Welt als leere Formſache. Auch der König ſah ja im Grunde der Seele nur in Napoleon ſeinen Feind, es galt die Rettung oder das Verderben des Vaterlandes, jetzt oder nie. Eine Fügung Gottes, daß ein Mann wie dieſer gerade an dieſer Stelle ſtand, als ewiges Denkzeichen, daß für den ſittlichen Menſchen damals keine Wahl blieb. York faßte plötzlich, als die Ruſſen ſchon an ihm verzweifelten, ſeinen Entſchluß; er ſchrieb dem König: „Ich lege mein Haupt Eurer Majeſtät zu Füßen, und bin bereit, mein ungeſetzliches Verfahren auf dem Sandberge zu büßen." Aber er zeichnete am 30. December 1812 die Convention von Tauroggen, wodurch er ſein Corps von den Franzoſen trennte und trotz der franzöſiſch-preußiſchen Allianz neutral ſtellte.

Der Eindruck dieſer That ging wie ein Erdbeben durch Deutſchland und Europa. Napoleon empfand mehr als Zorn: er ſah, daß es kein Act militäriſcher Rebellion, ſondern der Be-

ginn eines unabsehbaren nationalen Ausbruchs war. Metternich hatte dieselbe Einsicht; er freute sich nicht, er fand darin das Auflodern einer deutschen Revolution: aber er hielt die Katastrophe jetzt für unvermeidlich und sandte heimlich an Alexander, daß er zum Beitritte bereit sei, und ließ Schwarzenberg sich nach Gallizien zurückziehen. Was die zunächst Betheiligten angeht, so war der König von Preußen wie vom Donner gerührt, zunächst erbittert über York's Eigenmächtigkeit, mit der er das Schicksal seines Herrn bloßstellte, „da soll Einen ja der Schlag rühren;" er verfügte Absetzung und Kriegsgericht gegen den General, an den freilich die russischen Vorposten keine Nachricht darüber gelangen ließen; zugleich schrieb Hardenberg diensteifrig an Napoleon und bot selbst, kläglich genug, eine Heirath des Kronprinzen mit einer bonapartischen Prinzessin an. In Ostpreußen aber waren bereits durch York's Entschluß das Land, der Krieg, die Geister verwandelt. Ganz von selbst kamen die Russen über die Grenze, York, strenger und verschlossener als je, wurde in Königsberg mit unendlichem Jubel empfangen, durch die ganze Provinz tönte sein Jetzt oder Niemals in allen Herzen wieder.

Einige Wochen verlegener Spannung hatte man noch durchzumachen, so lange die Beistimmung des Königs nicht ausgesprochen war; in dieser Zwischenzeit trat Stein mit einer russischen Vollmacht auf, die ihm die Verwaltung Ostpreußens übertrug, und kam darüber mit York und Schön, die vor allen Dingen nicht russisch statt französisch werden, sondern deutsch und preußisch bleiben wollten, fast in offenen Hader. Indessen pflanzte sich die Erhebung und Begeisterung der Gemüther unaufhaltsam durch die Lande fort; auch der König vermochte ihr nicht lange mehr

zu widerſtehen, zumal Scharnhorſt jetzt wieder an ihn herantrat, alle Erinnerungen der Leidenszeit wach rief und die Mittel zum ruhmreichſten Kampfe anſchaulich machte. Der König war durch die Wucht ſeines Unglücks in Kraft und Vertrauen geknickt, vollends ſeit dem Tode der Königin Louiſe, 1810, die recht eigentlich an dem Sturz ihres Landes dahingeſchwunden war; er hatte nicht den Muth, an ſich und an ſein Volk zu glauben: aber wie gerne ließ er ſich doch durch Scharnhorſt's warme und hohe Ruhe überreden. Auf ein dringendes Schreiben Alexander's entſchloß er ſich am 22. Januar, Berlin wegen der Nähe der Franzoſen zu verlaſſen und ſeine Reſidenz in das freiere Breslau zu verlegen. Noch trug er ſich mit dem Gedanken an Neutralität und Vermittlung, indeß auch dazu mußte man rüſten, und ſo erſchien am 3. Februar ein königlicher Aufruf, welcher alle jungen Männer von 17 bis 24 Jahren, die nicht bei dem Heere wären, einlud, als freiwillige Jäger die Waffen zu ergreifen. Die Wirkung war wie der Funken in einer weit verzweigten, übervoll geladenen Mine. Nach wenigen Tagen war es auch dem Blödeſten deutlich, daß hier kein Zurückgehen, kein Halten möglich war. Am 5. folgte die Eröffnung des oſtpreußiſchen Provinziallandtags in Königsberg jetzt unter königlicher Autorität zur Waffnung der Provinz. York erſchien bei der erſten Sitzung; mit Hoch und Hurrah empfangen, antwortete er kurz: Ruhe, meine Herren, nach dem erſten Schlachtfelde bitte ich mir das aus. Man wurde dann ſtill, aber nahm die Arbeiten mit grenzenloſem Eifer auf. Nach Scharnhorſt's und Clauſewitz's Gedanken hatte hier Graf Alexander Dohna einen Entwurf für Errichtung der Landwehr vorgelegt, in Folge deſſen alle Kräfte des Landes in Bewegung kamen und binnen wenigen Wochen 33,000 Mann

unter den Waffen ſtanden. Ebenſo nachdrücklich rührte ſich Pommern; von allen Punkten der Provinz kam Nachricht nach Breslau, der Bürgerkrieg ſei unvermeidlich, wenn der König nicht mit Frankreich breche. Am 15. Februar entſchied ſich der König ſelbſt, und ſandte den Oberſten Kneſebeck an Alexander, um über den Abſchluß des Bündniſſes zu unterhandeln.

Der ruſſiſche Kaiſer war Anfang 1813 ſeinem Heere über die Grenze gefolgt; in einigen Wochen war das Großherzogthum Warſchau in ſeinem ganzen Umfange durch Kutuſow's Truppen beſetzt. Daß es einſt preußiſche und öſterreichiſche Provinzen geweſen, davon war keine Rede, Rußland war entſchloſſen, ſich dieſes Mal den letzten Reſt der polniſchen Beute nicht entgehen zu laſſen. Bei Metternich, der in Bezug auf Napoleon ſicherer als Preußen ſtand, der durch keine Begeiſterung in kühler und langathmiger Erwägung gehindert wurde, machte das einen übeln Eindruck; Metternich hielt trotz ſeiner Eröffnung im Januar wieder inne, und erneuerte ſeine Freundſchafts- und Bundesverſicherungen bei Napoleon. In Preußen ging man über die polniſche Sache hinweg; Scharnhorſt und Stein waren gleich entſchieden der Meinung, daß jetzt nicht die Zeit ſei, über Polen zu zanken, daß es jetzt auf den Sturz Napoleon's und auf die Herſtellung der deutſchen Stellung Preußens ankomme. So kam 27./28. Februar in Kaliſch und Breslau der Vertrag zu Stande. Preußen trat darin dem Bunde gegen Frankreich bei, gegen das ruſſiſche Verſprechen, es ſollte in Norddeutſchland eine zuſammenhängende Ländermaſſe, ſo groß wie 1805, und auf polniſchem Boden eine geographiſch-militäriſche Verbindung zwiſchen Oſtpreußen und Schleſien erhalten. Hierfür verhieß es 80,000 Mann zu ſtellen; Stein bewirkte dazu den entſcheidenden

Zusatz, „und diese durch Landwehr zu verstärken." Darauf folgte am 16. März die Kriegserklärung gegen Frankreich, am 17. das Gesetz über die Bildung der Landwehr, und der berühmte königliche Aufruf „an mein Volk." Eine Woche später, am 25., verhieß auch Kutusow in Rußlands Namen, in einem Manifest an die Deutschen Befreiung Europa's, Befreiung Deutschlands, Absetzung aller Fürsten, welche sich der Nationalsache widersetzen würden. Ganz in diesem Sinne wurde am 4. April von den beiden Mächten eine Centralverwaltung für die im Krieg zu besetzenden und zu befreienden Länder eingerichtet, an deren Spitze Stein, damit er für sich fast eine dritte Macht, gestellt wurde.

In diesem Augenblicke war alles preußische Land bereits ein einziges großes Heerlager, das Bild einer ungeheuern schwärmerischen Aufregung und einer festen todesmuthigen Entschlossenheit. Seit dem 3. Februar hatte kein Mensch mehr auf weitere Schritte der Regierung gewartet. Ueberall strömten Jünglinge und Männer zu den freiwilligen Jägern, die Universitäten lösten sich auf, in Breslau führte Professor Steffens seine Zuhörer aus dem Auditorium zum Regiment, die Akademie in Liegnitz, die obern Gymnasien standen leer. Berlin allein stellte binnen vierzehn Tagen 9000 Mann, darunter 370 Gymnasiasten; als eines Tages achtzig Wagen dieser Freiwilligen auf einmal in Breslau ankamen, führte Scharnhorst den König, der stets noch Zweifel hatte, an das Fenster und fragte, ob Majestät sich nun überzeuge. Dem König stürzten die Thränen aus den Augen. Wie die Jugend so das Alter; Familienväter und Greise stellten sich, und mehr als ein Mädchen trat verkleidet

in die Reihe der Männer, um dem Vaterlande Blut und Leben darzubringen.

Preußen, welches am 1. Januar 42,000 Mann unter den Waffen gehabt, ſtellte bis Ende März, bei einer Bevölkerung von 4½ Millionen 110,000 Mann, und dazu während des April und Mai noch 170,000 Mann Landwehren, die militäriſch eben ſo brauchbar wie die Linientruppen waren. Dies war ſchon nach dem Zahlenverhältniß mehr als die franzöſiſche levée en masse 1794 geleiſtet hatte. Und es geſchah nach dem Unheil von 1806, nach der ſechsjährigen Unterdrückung und Ausſaugung, nach den Opfern und Leiden von 1812. Es geſchah ohne Schreckensregiment und Demagogie; es war der begeiſterte Wille aller Einzelnen, welcher die Regierung vorwärts drängte, nach Leitung und Führung rief, und alle Anforderungen unendlich übertraf. Die Hingebung durchſtrömte alle Stände in gleichem Maß, alle frühere Parteiung trat für einen Augenblick vollſtändig vor der Sache des Vaterlandes zurück. Der Staat war im größten Geldmangel, die Flinten mußten erſt aus England kommen, es gab nicht Tuch genug, die Maſſen zu kleiden, und keine Vorräthe, ſie zu nähren. Es machte keinen Unterſchied, keine Stockung entſtand. Wer etwas Brauchbares hatte, gab es hin, und der Soldat war eben ſo bereit zu hungern und zu frieren, wie zu kämpfen und zu fallen. Die ſchleſiſchen Gutsbeſitzer ſchickten ihr Vieh, ihre Frucht- und Kartoffelvorräthe, ſchickten ihre Knechte und kamen dann ſelbſt mit ihren Söhnen zur Armee. Ein Schäfer aus Anclam verkaufte ſeine Heerde, ſchaffte ſich dafür Waffen und Uniform und ging zum Regiment. Ueberall vertauſchten die Frauen den goldenen Schmuck mit eiſernem, um ihre Spangen und Ringe den Kriegscaſſen

abzuliefern. Und wie im Leiblichen, ſo auch im Geiſtigen. Jeder Gedanke, jede Herzensregung, die bis dahin in dem Volke gelebt hatte, Alles mündete jetzt in den einen großen Strom ein, half ihn verſtärken, klären, beſchleunigen. Man gedachte der großen Vergangenheit Deutſchlands, und wußte, daß ein Volk, das für ſeine Ehre zu ſterben bereit iſt, eine lebensvolle Zukunft hat. Die Poeſie erhob ſich wie die Wiſſenſchaft, um dem heiligen Kriege ſeine Waffen zu ſchmieden. Es ſind nicht die erſten Talente unſerer Literatur, die hier auftraten, aber das volle Herz iſt die erſte Stärke zum großen Poeten, und ſo darf auch unſere Literatur ſtolz ſein auf den kecken Lagerton in Körner's Liedern, auf Schenkendorf's tiefe Innigkeit, Arndt's polternden Ungeſtüm; und Rückert's geharniſchte Sonnette ſcheinen mir noch immer das Beſte all ſeiner Dichtungen zu ſein, weil ſie nicht bloß gedichtet und gedacht, ſondern gefühlt und erlebt ſind. Zugleich wandten ſich die Herzen von dem Irdiſchen und Nichtigen hinweg dem Ewigen und Göttlichen zu; eine ernſte und glühende Religioſität wurde allgemeine Stimmung, die doch nichts Düſteres und Fanatiſches hatte, eben weil ſie echt und opferfreudig war. Jetzt war die Zeit gekommen, dieſen Opfermuth zu bewähren: man ging in den Krieg wie zum Gottesdienſt, mit tiefer und froher Andacht, das Bild des großen Vaterlandes vor Augen, welches aus dem Blute der Gefallenen zu der alten Herrlichkeit emporwachſen ſollte. Ehe die Freiwilligen aus Berlin ausrückten, baten ſie Schleiermacher um einen Abſchiedsgottesdienſt. Er predigte ihnen über Matth. 11, 2, die neue Zeit tritt ein, wenn die Blinden ſehen, — die Vorurtheile fallen — die Tauben hören — verachtete Wahrheit findet Eingang — die Lahmen gehen — gelähmte Kräfte gewinnen Leben — die Ausſätzigen

rein werden — die ſittliche Verderbniß wird empfunden — die Todten auferſtehen — das Veraltete und Abgeſtorbene macht neuem Leben Platz — den Armen das Evangelium verkündet wird — auch in dem Aermſten wird das ewige Recht geehrt und eine Kraft durchdringt das ganze Volk. Am Schluß redete er die Mütter der jungen Soldaten an, und pries ſie glückſelig, ſolche Söhne geboren zu haben; ſie weinten und ſchluchzten, aber ſie waren glückſelig. So entſtand ein Heer, wie es kein zweites in der Geſchichte gibt. Ein Verein grauer Veteranen und unbärtiger Jünglinge mit der beſten Manneskraft der Nation, ſoldatiſcher Ungezwungenheit und Derbheit mit religiöſem Schwunge und gewiſſenhafter Sitte, brauſender Freiheitsliebe mit ſtrengem Pflichtgefühl, und treuem Unterthanenſinn. Es enthielt die Keime zu allen echten Fortſchritten, die ſeitdem in dem politiſchen Leben Preußens geſchehen ſind, zu dem unaustilgbaren Streben nach vaterländiſcher Wiedergeburt, das von dort in alle deutſche Gauen getragen worden, zu den phantaſtiſchen Auswüchſen dieſer Gedanken in Turnweſen und Burſchenſchaft, vor Allem aber im nächſten Augenblicke zu einer ausharrenden Angriffskraft, die trotz aller Hinderniſſe Europa zur vollſtändigen Erreichung des großen Ziels hindurchriß.

Groß und gewaltig waren trotz 1812 dieſe Hinderniſſe. Wir können ſie kurz zuſammenfaſſen als die Folgen des Unglücks von 1809. Hätte ſich Preußen damals entſchloſſen, oder hätte Erzherzog Karl damals ſeine Aufgabe zu löſen vermocht, ſo hätte Deutſchland allein mit der eigenen Kraft geſiegt, und es hätte Krieg und Sieg gehabt unter der Führung von Stadion und Stein. Jetzt war man zunächſt an die Unterſtützung Rußlands

gewieſen, und mußte ſofort bei allem Ruhm des vorigen Jahres die Schwächen und Schattenſeiten einer ſolchen Hülfe erleben. Zwar über Kaiſer Alexander ſelbſt war nicht zu klagen. Seine weiche, nicht immer offene und gerade, aber erregbare und enthuſiaſtiſche Natur war durch das mächtige Trauerſpiel von 1812 gehoben, geläutert, geadelt worden. Der Brand von Moskau hatte ſein Haar in einer Nacht gebleicht, aber ſeinem Herzen die Ueberzeugung gegeben, daß er die Beſtimmung habe, als Streiter des Lichtes den dämoniſchen Herrſcher der Finſterniß bis zur Vernichtung zu bekämpfen. Neben ihm ſtand, jede Schwankung verhütend, unabläſſig anfeuernd und vorwärts drängend, Stein als das rechte Schwergewicht dieſes Weltkampfes, die Seele und Kette der großen Allianz. Sonſt aber ſah es traurig genug im ruſſiſchen Lager aus. Ihre Truppen waren ſo geſchwächt und entblößt, ihre Reſerven und Verſtärkungen ſo weit im Rückſtande, daß ſie im Weſten der Weichſel mehr als Unterſtützte denn als Helfer erſchienen. Deſto hochfahrender war ihr Auftreten. Die Einen klagten, daß das heilige Rußland ſich in die elenden Zänkereien des ungläubigen Weſtens weiter einmiſche, die Andern warfen begehrliche Blicke auf Königsberg, Danzig, Holſtein, Allen aber verſtand ſich die Einverleibung des ganzen Polen von ſelbſt. Mit welcher Sehnſucht blickte Stein von ſolchen Alliirten hinüber zu der deutſchen Brudermacht, zu Oeſterreich. Auch regte ſich dort das patriotiſche Gefühl gewaltig, vor Allem bei dem Adel, bei der Armee. Aber für die Führung gab es keinen Stadion. Metternich hielt ſich fort und fort in kühler Unparteilichkeit. Er ſagte wohl dem franzöſiſchen Geſandten, daß Napoleon ſich nothwendig zu billigen Conceſſionen entſchließen müſſe, den Verbündeten aber antwortete er auf jedes

Vorwärtsdrängen, daß er nichts thuen könne, bis er völlig gerüstet sei und daß er dazu noch einige Monate brauche. Nun hatte er damals an 100,000 Mann unter den Waffen; nichts war sicherer, als daß ein rasches Vorbrechen derselben die Franzosen, welche die preußische Explosion an die Elbe geschleudert, sofort bis zum Rhein zurückgeworfen hätte. Damit wäre der deutsche Westen befreit, eine neue Stärke von 100,000 Mann sofort gewonnen, der Beginn des eigentlichen Kampfes aus dem Herzen Deutschlands hart an die französische Grenze verlegt worden. Was also Metternich an Zeit für seine Rüstungen gewann, gewann Napoleon doppelt. Das Kühnste wäre auch hier wieder das Klügste gewesen. Aber der entscheidende Umstand war, daß Metternich überhaupt keinen heißern Wunsch hatte, als den großen Krieg zu verhüten. Er war ein feiner, kluger, geschmackvoller Mann, ein Virtuose im Detail der diplomatischen Geschäfte, hinreißend und unverwüstlich als Gesellschafter, wohlwollend und freundlich, so weit es die hohe Politik verstattete. Was ihm fehlte, und ihm auch später immer gefehlt hat, war der starke Schwung des Geistes und Charakters, der für den allgemeinen Gang der Ereignisse die großen geschichtlichen Standpunkte finden, in außerordentlichen Lagen die außerordentlichen Mittel entdecken, durch die diplomatischen Details hindurch den sittlichen Gehalt ergreifen lehrt. In jungen Jahren verdiente er sich das Lob eines perfecten Cavaliers, in alten Tagen den Titel des Nestor der europäischen Diplomatie: ein wahrer Staatsmann aber, d. h. ein Lenker und Schöpfer des nationalen Lebens ist er nie gewesen. In seiner ganzen Laufbahn, und so auch 1813 hatte er immer nur den nächsten Vortheil und die augenblickliche Zweckmäßigkeit im Auge. Wie einmal von Alexander, Stein

und York der Krieg betrieben wurde, ließ ſich freilich die Ausdehnung ſeiner Opfer und Gefahren gar nicht überſehen. Während jene Männer, durch ein ernſtes ſittliches Selbſtvertrauen getragen, furchtlos jeder Anſtrengung entgegen eilten, fand ſich Metternich höchſt unbehaglich in dem Gedanken, wie die Flamme eines ſolchen Kampfes grenzenlos um ſich greifen, die Ruſſen zu einer europäiſchen Dictatur emporwachſen, die preußiſche Volksbewegung ſich zu einer deutſchen Revolution entwickeln könnte. Er redete mit dem franzöſiſchen Geſandten geradezu von den deutſchen Jakobinern, von den Räthen Alexander's und Friedrich Wilhelm's, die in Robespierre's Wohlfahrtsausſchuß zu ſitzen verdienten. Er ſah wohl, daß er auf die Dauer unmöglich neutral bleiben konnte. Seine ganze Umgebung ſtürmte und knirſchte, daß man Preußen den Lorbeer der deutſchen Befreiung allein überlaſſen wolle; die alten Agenten für Tyrol und Weſtfalen meldeten neue Zuckungen des patriotiſchen Sinnes und die Bereitſchaft zu neuen Aufſtänden an; es machte ihn nur um ſo verdrießlicher. Was hätte er um einen leidlichen Friedensvorſchlag Napoleon's gegeben, der Oeſterreich einigen Vortheil gebracht, und ſich den Verbündeten mit Nachdruck hätte empfehlen laſſen. Statt deſſen kam von Napoleon die übermüthige Erklärung, das eigentliche franzöſiſche Empire, mit Amſterdam, Hamburg und Rom müſſe ungeſchmälert bleiben; Oeſterreich möge Illyrien nehmen, wenn es nach ſeiner Vertragspflicht von 1812 auf die Ruſſen losſchlage; weiter ſei er bereit, ſich mit Oeſterreich in die preußiſchen Lande zu theilen. Aber auch für Kaiſer Franz waren die Zeiten von 1795 vorbei. Er antwortete am 1. Mai mit einer bündigen Erklärung, die Allianz von 1812 ſei durch die Ereigniſſe zerriſſen, Oeſterreich werde fortan ſelbſt-

ſtändig als bewaffneter Vermittler zwiſchen die ſtreitenden Parteien treten.

Es war ein weſentlicher Schritt vorwärts. Aber für's Erſte hatten Preußen und Ruſſen den Kampf noch allein zu beſtehen. Napoleon hatte die Wintermonate hindurch mit der höchſten Anſtrengung und der ganzen Fülle ſeines Organiſationstalentes gerüſtet; Ende April war er mit 120,000 Mann neuer junger Truppen in eiligem Marſch durch Franken und Thüringen gegen die Elbe. Die Verbündeten hatten 85,000 Mann zwiſchen der Saale und Elſter verſammelt, die Preußen unter dem alten Reitergenerale Blücher, die Ruſſen nach Kutuſow's Tode unter Wittgenſtein. Trotz ihrer Minderzahl beſchloſſen ſie, ihm nach einem geiſtreichen Plane Scharnhorſt's von der Flanke her in ſeine langgedehnten Marſchcolonnen zu fallen; ſo kam es am 2. Mai zu der Schlacht von Lützen, der erſten mörderiſchen Feuertaufe für das junge Blut der deutſchen Freiwilligen. Wittgenſtein führte Scharnhorſt's Plan ſchlaff und langſam aus; ſo konnte Napoleon, obwohl völlig überraſcht, ſeinen Widerſtand ordnen. In dem hartnäckigen Kampfe um die vier Dörfer der franzöſiſchen Schlachtlinie fielen Tauſende und aber Tauſende; es zeigte ſich — was wir uns auch für heute merken wollen — daß wenn das Herz warm ſchlägt, deutſche Soldaten ſelbſt ohne alle Kriegserfahrung zu ſchlagen, zu ſterben, zu ſiegen wiſſen. Drei jener Dörfer wurden von den Preußen mit glühendem, reißendem Anfall genommen: nur das Zaudern der Ruſſen machte es Napoleon möglich, ſtarke Reſerven heranzubringen, und endlich durch ein zermalmendes Geſchützfeuer den Rückzug der Gegner zu entſcheiden. Sie wichen langſam, wohlgeordnet hinter die Spree nach Bauzen, und lieferten dort am 20. und

21. eine neue große Schlacht, mit gleichem Erfolge: wieder blieb das Schlachtfeld in Napoleon's Händen, wieder war der ſtärkſte Verluſt, über 20,000 Mann, auf ſeiner Seite, wieder geſchah der Abmarſch der Verbündeten in der feſteſten Haltung, ohne eine Fahne, ein Geſchütz zu verlieren. Sie zogen ſich, Berlin preisgebend nach Schleſien, und nahmen, an die öſterreichiſche Grenze gelehnt, im Gebirge eine nach Norden gerichtete Stellung, in der Flanke der feindlichen Marſchlinie. Ihr Muth war trotz der feindlichen Erfolge ungebrochen, das Vertrauen im Heere und im Volke ſo feurig wie jemals, der einzige Gedanke, nur keinen Frieden, keinen faulen Frieden zu ſchließen. Wie bezeichnend für dieſe mächtige Geſinnung war eben der Rückzug an die böhmiſche Grenze. Die preußiſche Regierung wollte durchaus Berlin decken, der ruſſiſche Oberfeldherr durchaus nach Polen retiriren — es ging aber nicht: von dem Strome des deutſchen Willens getragen, hatten Stein und Blücher und York es durchgeſetzt, daß man Alles Preis gab, nur nicht die Verbindung mit Oeſterreich, deſſen Erklärung für den ganzen Krieg entſcheidenden Werth haben mußte.

Metternich hatte indeſſen ſich angeſchickt, ſeine Thätigkeit als Vermittler zu beginnen. Es erging ihm dabei, wie immer überfeinen Menſchen im Zuſammenſtoße von mächtigen und beſonders von gerechten Leidenſchaften. Napoleon beſchwerte ſich mit bitterm Zorne über die Undurchſichtigkeit und Unzuverläſſigkeit der Metternich'ſchen Politik; mit Rußland, ſagte er, habe ich offenen Krieg, von Preußen kann ich nichts als Haß erwarten, aber daß mein Schwiegervater ſich von mir abwendet und ohne Theilnahme am Kampfe für ſich im Trüben zu fiſchen ſucht, das iſt unerträglich. Im Hauptquartier aber der Verbündeten war

man vollends entrüſtet, als Metternich die Bedingungen vorlegte, die er als Ultimatum nach beiden Seiten aufſtellen wollte, nach welchen Napoleon nur Warſchau, Illyrien, die Hanſeſtädte abgetreten, und Weſtphalen, Berg, Holland, Belgien, Italien, Spanien behalten hätte. Ein ſolcher Vorſchlag, nach dem Gottesgerichte von 1812, nach der Erhebung von 1813, bedarf keiner Kritik. Zum Heile Deutſchlands und Europa's waren dem Stolze Napoleon's auch jene geringen Opfer unerträglich. Er ließ ſich auf Unterhandlung und Waffenſtillſtand ein, lediglich um Zeit zur Vervollſtändigung ſeiner Rüſtungen zu gewinnen. Die patriotiſchen Männer des verbündeten Hauptquartiers beurtheilten ihn richtig, und nahmen in dieſer Vorausſicht Metternich's Bedingungen an, in der Hoffnung, daß Napoleon ſeinerſeits durch ihre Verwerfung Oeſterreich dem großen Bunde zuführen würde. Der letzte Termin des Stillſtandes war der 10. Auguſt; wenn an dieſem Tage Napoleon's Zuſtimmung ausbliebe, hatte Oeſterreich die Kriegserklärung zugeſagt. Mit tiefer Spannung warteten in Prag die Bevollmächtigten Stunde auf Stunde des kaiſerlichen Couriers aus Dresden; der Abend kam, aber keine Botſchaft von Napoleon; endlich ſchlug es Mitternacht, und einer unermeßlichen Laſt enthoben, erklärte der preußiſche Geſandte Wilhelm Humboldt den Congreß beendigt. Durch die Nacht hindurch trugen Feuerſignale die freudige Kunde von Berg zu Berg nach Schleſien hinüber, und ohne einen Augenblick zu warten, eröffnete dort der ungeſtüme Blücher die Feindſeligkeiten Am 15. kam, von dem franzöſiſchen Geſandten endlich dem Kaiſer entriſſen, die Annahme des Ultimatums: es war zu ſpät, Oeſterreich hatte den Krieg erklärt.

Selbſt nach dieſer gewaltigen Verſtärkung war, nachdem

einmal Napoleon Zeit gehabt, alle noch vorhandenen Kräfte Frankreichs und ſeiner Vaſallen zu entfalten, keine Uebermacht auf Seite der Verbündeten. Auch dieſes Verhältniß iſt erſt in neueſter Zeit nach der beſten Quelle, nach den amtlichen Etats der kämpfenden Heere, feſtgeſtellt worden, nachdem die Franzoſen vierzig Jahre von den erdrückenden Maſſen ihrer Gegner geredet hatten. Jetzt ſteht uns die Thatſache feſt, daß bei faſt gleicher Truppenzahl auch des erſten Napoleon beiſpielloſes Feldherrngenie nicht ſtark genug geweſen iſt, Deutſchland zu beugen, nachdem es ſich in der Tiefe ſeines Herzens bewegt hatte. Napoleon beſaß damals an der Elblinie von der böhmiſchen Grenze bis Hamburg 450,000 Mann, darunter ſtand die größte Maſſe um Dresden umher in vortheilhafter centraler Stellung. Die Verbündeten, durch preußiſche und ruſſiſche Reſerven, durch ſchwediſchen und vor Allem durch öſterreichiſchen Zuzug auf 470,000 Mann regulärer Truppen angewachſen, hatten ihre Streitkräfte in drei Heere getheilt, deren jedes aus verſchiedenen Beſtandtheilen des Bundes gemiſcht war. Die Hauptarmee, 160,000 Mann, enthielt die Oeſterreicher nebſt preußiſchen und ruſſiſchen Corps; ſie war zugleich das Hauptquartier der drei Monarchen, und ſtand unter dem Oberbefehle Schwarzenberg's in Böhmen; ihr General war, wie man jetzt mit voller Beſtimmtheit ausſprechen kann, kein großer Kriegsmann, kein ſelbſtſtändiges Feldherrntalent, nicht einmal glücklich in der Wahl ſeiner militäriſchen Vertrauten: denn er hatte keinen Geringern als Radetzky zum Chef des Generalſtabes, und ließ ſich in der Regel von pedantiſchen Theoretikern, wie Langenau und Duca berathen. Trotz dieſer Schwächen war ſeine ariſtokratiſche, gebildete, überall ſtattliche, überall ausgleichende Perſönlichkeit von dem höchſten

Werthe für dieſen Krieg einer vielverzweigten Coalition. Was er, ſtets von der beſten Geſinnung beſeelt, in dieſer Hinſicht geleiſtet hat, drückte nachher der alte Blücher nach ſeiner Art derb zutreffend in dem Trinkſpruche aus: dem Fürſten Schwarzenberg, der uns trotz der Anweſenheit von drei Souveränen zum Siege geführt hat. In Brandenburg war aus Preußen, Ruſſen, Schweden, Hanſeaten die Nordarmee von 150,000 Mann gebildet, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, des ehemaligen franzöſiſchen Marſchalls Bernadotte, eines ſehr fähigen, aber ſehr eitlen, ſehr unzuverläſſigen Mannes, der vielleicht ſchon damals auf Napoleon's Sturz, und dann für ſich auf den franzöſiſchen Thron ſpeculirte, ſo daß er keinem Franzoſen ernſtlich wehe thun wollte, und die preußiſchen Generale ſeines Heeres, Bülow und Tauenzien, mehr als einmal gegen ſeine ausdrücklichen Befehle kämpften und ſiegten. Endlich ſtand zur Verbindung dieſer beiden Armeen General Blücher mit 60,000 Ruſſen und 35,000 Preußen in Schleſien. Wie ſchon die Truppenzahl darthut, war ihm keine Hauptrolle in dem bevorſtehenden Kampfe zugedacht, aber der Geiſt ſeines Hauptquartiers war ſo beſchaffen, daß dieſe ſchleſiſche Armee ſehr bald die treibende Feder des ganzen Krieges, und in allen großen Momenten die entſcheidende Kraft wurde. Blücher ſelbſt ſtand damals hoch in den Siebzigen, war aber friſch und kühn und unermüdlich, wie der jüngſte ſeiner Officiere, erfüllt von dem ernſten Soldatenſinn, der im Kampfe vor Allem an das Schlagen, an das Drauf und Drein denkt, und erfüllt von dem vollen heißen, ſchweren Zorne dieſes heiligen Krieges, der jedes Vermitteln, Verſchleifen, Verſchleppen mit wildem Ungeſtüm zurückwies. Er war wenig gebildet, grob und oft roh im Geſpräch, malte mit unbeholfener Feder, in

maſſiven Buchſtaben völlig unorthographiſche Sätze; es war recht gut und heilſam, daß er neben ſich als Chef des Generalſtabes den höchſt unterrichteten, genialen, ſchwungvollen Gneiſenau hatte: aber es gab keinen andern General, zu dem die Soldaten ſolch ein Herz gewannen, deſſen barſches Vorwärts ſie mit ſolcher Flammenzuverſicht erfüllte. Anfangs hatte er bei ſeinen ruſſiſchen Untergebenen manche Eiferſucht zu überwinden; dann wieder machte York's verbiſſene Eigenwilligkeit Noth; im großen Hauptquartier ſtimmte der König häufiger mit Metternich als mit Stein, und deſſen militäriſcher Vertrauter Kneſebeck hatte mehr Wahlverwandtſchaft mit Duca als mit Gneiſenau. Der Alte aber überwand das Alles mit der derben Offenheit ſeines guten Gewiſſens und ſeiner guten Sache. Wenn Stein in Böhmen mit mancher diplomatiſchen Weiterung zu kämpfen hatte, ſo konnte er ſich ſtets darauf verlaſſen, daß die ganze ſchleſiſche Armee hinter ihm ſtand, wie Ein Mann, wie Eine große politiſche Partei.

Der Kriegsplan der Verbündeten — nicht, wie oft erzählt worden, von Bernadotte, ſondern von dem Ruſſen Toll entworfen und mit Radetzky und Kneſebeck feſtgeſtellt — ging dahin, den zwiſchen ihren Heeren lauernden Gegner durch eine Anzahl vorbereitender Bewegungen mürbe zu machen. Diejenige Armee, auf die er einen Stoß führe, ſolle in fechtendem Rückzug ihn hinter ſich herziehen, bis die andern herbeikämen, ſich auf ſeine Flanke und ſeinen Rücken zu werfen. Blücher war der Erſte, der durch einen kecken Vormarſch Napoleon's Zorn auf ſich lenkte, und ſich dann tief nach Schleſien hinein verfolgen ließ. In denſelben Tagen aber ſtürzten Tauenzien und Bülow einige Meilen vor Berlin auf den franzöſiſchen Marſchall Oudinot,

und ſchlugen ihn bei dem Dorfe Großbeeren vollkommen; zugleich erſchien das böhmiſche Heer vor Dresden, und nöthigte dadurch Napoleon, ſchleunigſt von Blücher abzulaſſen und mit dem größern Theil ſeiner Truppen zum Schutze der ſächſiſchen Hauptſtadt zurückzueilen. Sofort erhob ſich Blücher ſeinerſeits wieder zum Angriff auf den in Schleſien zurückgelaſſenen Marſchall Macdonald. Es war ſtürmiſches Regenwetter, die Gebirgsflüſſe angeſchwollen, der Boden für Reiterei und Geſchütze faſt ungangbar; da ſtürzten York und Sacken durch einen wüthenden Anfall die Franzoſen von dem ſteilen Bergrand der Katzbach in das überſchwemmte Thal hinab. Macdonald verlor 14,000 Todte, 18,000 Verwundete, 103 Geſchütze. Allerdings gelang es einen Tag ſpäter Napoleon's Energie und Genialität, der unſicher und langſam geführten böhmiſchen Armee dicht bei Dresden eine blutige Niederlage beizubringen; allein als er ihr mit heftigem Eifer den General Vandamme ohne ausreichende Unterſtützung nach Böhmen nachdringen ließ, wurde dieſer bei Kulm umringt und ſein ganzes Corps vernichtet, und am 6. September erlag Marſchall Ney bei einem zweiten Verſuche auf Berlin den Kolbenſchlägen des General Bülow ſo gründlich bei Dennewitz, daß er dem Kaiſer meldete, er wiſſe gar nicht, ob er die Reſte ſeiner Truppen wieder ſammeln könne.

Durch dieſe wiederholten Niederlagen wurde Napoleon's Lage mit jeder Stunde düſterer. Bei ſeinen ſtarken Verluſten trat allmälig für die Verbündeten eine ganz entſchiedene Uebermacht hervor. Napoleon ſträubte ſich gegen den Gedanken, einen weſentlichen Schritt rückwärts zu thun, hatte aber keine Mittel mehr zu rechtem Vorwärtsdringen, und füllte den September mit ziemlich zweckloſen Verſuchen, heute auf den einen, morgen

auf den andern ſeiner Gegner, welche dabei ſtets nach ihrem Operationsplan vor ſeinem Erſcheinen zurückwichen, ſogleich aber durch einen Angriff auf Flanke und Rücken ſein Ausbrechen hemmten. Ihr Hauptquartier in Böhmen beſchäftigte ſich indeſſen mit lebhaften und nicht eben einträchtigen Discuſſionen über die künftige deutſche Verfaſſung, bis endlich Blücher und Gneiſenau dem langen Zögern ein durchgreifendes Ende machten. Sie erwirkten ſich durch Stein zuerſt bei Kaiſer Alexander und dann bei den zwei deutſchen Monarchen die Erlaubniß zu der den Feldzug entſcheidenden Bewegung. Während die eben heranrückende ruſſiſche Reſerve, 70,000 Mann unter Bennigſen, ſich mit Schwarzenberg vereinte, ſollte das ſchleſiſche Heer gegen Norden aufbrechen, den ſtets unentſchloſſenen Bernadotte mit ſich fortreißen, dann die Elbe überſchreiten und ſich von dort her in Napoleon's Rücken werfen. Mittlerweile würde Schwarzenberg von Böhmen her über das Erzgebirge in Sachſen eindringen, und ſeine Maſſen Blücher entgegen auf Napoleon's Rückzugsſtraße führen. Dieſe Dinge vollzogen ſich vom 3. bis 14. October. York eröffnete den Uebergang über die Elbe durch das furchtbar blutige Gefecht von Wartenburg; Bernadotte folgte nothgedrungen, mit äußerſtem Widerſtreben, aber durch Blücher unerbittlich feſtgehalten und fortgezogen. Während ſie der Saale entlang auf Halle rückten, erſchienen Schwarzenberg's Vorpoſten bereits in der Nähe von Leipzig, und Napoleon entſchloß ſich, mit allen noch verfügbaren Truppen, nahe an 190,000 Mann, um dieſe Stadt herum eine möglichſt feſte Stellung zwiſchen den feindlichen Heeren zu nehmen, und damit die Vereinigung derſelben zu hindern. So begann am 16. October die Leipziger Schlacht — die Völkerſchlacht nach dem deutſchen, la bataille

des géants nach dem französischen Ausdrucke — eigentlich eine ganze Reihe verschiedener Schlachten auf dem Raume von ungefähr einer Quadratmeile, den ersten Tag mit gleichen Kräften, da einstweilen nur Schwarzenberg mit 120,000 und Blücher mit 70,000 Mann zur Stelle waren, dann aber, nachdem den 17. Bernadotte und Bennigsen eingerückt waren, am 18. mit völlig erdrückender Ueberlegenheit der Verbündeten. Die schärfsten Streiche führte auch diesmal das schlesische Heer und vor Allen York, welcher den 16. bei Möckern nach einem fürchterlichen Ringen Marmont's Corps zerschmetternd zu Boden schlug: übrigens war der Ausgang der Schlacht und des Feldzugs schon durch die ganze Lage entschieden, und bereits am 18. kämpfte Napoleon nur noch für die Sicherheit seines Rückzugs. Dieser erfolgte am 19. unter dem Feuer der feindlichen Angriffe, welche, Blücher immer voran, auf die Thore Leipzigs drängten und endlich die letzten französischen Abtheilungen zu völliger Auflösung und Vernichtung überwältigten. Die drei Schlachttage hatten den Verbündeten 42,000 Mann, den Franzosen 38,000 Todte und Verwundete, und dazu noch 30,000 Gefangene gekostet. Auf dem Rückzug gab es für Napoleon kein Halten mehr; von Blücher hastig verfolgt, begannen die Colonnen von Erfurt an in immer ärgere Zerrüttung, der Marsch in immer eiligeres Fliehen auszuarten. Mit großer Mühe hielt Napoleon noch so viele Regimenter in streitfähiger Verfassung, um sich damit bei Hanau den Weg durch das baierisch-österreichische Heer unter Wrede zu eröffnen. Dann aber, nach Durchbrechung dieses letzten Hindernisses, stürzte Alles ohne Halt noch Ordnung dem Rheine zu, und da zu den Verlusten des Kampfes sich jetzt noch eine mörderische Epidemie gesellte, so

war die Vernichtung der gewaltigen Armee beinahe ebenſo vollſtändig, wie das Jahr zuvor. Die kaiſerliche Größe war zum zweiten Mal, ſie war jetzt unrettbar, unheilbar auf den Tod getroffen.

Das Gelübde der Millionen, die im Februar den letzten Athemzug an die Befreiung des Vaterlandes zu ſetzen verſprochen, war in einem Triumphe über alles Erwarten gelöſt. Als am 18. October die Nacht das weite Schlachtfeld bedeckte, ließen ruſſiſche Heerhaufen unwillkürlich ein religiöſes Danklied erſchallen, und Tauſende von Kriegern aller Stämme, die hier vereinigt waren, ſtimmten andachtsvoll mit ein. Es war die rechte ungeſuchte Siegesfeier dieſes hohen Völkerkrieges. Eine ſolche zugleich jubelnde und tief ernſte Dankbarkeit durchwogte die Herzen Deutſchlands, wohin die lichte Botſchaft der Freiheit kam. Wir ſind frei, jubelte Arndt, wir athmen wieder, wir können die Sonne wieder anſehen, als das Licht, das auf's Neue Ehre und Tugend beſcheinen wird. Gneiſenau ſchrieb den 22.: Das höchſte Glück iſt die Rache an einem übermüthigen Feind; und wir haben ſie genommen, in einer Weiſe, von der die Geſchichte kein Beiſpiel kennt; wir ſind freilich arm geworden, aber wir ſind jetzt reich an kriegeriſchem Ruhm und ſtolz auf die wieder errungene Unabhängigkeit; und dieſe Güter ſind mehr werth, als die unermeßlichſten Reichthümer bei fremder Herrſchaft. So dachten Alle. Alle wußten, was ſie für den Sieg geopfert, wie theuer ſie die Freiheit erkauft hatten, und Alle achteten die Opfer und den Preis des Triumphes gering. Ein alter preußiſcher Officier, der vier Söhne zum Heere gebracht, wurde von dem Könige gefragt, wie es ihm und den Söhnen gehe. „Es geht uns gut,„ antwortete er,

und ſtockte einen Augenblick, „meine Söhne ſind Alle für Ew. Majeſtät gefallen.“ Nicht für mich, rief darauf erſchüttert der König, nicht für mich, wer könnte das ertragen, aber für das Vaterland.

Die Entſcheidung war vollſtändig. Wenn man im November verfolgte, wie die Ruſſen 1812 verfolgt hatten, wie Gneiſenau und Blücher dringend forderten, ſo ſtand man im December in Paris. Denn ein ſchlagfertiges Heer exiſtirte drüben nicht mehr, die Mannſchaft und die Arſenale waren verbraucht, das Volk war ermattet und bereit, ſich von Napoleon zu trennen. Mit unſäglicher Anſtrengung vermochte der Kaiſer bis Ende Januar doch nicht mehr als 150,000 Mann zu waffnen und von dieſen nur 70,000 Mann an die Oſtgrenze ſeines Reiches zu bringen, während die Verbündeten mit mehr als 600,000 ſiegreicher ſelbſtvertrauender Streiter von allen Seiten ihn bedrängten: es iſt kein Zweifel, daß ſie während des ganzen Feldzugs von 1814 in jedem Augenblicke den Krieg beenden und Paris nehmen konnten, ohne eine Möglichkeit für Napoleon, es zu hindern, ſobald ſie nur wollten. Was dieſen Abſchluß noch um drei Monate verzögerte, Napoleon die Möglichkeit zu einer Reihe glänzender und verzweifelter Kämpfe gab, und neue Opfer edlen Heldenblutes zur Vollendung nöthig machte, war ein Doppeltes: einmal die Gelehrſamkeit der Theoretiker im großen Generalſtabe, der Kneſebeck, Duca, Langenau, die keinen Schritt vorwärts ohne Deckung rückwärts thun wollten, und weniger auf die Vernichtung der feindlichen Kämpfer als auf die dominirenden Poſitionen, Höhenzüge und Waſſerſcheiden Bedacht nahmen — ſodann die Einwirkung der Staatskünſtler, von denen Harden-

berg und Caſtlereagh immer nur den furchtbaren Gegner nicht zu voller Verzweiflung zu reizen mahnten, während Metternich fortdauernd an die ruſſiſche Hegemonie und die preußiſchen Jakobiner dachte, und an Napoleon eine Bitte nach der andern um gemäßigte Friedensvorſchläge ſandte, weil ſonſt die Welt einer vollſtändigen Umwälzung und Zerſtörung entgegengehe. Dieſer Krieg ſollte einmal bis zum Ende ſeinen Charakter bewahren; er ſollte ohne und gegen die gewöhnliche Kriegs- und Staatskunſt durch das Herz der Völker entſchieden werden. Die Männer, in denen dieſes Herz mit dem vollſten Schlage pulſirte, blieben ſeine eigentlichen Lenker 1814 ſo gut wie 1813. Als Ende Februar das ſchreibende Hauptquartier an ſämmtliche Truppentheile den Befehl zum Rückzug ſandte, da riß ſich Blücher, mit gleicher Energie wie vierzehn Monate früher York zu Tauroggen, von allen gewöhnlichen Rückſichten los, und ſandte die Erklärung in das Hauptquartier, die große Armee möge thun was ſie für gut finde, er aber ſei bereit, wenn man ihn nur mit zwei Armeecorps verſtärke, die Offenſive allein fortzuſetzen. Stein fiel ſofort aus allen Tönen bei; es war durchaus nach dem Sinne Kaiſer Alexander's; beide gewannen zuerſt den König von Preußen, dann auch den Feldmarſchall Schwarzenberg. Damit war das Eis für immer gebrochen; nachdem Blücher einmal die Erlaubniß zum Siege ſich errungen, fand es ſich bald genug von ſelbſt, daß auch das große Heer in die gleiche Ruhmesbahn hineinkam. Vier Wochen ſpäter war Paris erreicht, die ganze Oſtſeite der Stadt im Süden durch die böhmiſche, im Norden durch die ſchleſiſche Armee umklaftert. Am Mittag des 30. März nahmen Schwarzenberg's Truppen im Centrum die Dörfer Pantin und Ro-

mainville, am Nachmittag ſchlugen der Kronprinz von Würtemberg und General Giulay die Franzoſen aus dem Wald von Vincennes hinaus, etwas ſpäter erſtürmte das ſchleſiſche Heer die ganz Paris überſchauenden Höhen des Montmartre. Die kaiſerliche Familie und die Miniſter waren Tags zuvor geflohen, die Unterwerfung nicht länger zu hindern. Mit welcher Genugthuung ſchaffte der alte Blücher noch am Abend ſeine Geſchütze auf den Montmartre, zur Vernichtung, wenn es Noth thäte, der Weltbeherrſcherin, die ſich jetzt rieſig im Glanz der Abendſonne zu ſeinen Füßen ausdehnte. Wie die Generale oben ſtanden, ſchweigend verſunken in die ungeheuern Erinnerungen, deren Reihe hier glorreich abſchloß — da mit einem Male kommt ungerufen Oberſt Below mit ſeinem Regimente lithauiſcher Dragoner den Abhang herauf, und reitet gemächlich in langem Zuge den Kamm der Höhe entlang. Als York ihn ungehalten anruft, was das bedeute, ſagt er: „Excellenz, das habe ich meinen Leuten ſchon in Tilſit verſprechen müſſen, daß ſie Paris ſehen ſollten.“ Der Kampf war vollendet in dem Sinne, wie ihn dieſe preußiſchen Bauernſöhne begonnen hatten: nach unendlicher Mühſal war der höchſte Lohn erreicht.

Heute an dem Jahrestage des großen Sieges, haben wir Urſache genug, uns in die Stimmung ſeiner Schöpfer, wie in ein ſtärkendes Bad der Seele zu verſenken.

Wollen wir ihnen danken, ſo müſſen wir von ihnen lernen. Wir müſſen die Geſinnung lernen, mit der wir erhalten und vollenden mögen, was ſie in ihrem Heldenſtreit begründet haben. Möge, wenn einmal wieder die Gefahr an das Thor des Hauſes pocht, unſere Stärke einig, unſere Einigkeit ſtark

ſein; möge jeder unſerer Stämme mit Demuth an die eigenen Fehler, mit Achtung an den Werth der Genoſſen, mit Stolz an den Ruhm des Vaterlandes denken. Dann dürfen, wenn trotzdem ein ehrgeiziger Feind die Hand an uns zu legen wagte, auch unſere Soldaten ſich beim Ausmarſch das Verſprechen geben, daß ſie die Hauptſtadt des Gegners ſehen wollen.

Gott ſegne Deutſchland!

# Ueber den Stand
der
# neueren deutschen Geschichtschreibung.

Marburg 1856.

Von beſonderem Intereſſe iſt die Wahrnehmung, daß das ſcheinbar Freiſte und Perſönlichſte, die Richtung des wiſſenſchaftlichen Gedankens, nicht weniger als alles andere menſchliche Thun von allgemeinen Einflüſſen und Geſetzen abhängig iſt. Die einzelnen Disciplinen haben ihren Lebenslauf, wie die Menſchen, die in ihnen thätig ſind; ſie entſtehen und wachſen heran, ſie treten mit dem äußerlichen Leben der Nation in Berührung, ſie gewinnen die eine ein herrſchendes und vornehmes Anſehen, die andre einen ſtillen Cultus beſcheidener Verehrer; ſie verdrängen ſich in dem Beſitze des die Gegenwart leitenden Einfluſſes; ſie erreichen den Gipfel ihres Laufes, werden allmälich eine nach der andern von den Schwächen des Alters beſchlichen und ſterben ab — um vielleicht erſt nach längerer Zeit eine Wiedergeburt zu erhöhtem Leben zu feiern. Wir haben ſolche Wandlungen in unſeren Tagen auf das Stärkſte vor Augen gehabt. Wie gewaltig iſt ſeit kaum zwei Menſchenaltern der Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften geweſen, wie umfaſſend haben ſie ihr Thun über Himmel und Erde erſtreckt, welch' vollſtändige Verwandlung des bürgerlichen Lebens in allen Beziehungen bewirkt. Auf der andern Seite iſt in denſelben Jahren die Stellung der Philoſophie von einem Extrem zum andern gegangen: zuerſt im Mittelpunkte unſerer geſammten Literatur befindlich, unſere

großen Dichter begeisternd und lenkend, wurde sie in rascher Erhebung die Rathgeberin der Könige und Minister, die Boussole des Staats und der Kirche, um dann plötzlich umschlagend sich an die Spitze der heftigsten revolutionären Bewegung zu setzen, alle Kräfte anzuspannen, alle Leidenschaften zu erregen, und endlich inne haltend, sich von allen Seiten her mit Gleichgültigkeit umgeben, mit Abneigung bedeckt zu sehen. Es ist stets als eine der würdigsten Aufgaben erschienen, dem Verlaufe solcher Erscheinungen, ihren Ursachen und ihrem weiteren Zusammenhange nachzuforschen: gestatten Sie mir den Versuch, die allgemeinen Einwirkungen zu schildern, welche in den letzten Decennien die Wissenschaft der Geschichte im deutschen Leben erfahren hat, und die Stellung zu bezeichnen, welche ihr in Folge derselben in unserer Gegenwart zu Theil geworden ist.

Der Beginn unserer modernen Geschichtschreibung geht, wie alles Große und Gute, dessen sich unser nationales Dasein erfreut, auf den Anfang des Jahrhunderts, auf die unvergleichliche Zeit der nationalen Wiedergeburt und Befreiung zurück. Damals, in der Tiefe des Unglücks, nahm sich die Nation erst in ihrem Innern zusammen, um dann die Kraft zu dem glorreichsten Waffenkampfe zu gewinnen. Sie erinnerte sich ihrer Vergangenheit, ihrer Eigenartigkeit, ihrer Einheit; ihre Geschichte, die bis dahin nur im Besitz der Philologen und Juristen gewesen, wurde ein lebendiger Quell der Erfrischung und Erquickung für das gesammte Volk. Dies wirkte, wie auf Staat und Leben, so auch auf die Wissenschaft in der mächtigsten Weise zurück. Vergangenheit und Gegenwart verbindend, erhob sich die Vorstellung der Nationalität, als einer großen, die einzelnen Menschen umfassenden, durch die Zeitalter hindurch wachsenden Persönlichkeit. Man lernte, die

ſonſt getrennten Gebiete des Rechtes und der Sprache, der Religion und der Sitte, des Staates und der Kirche, als zuſammengehörige Aeußerungen dieſes einen großen Volkslebens begreifen: man lernte die Gegenwart auffaſſen als das letzte Glied einer geſchloſſenen tauſendjährigen Kette, die Vergangenheit als die ſproſſende Wurzel des gegenwärtigen Daſeins. Mit wie ganz anderer Friſche wandte man nun den Blick auf die Erforſchung der längſt verfloſſenen Zeit, mit welchem Eifer drang man nun in die entlegenſten und unſcheinbarſten Kreiſe des geſchichtlichen Lebens ein! Denn wohin man kam, überall empfand man jetzt die Pulsſchläge des eigenen Blutes, überall fühlte man das Wehen der heimathlichen Luft. Als man die Perſönlichkeit des eignen Volkes erkannt hatte, verſtand man die Eigenthümlichkeit auch der andern zu begreifen, und von der Geſchichte der Nation zu dem Lebenslaufe der Menſchheit erkennend fortzuſchreiten.

Aus der ſo erregten Geſinnung ergaben ſich nun folgende charakteriſtiſche Züge der geſchichtlichen Wiſſenſchaft in der nächſtfolgenden Zeit.

Vor Allem nahm die Forſchung einen höchſt energiſchen Aufſchwung. Mit dem regſten Eifer trachtete man den Inhalt des Wiſſens zu erweitern. Neue Quellen wurden entdeckt, die große Sammlung der deutſchen Geſchichtſchreiber begonnen, Urkunden aller Art an das Licht gefördert, die Maſſe des Wiſſensſtoffes in einigen Jahrzehnten vielleicht verdoppelt. Noch wichtiger aber für die wahre Erkenntniß als die Beiſchaffung neuen Materials war die Sichtung und Benutzung des Vorhandenen, und dieſe wurde mit ſolchem Erfolge begonnen, daß keine frühere Periode etwas Aehnliches aufzuweiſen, jede andere Nation ſeitdem auf dieſem Felde nur von uns zu lernen hatte. Es war

die kritiſche Methode, welche zuerſt von Niebuhr auf die römiſche, dann von Ranke auf die moderne, neuerlich von Baur auf die Kirchengeſchichte angewandt wurde, welche aller Orten gleich überraſchende und höchſt bedeutende Ergebniſſe lieferte, welche von nun an zu allen Zeiten in unſerer Wiſſenſchaft den Meiſter von dem Dilettanten, den Gelehrten des Fachs von dem Empiriker ſcheiden wird.

Ein Zweites war die veränderte Behandlung der Culturgeſchichte. Sonſt beſchränkte ſich der Inhalt der hiſtoriſchen Werke auf die großen Hof- und Staats- und Kriegsactionen, wobei überall die herrſchenden Perſönlichkeiten im Vordergrunde der Auffaſſung ſtanden. Daneben hatte man Rechtsalterthümer und Kirchengeſchichte nicht zum Gebrauche der Nation für deren Bildung, ſondern zum Dienſte der Fachgelehrten bei praktiſchen Zwecken. Jetzt fing man an, die Beſchaffenheit des geſammten Culturzuſtandes eines Volkes zum Ausgangs- und Zielpunkt der Betrachtung zu nehmen; die Geſchichte der ökonomiſchen Verhältniſſe wurde eben ſo wichtig wie jene der diplomatiſchen Verhandlungen; die Entwicklung der Sprache und der Literatur erhielt gleiches Intereſſe mit den Bewegungen der Höfe und der Heere; Kirchen- und Rechtsgeſchichte wurden als Ausflüſſe desſelben nationalen Lebens in den großen Rahmen mit hineingezogen. An dieſer Stelle griffen die Beſtrebungen Savigny's, Eichhorn's, der hiſtoriſchen Rechtsſchule in die Förderung der geſchichtlichen Wiſſenſchaft ein; hier gaben die Gebrüder Grimm den ſchöpferiſchen Anſtoß zum Entſtehen einer ganz neuen Sprachwiſſenſchaft und Sprachgeſchichte; hier zeigte Ranke in meiſterhaftem Beiſpiele, wie die Darſtellung religiöſer Kämpfe zum Mittelpunkte einer nationalen Geſchichte zu machen ſei. Es war

von nun an nicht mehr möglich, die Geſchichte der Politik für ſich allein von den übrigen Bildungszweigen zu ſondern; es zeigte ſich die bleibende Aufgabe, den Staat in ſtetem Zuſammenhange mit dem Geſammtleben der Nation, als deſſen höchſte irdiſche Blüthe, zu begreifen.

Hiermit hing denn ein Drittes auf das Engſte zuſammen. Die Geſchichte war dem lebenden Geſchlechte näher gerückt, der Sinn für den Zuſammenhang der Zeiten geöffnet, ein Band perſönlicher Beziehung und menſchlichen Gefühles zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit geknüpft. Dies kam nicht bloß dem Eifer der Forſchung und der Friſche der Beſchreibung im Allgemeinen zu Gute, es hatte auch die beſondere Folge, daß alle Stimmungen der Gegenwart ihre Reflexe und ihre Schatten auf die Darſtellung der Vergangenheit zurückwarfen. Mit der erhabenen weltbürgerlichen Ruhe, welche einſt Joh. Müller in der deutſchen Geſchichtſchreibung zur Mode gemacht, war es vorbei auf immer. Jeder Hiſtoriker, der in unſerer Literatur etwas bedeutete, hatte ſeitdem ſeine Farbe; es gab religiöſe und atheiſtiſche, proteſtantiſche und katholiſche, liberale und conſervative, es gab Geſchichtſchreiber von allen Parteien, aber es gab keine objectiven, unparteiiſchen, blut- und nervenloſen Hiſtoriker mehr. Ein höchſt erheblicher Fortſchritt! Denn ſo gewiß der echte Hiſtoriker nicht ohne ſittliche Geſinnung heranreifen kann, ſo gewiß gibt es keine echte Geſinnung ohne ein beſtimmtes Verhältniß zu den großen weltbewegenden Fragen der Religion, der Politik, der Nationalität. Der Hiſtoriker, der ſich hier in vornehme Neutralität zu ziehen ſucht, wird ohne Rettung entweder ſeelenlos oder affectirt, und ſo gründlich und weit er dann etwa zu forſchen, oder ſo ſententiös und geſchmückt er zu reden vermöchte, nimmermehr

wird er ſich zu der Fülle, der Wärme und der Freiheit der wahren Natur erheben. Er wird nicht ſittlich begeiſtern, er wird vergebens nach Styl und Schönheit trachten. Daß unſere Geſchichtſchreibung ſich zu Vaterlandsliebe und politiſcher Ueberzeugung bekannt, hat ihr erſt die Möglichkeit zu erziehender Kraft und zu feſter Kunſtform gegeben.

Ein ſo hohes Ziel wird nach der Natur der Sache nicht bei dem erſten Anlaufe erreicht, zumal hier, wo die erſte Vorausſetzung, das enge Bündniß der Politik und Wiſſenſchaft, an ſich ſelbſt noch neue Schwierigkeiten zu der Aufgabe hinzubringt. Denn es verſteht ſich, wer einmal mit dem Staate in Beziehung tritt, wird nicht bloß von dem Tüchtigen und Belebenden, ſondern auch von allem Unvollkommenen und Krankhaften des öffentlichen Zuſtandes berührt. Nachdem die Pflanzungen der Wiſſenſchaft aus den geſchützten Räumen des Laboratoriums in das Freie hinausgelegt worden, ſind ſie wie den treibenden ſo auch den hemmenden Einflüſſen des Windes und Wetters ausgeſetzt. Nicht allein mehr auf gelehrte Leiſtungen kommt es an; alle Geſtaltungen und Verwandlungen des Staatslebens machen ſich geltend; alle Mängel der politiſchen Praxis werden ſofort auch in der Literatur empfunden.

Dies zeigt ſich denn auffällig genug in der deutſchen Geſchichtſchreibung der letzten dreißig Jahre. Man kennt das deutſche Staatsweſen ſeit 1815. In der durch die ungeheuern Kriege völlig verwandelten Lage hatten alle Parteien ſich erſt zurecht zu finden; alle waren unklar über ihr Ziel, unſicher in der Wahl ihrer Mittel, ohne Verſtändniß für das Vorhandene und für das Vergangene. So ergaben ſich denn auch für die Geſchichtſchreibung die krauſeſten Anſchauungen. Liberale Kory-

phäen hatten von der reichen Welt des Mittelalters keinen andern Begriff, als daß ſie eine Zeit der Verfinſterung und Barbarei geweſen. Conſervative Männer mit ähnlicher Weite des Geſichtskreiſes ſchilderten die modernen Revolutionen, als ſeien ſie lediglich Erzeugniſſe frevelnder Demagogen und gottloſer Philoſophen. Solche Beiſpiele ließen ſich in unendlicher Menge anführen; ich verſuche ſtatt deſſen ein anderes Moment zu erörtern, weil es für einige der hervorragendſten unſerer Hiſtoriker beſonders charakteriſtiſch iſt. Unter allen Staatsformen, Monarchie und Republik, Ariſtokratie und Demokratie, legitimer und revolutionärer Verfaſſung, erſcheint der einfache und durchgreifende Gegenſatz der Regierung und der Regierten. Sei der Urſprung und der Charakter der Regierung, welcher er wolle, gewiſſe Beſtrebungen und Geſichtspunkte werden bei einer jeden wiederkehren, eben weil ſie Regierung iſt. Die Regierten ſehen vor Allem auf das Wünſchenswerthe, die Regierungen auf das Erreichbare, jene auf die allgemeinen Forderungen, dieſe auf die beſonderen Schranken, jene auf die großen ſittlichen Ziele, dieſe auf die begrenzten techniſchen Mittel. Es iſt immer ein wichtiges, vielleicht das wichtigſte Zeichen politiſcher Geſundheit und Reife, wenn beide Standpunkte ſich annähern: wenn die Regierung die Auswahl ihrer Zwecke im Sinne der großen nationalen Forderungen trifft, und die Bevölkerung ihr Urtheil über die Ausführung mit ſachverſtändiger Ruhe und Vorſicht bildet. Es iſt aber auch bekannt, wie weit Deutſchland in den erſten Jahrzehnten nach dem Frieden von dieſem Ideale entfernt war. Die Regierungen, zum Theile ſehr wohlgeſinnt, gingen doch in bureaukratiſcher Abgeſchloſſenheit ihren Weg, nur darauf bedacht, die unreifen Ideen des Publicums von jeder Einwirkung auf

die Staatsmaſchine fern zu halten. Die Bevölkerung, ohne ernſtlichen Antheil an politiſchem Wirken, blieb denn auch unreif, vertiefte ſich in zielloſes Mißtrauen und entſchädigte ſich für ihre Unthätigkeit durch maßloſe Kritik der Handelnden. Dieſe doppelte Einſeitigkeit ſpiegelt ſich denn ſofort in zwei Hiſtorikern, von denen der eine zu den größten aller Zeiten gehört, der andere wenigſtens eine Zeit lang für den größten aller deutſchen gegolten hat, in Ranke und Schloſſer. Ranke erzählt die politiſchen Ereigniſſe durchgängig vom Standpunkte des handelnden Staatsmannes; er iſt bewundernswerth in Umſicht und Scharfblick, wo es die Erörterung einer verwickelten Aufgabe, die Darlegung der Schwierigkeiten und Gegenmittel, die Schilderung der auf einander treffenden Kräfte und Perſönlichkeiten gilt. Das allgemein Bekannte übergeht er als der Aufmerkſamkeit des Kenners nicht würdig, das Verborgene entwickelt er mit pſychologiſcher, äſthetiſcher, publiciſtiſcher Meiſterſchaft. Dafür tritt auf dem politiſchen Gebiete das allgemein Menſchliche, es tritt das einfach ſittliche Urtheil vor der techniſchen Erwägung durchgängig in den Hintergrund: es entſteht daraus zuweilen ein Mangel an Wärme, der glücklicherweiſe durch das hinzutretende religiöſe Intereſſe in ſeinen meiſten Schriften wieder ausgeglichen wird. Im ſchneidenden Gegenſatze dazu fühlt ſich Schloſſer, ſo viel hohe Politik er erzählt, doch auf das Weiteſte von der Welt der Staatsmänner und Hofleute entfernt. Ihm iſt jeder andere Maßſtab gleichgültig als jener der hausbackenen Moral, und da die politiſchen Vorgänge meiſt zu complicirt ſind, um ſich nur mit jenem Einen meſſen zu laſſen, ſo findet ſein Urtheil eigentlich in allen Zeiten und Ländern nur eine einzige große Nichtsnutzigkeit — ſeine Bücher haben ohne Ausnahme das Anſehen jener alten Schauſpiele, in

denen unvermeidlich jeder Geheime Rath ein zweideutiger Charakter, jeder Kammerherr ein läßlicher Böſewicht, vollends aber jeder Miniſter ein abgefeimter Sünder iſt. Die große Wirkung Schloſſer's erklärt ſich aus dem vorher erwähnten, ganz entſprechenden Zuſtande ſeines Publicums: er wird, während Ranke für Jahrhunderte lehrreich bleibt, vergeſſen ſein, ſobald das deutſche Volk ein geſunderes Verhältniß zu dem deutſchen Staatsweſen erreicht hat.

Es iſt nun klar, wie wichtig die Ausgleichung des hier entwickelten Gegenſatzes gerade für die Geſchichtſchreibung iſt. Denn ſie ſoll die großen Staatshandlungen nach ihrer ganzen Bedeutung, aber ſie ſoll ſie nicht bloß für die Staatsmänner, ſondern für die Geſammtheit der Nation darſtellen. Wenn irgend wer, hat ſie die Aufgabe, bei der Behandlung politiſcher Fragen techniſche Reife mit ſittlicher Wärme zu vereinen, und in dieſer Verſchmelzung die Temperatur der eigenen Geſinnung zu finden. Sie wird immer am beſten gedeihn, wo dieſes Verhältniß ſchon in den Zuſtänden gegeben iſt, wo zwiſchen Regierung und Bevölkerung ein gegenſeitiges würdiges Vertrauen herrſcht, wo jene ſich gern der Strömung des öffentlichen Lebens überläßt, dieſe mit freier Anerkennung des Staates und ſeiner Lenker erfüllt iſt. Die geſunde, zugleich behagliche und ſtolze Stimmung, welche ſich aus dieſer Quelle z. B. durch Macaulay's Werke ergießt, kann natürlich nur ſeltenen und bevorzugten Augenblicken zu Theil werden, und es bedarf der Bemerkung nicht, daß die deutſche Literatur auch in der neueſten Zeit ſich ſo glücklicher Verhältniſſe nicht zu erfreuen hat. Die Ereigniſſe von 1848 haben hier die Furcht vor immer erneuerter Anarchie, dort die Sorge vor grenzenloſer Willkürherrſchaft erregt, und

einen Zuſtand verbreiteten Mißbehagens in dem Körper der Nation zurückgelaſſen. Dennoch aber iſt der Fortſchritt unverkennbar, welchen die Erſchütterung jener Zeit wenigſtens in den Gemüthern hervorgebracht hat. Ueberall ſind die Anſichten gereinigt, die Urtheile geſichtet, die Parteien umgebildet; die blinde Schwärmerei für die politiſche Theorie und die formellen Verfaſſungsfragen hat nachgelaſſen; man hat begonnen, in erſter Linie auf die realen Kräfte, auf die ſittlichen und materiellen Grundlagen des Lebens zu blicken; man hat gelernt, daß es in der Politik weniger auf das Haſchen nach Idealen, als auf die Auswahl erreichbarer Zwecke ankommt. Durch die Ausſtoßung der radicalen Elemente ſind die liberalen Parteien conſervativer, durch die Ueberſtürzung der Reaction ſind große conſervative Fractionen liberal geworden; beide haben erfahren, daß Revolution und Gegenrevolution gleich ſehr vom Uebel ſind; jene ſind beſonnener und zurückhaltender, dieſe geneigter zu Vorangehen und Reform, als jemals in einer frühern Zeit. So bahnt ſich eine Ausgleichung der Standpunkte an, welche, einmal vollzogen, durch ihre innere Kraft ganz unwiderſtehlich wirken und die extremen Parteien zu geiſtiger Ohnmacht und politiſcher Unmöglichkeit verurtheilen müßte.

Dieſe eben beginnende Entwicklung hat denn für die geſchichtliche Wiſſenſchaft bereits die erfreulichſten Früchte gebracht. Sie hat zunächſt bei Allen, die ſich um Staat und Nation noch kümmern, das Intereſſe für die Geſchichte in bemerkenswerther Weiſe geſteigert. Jenes Bündniß zwiſchen Geſchichte und Politik war nämlich bisher noch ein vielfach ungleiches geweſen. Wohl hatten die Hiſtoriker ein politiſches, die Politiker aber nur in ihrer Minderheit ein hiſtoriſches Intereſſe gewonnen. Es war

vielmehr, zumeiſt durch franzöſiſche Einwirkung, zum Theil aber auch nach dem Gange der deutſchen Dinge ſelbſt, überwiegend ſpeculative Politik getrieben worden. Wenn es auf die Feſtſtellung oder Beurtheilung eines politiſchen Satzes ankam, ſo pflegte die linke Seite an die Philoſophie, die rechte an die Theologie zu appelliren, ohne ſich um das beſondere Recht, den beſonderen Urſprung, die beſondere Geſchichte des einzelnen Falles, des einzelnen Landes zu bekümmern. Praktiſch unumgängliche Begehren der Regierungen beſtritten die Einen nach den allgemeinen Menſchenrechten; poſitiv unzweifelhafte Rechte der Kammern oder der Einzelnen zermalmten die Anderen mit nicht minder allgemeinen Bibelworten; beide um die Wette verblendeten ſich nach den willkürlichen Schlußfolgerungen einer eingebildeten Theorie gegen die vorhandenen Zuſtände und Bedürfniſſe. So erſchien es hier und dort als überflüſſige Mühe, dem Urſprung dieſer Bedürfniſſe, der Vergangenheit dieſer Zuſtände, den geſchichtlichen Wurzeln des Vorhandenen nachzuforſchen, und wenn ja einmal ein hoher Tory ſich um die alten Zeiten bekümmerte, ſo geſchah es weniger in dem hiſtoriſchen Sinne, daran anknüpfend weiter zu bauen, als in dem revolutionären, der Gegenwart kurzer Hand das Abgeſtorbene wieder aufzudringen. In dieſen Beziehungen iſt nun eine weſentliche Aenderung zum Beſſern eingetreten. Durch eine mächtige Erſchütterung aufgerüttelt, iſt man für die praktiſchen Lehren der Geſchichte empfänglicher geworden. Der Trieb macht ſich geltend, den Zuſammenhang zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart thatkräftig zu beleben, und das Alte nicht zur Ertödtung, ſondern zur Fortentwicklung des Neuen zu benutzen. Für dieſe Geſinnung mußte vor Allem das Studium der neueren Zeit und der jüngſten Ver-

gangenheit ein lebhaftes Intereſſe gewähren; es erklärt ſich daraus das raſche und glänzende Aufblühen eines bei uns faſt lebloſen Zweiges der Geſchichtſchreibung, der Memoirenliteratur, der Biographie der älteren Zeitgenoſſen. In kurzer Friſt hat er eine Reihe der werthvollſten Früchte und unendliche Wirkung hervorgebracht; ein Buch wie das Leben Stein's, weitläufig und formlos wie es iſt, war nicht bloß ein literariſches, ſondern im vollen Sinne des Wortes ein geſchichtliches Ereigniß.

Wie das Intereſſe der Aufnehmenden, ſo iſt gleichzeitig unter dem Einfluſſe derſelben Strömung die Zahl und Kraft der Schaffenden gewachſen. Daß auch hier das politiſche Moment vor allen anderen das belebende und treibende iſt, erhellt von jeder Seite her, mag man die Stellung der Verfaſſer oder den Gehalt der Schriften in Betracht ziehen. Faſt Alle, die auf wahre Bedeutung Anſpruch machen können, gehören jenem liberal-conſervativen Kreiſe an, jener Verſchmelzung, wenn man den parlamentariſchen Ausdruck verſtatten will, der beiden Centren, der gemäßigten Whigs und der liberalen Tories — die engliſche Bezeichnung gibt jetzt, wo unſere Parteien in voller Auflöſung und Neubildung ſtehen, eine beſtimmtere Vorſtellung, als irgend ein deutſcher Name. Dieſer Standpunkt iſt rein und ſcharf in allen Schriften Mommſen's und Duncker's, Waitz's und Gieſebrecht's, Droyſen's und Häuſſer's bezeichnet; auf keinen andern werden, durch die Gewalt ihrer Stoffe, Gervinus von links und Höpfner von rechts her, beinahe wider Willen geführt. Neben den Werken dieſer Männer kommt nach wiſſenſchaftlichem Werthe gar nicht in Betracht, was die extremen Parteien neuerlich in der geſchichtlichen Literatur geleiſtet haben. Bei Weitem das hervorragendſte Buch der ultramontanen Hiſtoriker

iſt Hurter's Ferdinand II.; ein höchſt intereſſantes und unendlich reiches Material iſt hier in unbehülflich roher Darſtellung und mit einer Stumpfheit des nationalen und ſittlichen Gefühles verarbeitet, welche Entrüſtung hervorrufen müßte, wenn ſie nicht durch ihre Naivität in beinahe heitere Verwunderung ſetzte. Auf den äußerſten Rechten der Proteſtanten erſcheint Leo's deutſche Geſchichte, ohne Zweifel das bedeutendſte Buch ſeiner Farbe, und doch gleich zweifellos auch die unzulänglichſte Schöpfung des berühmten Verfaſſers, erfüllt mit oberflächlichen oder phantaſtiſchen Willkürlichkeiten, geiſtreich in Nebendingen, im Weſentlichen überall den Geſetzen der echten Forſchung widerſprechend. Die reine Demokratie hat überhaupt in den letzten Jahren auf unſerem Felde nichts geliefert, was eine nähere Erwähnung verdiente.

Fragt man nun, was die erfreulichen Erſcheinungen der deutſchen Geſchichtſchreibung ſeit 1848 von ihren Vorgängern unterſcheidet, ſo wird man bald inne, daß die charakteriſtiſchen Merkmale nicht in dem Kreiſe des wiſſenſchaftlichen und gelehrten Apparates liegen. Die kritiſche Methode iſt noch dieſelbe, wie ſie von Niebuhr und Ranke gelehrt worden; die Grundbegriffe der Culturgeſchichte werden noch in gleichem Sinne gehandhabt, wie ſie Eichhorn und Savigny vor vierzig Jahren feſtſtellten. Das Neue liegt durchaus in der veränderten Stellung des Autors zum Staate. Hier zeigt ſich Alles, was wir vorher als allgemeinen Fortſchritt in dem Bewußtſein der Nation bemerkten, größere Klarheit und intenſivere Kraft des nationalen Gefühles, praktiſche Mäßigung und eingehende Sicherheit des politiſchen Urtheils, poſitive Wärme und freier Blick in der ſittlichen Auffaſſung. Die doctrinäre Phraſe und

die politiſche Kannegießerei mancher altliberaler Hiſtoriker ſind eben ſo verſchwunden, wie die officiöſe Geheim- und Vornehmthuerei, die ſonſt wohl als Merkzeichen gutgeſinnter Geſchichtſchreibung gegolten hat. Statt deſſen ſucht man den Staatsmann nach den ſachgemäßen Forderungen ſeiner Kunſt zu beurtheilen, dieſe Kunſt aber ſtets nach dem Maßſtabe menſchlicher und ewiger Sitte zu meſſen. Die Geſinnung, welche hiermit bezeichnet iſt, gibt wie dem Inhalte ſogleich auch der Form ihr Gepräge; zum erſten Male in der deutſchen Geſchichtſchreibung beginnt ſich ein feſter, den verſchiedenſten Perſönlichkeiten gemeinſamer, den mannichfaltigſten Stoffen paſſender hiſtoriſcher Styl zu bilden. Wohl ſind es auch in dieſer Beziehung erſt Anfänge — Niemand könnte behaupten, daß einer der Jüngeren an ſubjectiver Meiſterſchaft z. B. Ranke erreichte — aber es ſind Anfänge einer reichen Zukunft, einer richtigen Bahn, einer neuen Epoche unſerer Geſchichtſchreibung. Ein Buch wie Mommſen's römiſche Geſchichte iſt kein vollendetes Kunſtwerk, aber es enthält eine Tendenz, welche mit lebenerfüllter Kraft, mit dem Eifer friſchen Werdens und der Klarheit eines unwiderruflichen Entſchluſſes das Ideal einer großen Claſſicität in das Auge gefaßt hat.

Mit dieſem Ausblicke auf eine hoffnungsreiche kommende Entwicklung laſſen Sie mich ſchließen. Möge es auch unſerer Hochſchule vergönnt ſein, an derſelben einen dem altem Ruhme entſprechenden Antheil zu nehmen, möge auch unſerem Lande das glückliche Loos fallen, durch Verſöhnung der Gegenſätze und geſunden Frieden der Wiſſenſchaft einen gedeihlichen Boden zu bereiten. Ich wüßte keinen Gedanken, der an dieſer Stätte unmittelbarer zu dem eigentlichen Inhalte der heutigen Feier hin-

leitete. Möge dem hohen Fürſten, deſſen Feſt wir heute freudig begehen, möge Gott ihn für alle Zeit das Höchſte finden laſſen, was eine irdiſche Krone ſchmücken mag, geſunden Frieden des Landes, freie Ehrfurcht des Volkes, tiefe Beglückung in ſeinem erhabenen Berufe.

# Die chriſtlich-germaniſche Staatslehre,

ihre Bedeutung in der Gegenwart, ihr Verhältniß zum geſchichtlichen Chriſten- und Germanenthum.

Marburg, 1851.

Die politiſche Lehre, mit der wir uns auf den folgenden Blättern beſchäftigen wollen, ſteht jetzt wieder, wie zur Zeit ihrer Entſtehung, in der erſten Linie des Kampfes gegen das demokratiſche Princip. Damals, als ſie nach Napoleon's Sturze eine durchgreifende Reſtauration der geſellſchaftlichen Ordnung anzuſtreben behauptete, ſchmückte ſie ſich eine Zeit lang eifrig mit dem ſchönen Anſpruche, nicht die Gegenrevolution, ſondern das Gegentheil der Revolution zu bezwecken. Man weiß, bei welchen Anläſſen ſie, einmal zur Macht gelangt, der Verſuchung erlegen iſt, die Macht auch gegen das Recht zu gebrauchen, mithin ſelbſt revolutionär zu werden. In unſern Tagen haben wir denſelben Hergang in größerm Maßſtabe und mit unverhüllterer Offenheit zum zweiten Male erlebt. Die thatſächliche Macht in Deutſchland ſteht bei der Partei dieſer Schule oder den Männern, die ſich ihrer Lehre zu bedienen lieben. Die Prüfung eines ſo einflußreichen Syſtems wird daher in jeder Beziehung von Intereſſe ſein, richte ſie ſich nun auf die augenblicklichen Thaten der Praxis oder auf die theoretiſche Beweisführung der Schule. An dieſer Stelle iſt es ausſchließlich auf die letztere abgeſehen: von ihrer heutigen Praxis ſoll hier nicht die Rede ſein. Unſer

Zweck iſt vielmehr, darzulegen, daß dieſe Schule, weit entfernt, ein an ſich gutes Syſtem nur zuweilen durch übertreibende Praxis entſtellt zu haben, kraft ihrer Lehre ſelbſt zu keinem andern Syſtem gelangen kann, als zu der Bekämpfung der Revolution durch revolutionäre Mittel, zu der Verdrängung des demokratiſchen durch einen monarchiſch-feudalen Radicalismus. Unter dem Worte Radicalismus verſtehen wir hier nichts Anderes als die Schule ſelbſt, nämlich die Beugung des Geſetzes unter ein angebliches Staatswohl, den Sieg der augenblicklichen Nützlichkeit über die Ewigkeit des Rechts.

Entſcheidend für die ganze Richtung der Schule war von Anfang an der Umſtand, daß ſie nicht die freie That einer poſitiven Schöpfung, ſondern ein Act der Reſtauration, mithin abwehrenden und verneinenden Charakters war. Sie entſprang aus dem Gegenſatze zu der großen franzöſiſchen Revolution. Sie ging von dem richtigen Gedanken aus, daß dieſe Revolution nicht das Werk einer Handvoll Verſchwörer und Wühler, auch nicht bloß ein Kampf gegen einzelne monarchiſche oder feudale Mißbräuche geweſen, ſondern daß ſie mit der Gewalt einer Naturkraft aus einer völlig veränderten Weltlage und Weltanſicht emporgewachſen ſei. Von den Radicalen und Jakobinern fühlte man ſich in Staat und Geſellſchaft, in ſittlichen, religiöſen und intellectuellen Anſchauungen gegenſätzlich getrennt. Man glaubte von der Revolution gelernt zu haben, wie viel in der Politik auf ganze und energiſche Entſchlüſſe ankomme. Es war ein Irrthum, aber es war unter dieſen Umſtänden begreiflich genug, daß man jede Unterſcheidung zwiſchen poſitiven und negativen Elementen der revolutionären Zeit aufgab, daß man nicht die Methode des Umſturzes und die formelle Berechtigung des Rechts-

bruches, ſondern die reale Aenderung der Verhältniſſe und den tiefen Ernſt der Bedürfniſſe leugnete, alſo nicht die Verbeſſerung, ſondern die Wiederherſtellung zur Ueberſchrift des Zeitalters erwählte. Es genügte dieſen Kreiſen, daß die Revolution etwas gewollt hatte, um es zu verwerfen, daß die Revolution in Feindſchaft zu etwas getreten war, um es zu empfehlen.

Die Revolution war republikaniſch geweſen, alſo wurde die Reſtauration monarchiſch. Jene hatte Religion und Kirche bekämpft, alſo feierte dieſe die Rechte der Prälaten und das Bedürfniß rechtgläubiger Frömmigkeit. Jene hatte alle Standesunterſchiede hinweggekehrt, alſo machte dieſe die Unterſcheidung und die Hervorhebung der höhern Stände zu ihrem oberſten Grundſatz. Jene hatte nur die ſogenannten natürlichen und abſtracten Menſchenrechte anerkannt, alſo ſtellte ſich dieſe auf den Boden der wohlerworbenen und geſchichtlich begründeten Rechte.

Eine kurze Weile mochte ſich dies ſyſtematiſch genug ausnehmen. Je kräftiger aber nicht bloß Gedanken, ſondern auch Intereſſen, und zwar nicht ſelten ſehr lebhafte und eigenſüchtige Intereſſen, in verſchiedener Richtung einwirkten, deſto wirrer mußten die einzelnen Sätze des Syſtems ſich abſtoßen und verwickeln. Indem man für die Politik die geſchichtliche Methode als die einzig heilſame feierte, war es ein Widerſpruch, daß man die Geſchichte der letzten dreißig Jahre mit allen ihren Schöpfungen und Folgen aus der Geſchichte ſtreichen wollte. Indem man Königthum, Adel und Kirche der alten Zeit herzuſtellen unternahm, kam man nicht bloß mit den neueſten Zuſtänden, ſondern auch mit den alten innern Zerwürfniſſen jener drei Potenzen in das Gedränge. Man hatte es über den demokratiſchen Stürmen vergeſſen, daß in den letzten Jahrhunderten der Adel

gewöhnlich ſehr feindſelig gegen die Kirche geſtanden hatte, das Königthum mit ſeinen Beamten auf beider Koſten emporgewachſen war. Man war einig in dem Argwohn gegen die Kräfte, die ſich bei der Revolution ganz unmittelbar betheiligt, das Bürgerthum, die Induſtrie, die moderne Literatur, die materielle Wucht endlich des vierten Standes; ſobald man aber nach den mittelbaren Urſachen der großen Stürme fragte, ſo gerieth man auf der Stelle untereinander in Hader. Adel und Kirche rechneten dem Königthum vor, wie es in zerſtörender Aufklärung und Gleichmacherei der Revolution ein Beiſpiel gegeben, und begehrten Verminderung der Militär- und Beamtenmacht; das Königthum wies auf die Ohnmacht der Staatsgewalt hin, welche durch die Eigenſucht und die Sonderrechte der Privilegirten überall nach innen und außen erzeugt worden, und wie die gerechte Erbitterung darüber die Völker der Revolution geneigt gemacht habe. So ſetzen ſich innerhalb der Reſtauration zwei Hauptrichtungen einander entgegen, die eine ariſtokratiſch-kirchlichen, die andere monarchiſchen und bureaukratiſchen Stoffes. Die eine wollte völlige Vereinigung aller Rechte und Kräfte des Staats in der Hand des Monarchen und ſeiner Diener, die andere möglichſte Ungebundenheit der einzelnen großen Stände im Staate. Wären ſie allein geweſen, ihr Streit wäre gleich nach 1815 nicht bloß in Frankreich, ſondern in ganz Europa ausgebrochen. Aber da gab es zwiſchen ihnen die große Partei der conſtitutionellen Reformer, die eine kräftige Staatsgewalt unter Betheiligung der Stände und des Volks erſtrebte; da ſtand ihnen gegenüber eine immer zahlreiche revolutionsluſtige Maſſe, von deren Aufwogen man eine neue Zertrümmerung befürchtete. So erfolgte eine Reihe mannichfach ſchwankender Gruppirungen.

Wir haben Bündnisse zwischen der monarchischen und constitutionellen, der constitutionellen und feudalen, der feudalen und revolutionären Partei, je nach den Interessen des Augenblicks, erlebt. Zuletzt aber war bisher das bleibende Ergebniß stets, daß irgend eine bedeutendere Regung der Revolution die alten Genossen, die Monarchie und die Feudalpartei, unter Vertagung der innern Händel wieder zu engerm Anschlusse brachte.

Wir setzen die Erinnerung an diese Schwankungen voraus, indem wir in dem Folgenden versuchen, einen Durchschnitt der dabei zu Grunde gelegten Theorie zu liefern. Wir halten uns dabei zunächst an die deutschen Erzeugnisse der Schule. Wir hoffen, daß auch ohne einzelne Quellenbelege die Sätze selbst die Richtigkeit der Anführung darthun werden.

Alle Gewalt im Staate, heißt der oberste Grundsatz dieser Schule im ausgesprochenen Gegensatze zu den Lehren von 1789, alle Gewalt im Staate kommt von oben. Dies lehrt die thatsächliche Entstehung unserer Staaten, vor Allem der germanischen. Es ist nie ein Vertrag unter der Masse, wodurch ein Fürst geschaffen und erhöht wird, sondern ein Starker erhebt sich auf eigene Hand, und die Andern beugen sich entweder seiner Kraft oder freuen sich seines Schutzes. Die deutschen Völker insbesondere haben nie den Fürsten und sein Recht gesetzt, sondern durch die Fürsten und ihre Geschlechter sind die einzelnen Staaten zusammengebracht und die einzelnen Völker erschaffen worden. Auch ist dies kein bloß thatsächliches und zufälliges Verhältniß. Es läßt sich vielmehr als das einzig naturgemäße und heilsame aus der Natur des Menschen, dem Begriffe des Rechts und der Pflicht, endlich der Geschichte aller Staaten erhärten. Vor Allem aber, es ist das einzig christliche, denn

es steht geschrieben: Ihr sollt unterthan sein der Obrigkeit und dem Könige als dem Höchsten, denn alle Obrigkeit ist von Gott.

Der König hat also die Anordnung der öffentlichen Angelegenheiten allein und, wenn er selbst es nicht etwa einmal anders belieben sollte, unbeschränkt. Kein Unterthan soll gegen ihn Rechtsstreit erheben, ohne zuvor Gehorsam und Ehrfurcht bekannt zu haben. Kein Recht der Unterthanen begründet durch angebliche Verletzung bewaffneten Widerstand; hat doch Paulus sogar dem Kaiser Nero Gehorsam zu spenden gelehrt. Am wenigsten wäre die Auflehnung gerechtfertigt durch angebliche Verletzung der Staatsverfassung. Denn diese kann durch die von Gott gesetzte Obrigkeit gar nicht verletzt werden, da sie ganz ausschließlich deren Werk und Wirkungskreis ist. Die Obrigkeit kann und muß das öffentliche Recht ändern, wenn sie bedenkliche oder schädliche Elemente darin bemerkt. Sich dem zu widersetzen, dazu ist kein Unterthan befugt, auch wenn die Obrigkeit etwa eine Zeit lang einem Theil derselben auf Landtagen u. dgl. eine gewisse Mitwirkung bei Gesetzen und Steuern bewilligt hatte. Diese Bewilligung war ein souveräner Act der Obrigkeit; es liegt im Wesen der Souveränetät, dieselbe auch jederzeit zurücknehmen zu können.

Dagegen wird der König nach seinem göttlichen Berufe die wohlerworbenen Rechte der einzelnen Unterthanen mit allem Nachdrucke pflegen und schirmen. Hierhin gehört gar Vieles und Mannichfaltiges; gegenüber aber dem gottlosen und gleichmachenden Treiben der Gegenwart sind vor Allem die wohl erworbenen Rechte der Corporationen, der Stände und der Kirche zu erwähnen. Gott hat nicht gewollt, daß die Menschen gleich

ſeien, nach ſeinem Worte ſind die ſtändiſchen Unterſchiede ebenſo wie das Amt der Obrigkeit zu ehren, und das fromme und treue Volk der Deutſchen hat ſich denn auch die Jahrhunderte hindurch einer reichen und organiſchen Gliederung erfreut. Erſt in den letzten Zeiten hat die Revolution, ebenſo ausländiſch als gewaltthätig geſinnt, die Mannichfaltigkeit dieſer Rechtskreiſe in eine unterſchiedsloſe Maſſe zu zerſtampfen und alles Hohe in den Staub zu treten geſucht. Dieſe Verletzung des Rechts und der nationalen Sitte wieder zu heilen, wird eine chriſtlich-deutſche Obrigkeit als ihr Hauptaugenmerk betrachten.

Es wird ſich dies endlich auch in Rückſicht auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ſelbſt empfehlen. Wenn die Obrigkeit dafür im Volke nach zuverläſſiger Unterſtützung ausſchaut, ſo wird ſie keine beſſere Hülfe finden als grade die Opfer der Revolution, den großen Grundbeſitz und die Kirche. Die Kirche bringt ihr als geweihte Steuer die Kräftigung der Sitte und der Treue im ganzen Volke, dafür hat ſie aber auch von dem Staate ein eifriges Bekenntniß des wahren Glaubens und ſteten Kampf gegen das Gift des Unglaubens zu begehren. Der Adel iſt von jeher die Mauer um die deutſchen Throne geweſen, er iſt durch die Stetigkeit ſeines Beſitzes und die Tradition ſeiner Denkweiſe ganz anders zur Theilnahme an der Regierung befähigt als die unruhige Induſtrie und die ungebildete Maſſe. — —

Der ganze Inhalt dieſes Syſtems iſt nur in einzelnen ausgeſuchten Fällen im neuern Europa zur Entfaltung gekommen. Allein die Ausflüſſe dieſer Lehre ziehen ſich durch die wichtigſten Ereigniſſe des neuern deutſchen Staatslebens hindurch, bald mit vorwiegender Betonung der monarchiſchen, bald der ſpecifiſch

feudalen Richtung, in der Regel jedoch unter Vereinigung beider auf Koſten der übrigen Claſſen der Bevölkerung. Auf die feudale Seite gehören weſentlich die Regungen der ultramontanen Partei, und was dieſer auf proteſtantiſchen Gebieten entſpricht; was wir dagegen von der Monarchie angeführt haben, iſt in mannichfaltiger Anwendung bei den Beſchlüſſen des deutſchen Bundes praktiſch geworden.

Indem wir nun mit der Prüfung dieſer Doctrin beginnen, wollen wir zunächſt uns hüten, nicht in den Fehler, den wir den Anhängern dieſer Partei vorwarfen, ſelbſt zu verfallen: jeden Gedanken deshalb zurückzuweiſen, weil er hier im üblen Zuſammenhange vorkommt. Wir wollen vielmehr gleich hier den Grundſatz der folgenden Erörterung dahin ausſprechen, daß auch wir den Staat und ſeine allgemeinen Geſetze als eine Schöpfung von oben anerkennen. Von oben nämlich in dem Sinne, daß dieſe Geſetze unabhängig von der Willkür des Einzelnen ſind, und wären es auch alle Einzelnen; daß Niemand, weder Fürſt noch Volk, ſich ungeſtraft der Pflicht entzieht, eine Verheißung zu erfüllen, einen Vertrag zu halten, eine anerkannte Rechtsſphäre zu achten; daß Niemand, weder König noch Unterthan, ungeſtraft dem Laufe der Natur Gewalt anthut, ſich von ſeiner Nationalität abtrennt, von dem geſchichtlich Gewordenen losreißt, dem Strom der neuen Entwicklung in den Weg tritt. Dies Alles ruht auf höhern Geſetzen, welche älter ſind als der Einzelne, deſſen Leben erſt durch deren Herrſchaft entſteht und unter derſelben verläuft. So heißt es mit Recht: der Staat iſt älter als der Menſch; und wenn es in dieſem Sinne chriſtlich iſt, den Staat und ſeine Gewalt auf Gottes Einſetzung zurückzuführen, ſo iſt es in dieſem Sinne auch politiſch, ja der einzige Grund für alle wahre Politik.

Auch von dieſem Standpunkte aus erſcheint jede Revolution, inſofern ſie mit bewußter Abſicht vorbereitet wird, in der Regel als verwerflich und verderblich. Sie enthält ſtets einen Bruch ſittlicher Verpflichtung, wäre es auch nur der Pflicht der Wahrhaftigkeit, zu beobachten, was man einmal verſprochen hat. Sie enthält meiſtens auch einen Sprung in der naturgemäßen Entwicklung des Volks, und ſo die Gefahr, in das völlig Bodenloſe zu gelangen. Sie wird nur dort gerechtfertigt, wo durch die Unterdrückung jene ſittliche Pflicht bereits völlig zerriſſen und zugleich die natürliche Entwicklung völlig gehemmt iſt, wo alſo der ſittliche Maßſtab überhaupt verſchwindet und die Nothwehr der Naturkraft eintritt. Aber auf der andern Seite iſt es klar, daß die Revolution ebenſo von oben wie von unten eintreten kann, daß der König ebenſo wie das Volk unter jenen höchſten Geſetzen ſteht, und daß der Schöpfungsact des Staats, den wir vorher einen göttlichen nannten, nicht in der Aufrichtung eines Königthrons, ſondern in der Schöpfung des ſittlichen Menſchen beſteht, deſſen Natur den Staat und ſeine Geſetze begehrt. „Von Gottes Gnaden," ſagt vortrefflich der Führer der franzöſiſchen Legitimiſten, „iſt die Entſtehung der bürgerlichen Geſellſchaft." Von Gottes Gnaden, kann man fortfahren, iſt das Recht und der Staat, ſei die Form ſeiner Erſcheinung welche ſie wolle. In welcher Form aber und durch welche Behörden nun der einzelne Staat in Raum und Zeit ſich bildet, iſt eine thatſächliche, von mannichfachen Umſtänden abhängige Frage. Daß gewiſſe Formen eine Zeit lang beſtanden, iſt an ſich nicht einmal ein Grund für ihre ewige Dauer, ſondern nur eine Aufforderung, nicht auf unſittliche Weiſe und in dreiſter Unerfahrenheit mit ihnen zu brechen.

Hiernach, so scheint es, können wir mit aller wünschenswerthen Unbefangenheit an die Prüfung der Frage gehen, wie es gekommen, daß gerade in Deutschland jene Lehre aus den ganz Europa gemeinsamen Grundlagen christlicher Welt- und germanischer Rechtsansicht emporgewachsen ist. Eine solche Prüfung ist immer am Orte und keineswegs mit der Hinweisung auf jeweilige Herrschsucht und Eigenliebe zu ersetzen. Auch der Absolutismus, wenn er auf die Dauer wirken will, muß irgendwo sein Gewissen anheften und findet seine thatkräftige Stellung erst in dem Rückhalt irgend eines geschichtlicheu Bewußtseins.

Unsere Bemerkungen holen nur scheinbar weit aus. Bei aller Mannichfaltigkeit des Aeußern haben sich die Grundstoffe des modernen Europa äußerst stetig entwickelt. Eine Untersuchung wie die unsere kürzt man ab, wenn man bis auf die ersten Quellen zurückgeht.

Das Christenthum weiß Nichts von einem „christlichen Staate" im Sinne der modernen Schule. Es ist hier kein Raum zu dem kirchengeschichtlichen Beweise dieses Satzes: hier genügt so viel, daß ihm die specifische Weihe des Königs und der Obrigkeit, die jenes System ganz wesentlich charakterisirt, ganz unbekannt ist. Manchen strengern Richtungen des Urchristenthums erscheint die Welt und jeder weltliche Staat als gründlich bös und Eigenthum des Satans, und zwar nicht bloß weil die damaligen Könige Heiden waren, sondern umgekehrt: weil sie dieser Welt angehören, sind sie dem Heidenthum und mithin dem Satan verfallen. Gerade gegen solche Anschauungen erhebt sich der freier gesinnte und weiterblickende Apostel Paulus und der ihm zustimmende erste Brief Petri. Der Staat und seine Obrigkeit ist von Gott — er ist nicht teuflischen Stoffes, so wenig

wie z. B. das Fleisch der heidnischen Opfer, sondern er ist, wie alle Dinge dieser Welt, von Gott geschaffen. So sollen auch die Sclaven ihren Herren dienen um Gottes willen, weil auch dieses Verhältniß, wie alle Ordnungen dieser Welt, von Gott geordnet ist. Diese Vorschriften haben nur die Absicht, ein revolutionäres Verhalten gegen die Dinge dieser Welt auszuschließen, wie es in Zeiten religiöser Begeisterung bei Hussiten, Wiedertäufern, Puritanern vorgekommen ist. Der Geist soll die Welt nicht zertrümmern, sondern dieselbe, die mit ihm aus derselben Wurzel stammt, läuternd durchdringen. Der Christ soll die weltliche Obrigkeit wie jedes bestehende Rechtsverhältniß achten. Aber kein Gedanke, daß dieser Obrigkeit oder gar den einzelnen augenblicklichen Vertretern derselben eine besondere Weihe und ein stärkeres Recht als alle andern Rechte beigelegt wäre. Im Gegentheil ist nachzuweisen, daß jene allgemeine Erwägung die weltlichen Institute überhaupt gesichert, sonst aber die urchristliche Ansicht gerade bei den Aufgaben der Staatsgewalt eine Reihe der wichtigsten Bedenken und Anstöße gehabt hat. Es schien lange Zeit undenkbar, daß ein guter Christ Staatsoberhaupt sein könne.

Jene Sanction also des Königthums, die dem Inhaber eine qualitativ höhere Berechtigung als jedem andern Menschen beilegt, hat ihre wahre Quelle nicht im Neuen Testamente. Es ist immer der Mühe werth, daran zu erinnern, woher sie der modernen Welt zugeführt worden ist.

Man weiß, wie die ersten römischen Kaiser Jahrhunderte hindurch bei aller militärischen Allmacht die Souveränetät des römischen Volks im Grundsatze anerkannten und nur sehr allmälich das republikanische Staatsrecht zu einem monarchischen

umformten. Eins ihrer Mittel unter andern war die Vergötterung des verstorbenen Vorgängers. Entscheidende Schritte aber auf diesem Wege that Diocletian. Er griff mit gelehrter Auswahl das Bild der persischen Großkönige auf, führte deren Etikette an seinem Hofe ein, umgab sich nach ihrem Muster mit sacrosancter Majestät und nannte bei Leibesleben sich und seine Mitregenten Göttersöhne. Bald nachher nahm Kaiser Constantin das Christenthum an. Die persische Etikette blieb, und ist als byzantinische an Franken, andere Deutsche und sonstige Europäer gekommen. Der Götterſohn mußte natürlich verschwinden; der heidnische Titel wurde mit dem christlichen „Von Gottes Gnaden" vertauscht, auf diesem aber das Bild des über das Menschliche hervorragenden Charakters übertragen. Wie wenig übrigens der christlichen Denkweise dergleichen auch damals geläufig war, zeigten die kirchlichen Bestrebungen, sich jene Würde deutlich zu machen. Eine solche specifische Weihe war den Christen bis dahin nur bei Aposteln und Bischöfen bekannt gewesen: sie nannten den Kaiser, der als Heide Pontifex Maximus gewesen und dessen Schutz sich die Kirche gern gefallen ließ, den Bischof der auswärtigen Angelegenheiten, den Apostelgleichen, den Engelähnlichen.

Seitdem verschmolz in dem römischen Weltreiche Staat und Kirche vollständig. Der Staat übernahm die Aufgabe, dem kirchlichen Glauben die Herrschaft über die Welt zu bereiten, die Kirche erschuf sich juristisch zwingende Ordnungen wie der Staat, und umgab dessen Gewalthaber mit dem vollen Glanze religiöser Sanction. Diese Einrichtungen fanden die Germanen vor, als sie in den Provinzen des Reichs ihre neuen Staaten und die Zukunft Europa's gründeten.

Bis dahin hatten die deutſchen Stämme in höchſt einfachen politiſchen Zuſtänden gelebt. Große Staatsverbände gab es nicht; für die einzelnen Gemeinden lag die Fülle der Gewalt in den Händen aller Genoſſen; die Gemeinde beſchloß über Krieg und Frieden, hegte das Gericht und ſetzte deſſen Bann, beſtimmte über Vertheilung und Bewirthſchaftung der Aecker und band durch dieſe Vorſchriften den Fürſten wie den Geringſten aus der Maſſe. Der Fürſt, der im Kriege den Heerbefehl, im Gerichte das Amt des geſetzkundigen Richters, in der Feldflur ein ausgezeichnetes Ackerſtück und im Hauſe ein reiſiges Dienſtgefolg hatte, der Fürſt wurde aus einem im Volke hervorragenden Stamme durch die Geſammtheit der Bürger gewählt. Er galt als Abkömmling berühmter Ahnen und meiſt der Götter; allein denſelben Ruhm nahmen, wenn auch nicht mit ſo einzelnen Belegen, alle Geſchlechter des Volks in Anſpruch. Ueberhaupt war von hervorragender Herrſchaft keine Rede; das Dienſtgefolge hielt zu dem Führer mit ritterlicher Treue; ſonſt galt es aber für etwas Beſonderes, wenn ein deutſches Volk ſich einigermaßen regieren ließ.

Man ſieht, daß die chriſtlich-germaniſche Staatslehre ſo wenig aus urgermaniſchen als aus urchriſtlichen Beſtandtheilen zu gewinnen iſt. Forſchen wir, ob etwa die Miſchung beider Elemente mit dem byzantiniſchen einen Niederſchlag jener Gattung erzeugt hat!

Im fränkiſchen Reiche iſt für's Erſte nicht viel davon zu ſpüren. Der Staat der Merowinger erwuchs überhaupt nicht aus der nationalen Erhebung eines geſchloſſenen Volks unter angeſtammten Königen; vielmehr löſten kecke und ehrgeizige Stammesfürſten ſich und ihren Stamm aus dem einheimiſchen

Verbande ab, ſammelten auf dem Boden des verfallenden Römerreichs eine Armada um ſich, die man beinahe mit den Heeren des dreißigjährigen Krieges vergleichen möchte, eroberten damit halb Gallien, bald als kaiſerliche Generale gegen rebelliſche Provinzen, bald als Reichsfeinde gegen römiſche Feldherrn kämpfend, dann als Herren auf eigene Hand mit den Provinzen ſich vertragend, endlich auch von der übrigen Maſſe des fränkiſchen Volks anerkannt. Der Urſprung dieſer Macht war alſo weit von aller Legalität entfernt. Aus der bunteſten Miſchung von offener Gewalt und zweifelhaften Rechtstiteln ſetzte ſie ſich zuſammen. Daß jedoch die Merowinger dieſen Mangel empfanden, iſt deutlich genug. Denn nachdem man thatſächlich die Macht bereits unbeſtritten beſaß, war man doch ſehr zufrieden, aus der Hand des Kaiſers einen Schein von Belehnung, aus der Hand der Kirche die Anerkennung als chriſtliche Obrigkeit, und damit eine doppelte Legalität zu der factiſchen Herrſchaft hinzu zu empfangen.

Die unbeſtrittene Erblichkeit der Königswürde fiel der regierenden Familie aus dieſen Vorgängen anheim. Der gewaltſame Charakter ihres Urſprungs blieb auch ſpäter erkennbar, wenn dieſe Könige nicht ſelten über Geſetz, Bräuche und Recht hinwegſchritten, wo ihre Hand gerade die ſtärkſte war. Er blieb es aber nicht weniger, wenn ſie bald durch die Maſſen eines kriegsfertigen Volks, bald durch den Ehrgeiz eines heranwachſenden Adels in den königlichen Rechten verletzt, in ihren fürſtlichen Anſprüchen gedemüthigt wurden. Wie die Praxis des Staats, kam auch die politiſche Doctrin nicht zu ſyſtematiſchem Abſchluß. Die Könige ſtrebten mit möglichſtem Eifer, ſich alle Rechte der römiſchen Kaiſer beizulegen, die Unbändigkeit der Na-

tion aber gab durchgängig den Einrichtungen und Anſchauungen des Despotismus ſelbſt eine populäre Wendung. Am auffallendſten erſcheint dieſes Verhältniß an einer Stelle, die recht eigentlich den Gegenſatz zwiſchen antikem und germaniſchem Staatsweſen charakteriſirt und auch für unſere Erörterung in entſcheidenden Betracht kommen muß. So viel nämlich auch die Germanen aus dem römiſchen Staate erlernten, Eins, und zwar ein ſehr Wichtiges, vermochten ſie ſich nicht anzueignen, den Begriff des öffentlichen Rechts und einer repräſentativen Staatsgewalt. Daß gewiſſe Befugniſſe ihren Urſprung in der Kraft der einzelnen Perſon, andere ihren Titel in der Entwicklung der geſammten Nation, daß beide Claſſen demnach verſchiedenen Werth und Charakter haben, blieb ihnen völlig unzugänglich. Der König hatte ſeine Herrſchaftsrechte nicht als Organ der Nation und Repräſentant des Staats, ſondern er beſaß ſie als privates und perſönliches Eigenthum wie ſeine Gelder und Aecker. Dieſer Mangel in der politiſchen Anſchauung hat das Mittelalter beinahe durchgängig beherrſcht; er iſt an verſchiedenen Stellen in die neuere Zeit hinüber geſchleppt worden; er bildet, wie wir geſehen, ein weſentliches Moment in der heutigen Lehre des chriſtlich-germaniſchen Staats. Es leuchtet ein, wie er hier den Ausgangspunkt für alle Arten des Despotismus abgeben kann; es iſt aber ebenſo gewiß, daß eine derartige Anwendung ſeinen altgermaniſchen Urhebern nicht in den Sinn gekommen iſt. Im Gegentheil, der Gedanke, daß dem Könige die Gerichtshoheit ebenſo als Eigenthum gehöre wie ein Stück Geld oder Weide, hatte damals faſt nur die Folge, daß der König ſeine Hoheitsrechte ebenſo freigebig verſchenkte wie ſeine Landgüter, daß die Staatsgewalt unter eine Menge privater Inhaber zerſplittert und

das Reich in eine Anzahl Gutsherrſchaften aufgelöſt wurde. Zuletzt war ſo gut wie Nichts mehr vorhanden, die Dynaſtie rieb ſich durch innere Familienfehden auf, der Staat ſchien zu zerfallen.

Da ſetzte ein Theil der Großen noch einmal einen ihrer Führer als neuen König an die Spitze des Reichs. Er eroberte darauf die übrigen Provinzen mit Waffengewalt. Die fehlende Legitimität wurde bei den Karolingern durch den Segen der Kirche und die Sanction des Papſtes erſetzt; wenn die Karolinger alſo, was ihre Vorgänger nicht gethan, in Geſetzen und Urkunden ſich Könige von Gottes Gnaden nannten, ſo lag darin das gerade Gegentheil moderner Legitimität, die Anerkennung des Gottesurtheils durch den Erfolg und den Sieg. Der erfolg- und ſiegreichſte dieſes Geſchlechts, Karl der Große, befahl bald nachher dem Papſte, ihn mit der Kaiſerkrone der lateiniſchen Chriſtenheit zu ſchmücken. Damit war der äußere Kreis politiſcher Inſtitutionen geſchloſſen, in dem ſich die ſtaatsrechtlichen Anſchauungen des deutſchen Volks lange Jahrhunderte hindurch bewegen ſollten. Ein chriſtlich-germaniſches Weltreich — oder doch das Programm dazu — war geſchaffen.

Wir ſind an der Stelle angelangt, wo dem Scheine nach das geſchichtliche Vorbild der modernen Theorie ſich vorfindet. Die Grundgedanken des Syſtems, wie ſie vom 10. bis zum 14. Jahrhundert die europäiſche Welt beherrſchen, ſind folgende.

Die Chriſtenheit iſt ein Ganzes, deſſen Wohlfahrt durch eine von Gott unmittelbar abſtammende Gewalt beſorgt wird. Dieſe Gewalt hat zwei Functionen oder, nach dem damaligen Ausdruck, zwei Schwerter, das weltliche und das geiſtliche, die von Gott zunächſt den beiden höchſten irdiſchen Würdenträgern,

dem Kaiser und dem Papste, verliehen sind. Beide gehören untrennbar zusammen; welcher an erster Stelle steht, ist unausgemacht und steter Gegenstand des Streits, in dem bekanntlich das Papstthum zuletzt wenigstens thatsächlich die Oberhand behielt. Wenn aber die Päpste hiernach den letzten Schritt thun und die kaiserliche Gewalt geradezu als einen Ausfluß der ihrigen darstellen wollten, so blieb dies zu keiner Zeit ohne Widerspruch. Sie beriefen sich unter Anderm auf die Form der Kaiserkrönung, wo der Kaiser die Krone aus den Händen des Papstes empfing: weltlicherseits nahm man hiervon Anlaß zu der auch sonst wichtigen Unterscheidung, daß die Kaiserkrone, wie die päpstliche, von Gott sei und nur dem jedesmaligen Inhaber vom Papste überliefert werde. Daraus ergab sich die für den Staat selbst belangreiche Folgerung, daß bei aller Göttlichkeit der Würde der jedesmalige Inhaber durch die freie Wahl der Fürsten ermittelt werden müsse.

Diese höchsten Gewalten sind nun die Quelle aller andern, der Bischöfe auf dem kirchlichen, der Fürsten auf dem staatlichen Gebiete. Auch diese haben also ihre Herrschaft nicht aus einem Auftrag ihrer Untergebenen, sonden von oben herab, durch Vermittlung des Kaisers und Papstes aus der göttlichen Quelle, wie sie sich denn auch nach dem Vorbilde des Kaisers von Gottes Gnaden nennen. Sie führen ihre Gewalt nicht als ein Amt, sondern — dem fränkischen Wesen entsprechend — als ein Lehen, d. h. sie empfangen sie von dem Kaiser zu eigenem Rechte und ehren denselben dafür nicht durch den Gehorsam des niedern Beamten, sondern durch die Verpflichtung persönlicher Treue. Mit andern Worten, sie unterliegen in der Ausübung der einmal übertragenen Rechte keiner Controle des Kaisers, es ist

genug, wenn ſie den Kaiſer in deſſen Reſervatrechten nicht hindern, ſondern unterſtützen.

Anſchauungen ganz ähnlicher Art ſetzen ſich dann auf den niedern Stufen, in dem Verhältniß der Fürſten zu ihren Vaſallen und Hinterſaſſen fort. Die Gewalt, die Jemand ausübt, wird durchgängig als eine Gabe von oben betrachtet, die Ausübung iſt aber dem Grundſatze nach von jeder obern Aufſicht unabhängig, die Rechte des Vaſallen beſchränken den Wirkungskreis des Herrn, die Pflicht des Vaſallen beſteht darin, die reſervirten Rechte des Herrn zu achten. Schon an dieſer Stelle werden wir über Aehnlichkeit und Verſchiedenheit des Syſtems mit ſeinem heutigen Nachbilde ein Urtheil gewinnen können.

Beiden gemeinſam iſt der erſte Grundſatz, daß alle Gewalt von oben komme, daß die Obrigkeit von Gott ſei. Gleich bei dem nächſten Schritte aber gehen beide diametral auseinander. Das Mittelalter weiß hier wie in ſeinen erſten Anfängen noch nicht das Geringſte von dem repräſentativen Charakter der Staatsgewalt. Sie iſt ihm ein Eigenthum wie jedes andere Vermögensſtück, ſie kann getheilt, veräußert, übertragen werden, ſie hat keine ſtärkere Rechtskraft als jedes andere Rechtsverhältniß, ſie hat keine feſtere Qualität in der Hand des Kaiſers als in der eines Fürſten oder einer Stadtgemeinde. Iſt ein Recht einmal übertragen, ſo kann es der Geber nicht mehr zurücknehmen. Hat eine Perſon oder ein Stand einmal ein Privilegium erhalten, ſo muß der König die darin liegende Beſchränkung ſeiner Gewalt anerkennen. Das Kaiſerthum iſt eine erhabene, von Gott eingeſetzte Ordnung, der jedesmalige Inhaber kann ſich aber den vorhandenen Rechten und Pflichten des irdiſchen Zuſtandes nicht entziehen. Verletzt er das Recht, ſo weiſt ihn das

Geſetz perſönlich vor Gericht. Wenn ſeine äußerliche Macht eine geſetzliche Abhülfe verhindert, ſo hat kein Menſch ein Bedenken, ſeiner Gewaltſamkeit eine gewaltſame Erhebung entgegenzuſtellen und wo möglich den gottgeweihten Thron von einem ſo ungerechten Inhaber zu befreien. Was von dem Kaiſer im Verhältniß zu den Fürſten, gilt auch von dem Fürſten im Verhältniß zu deſſen Vaſallen und Unterthanen. Will er von dieſen eine Leiſtung, die über die vertragenen oder herkömmlichen Rechte hinausgeht, ſo muß er ſich an ihre freie Zuſtimmung wenden, und, ſucht er dieſe durch gewaltthätigen Zwang zu ertrotzen, ſo gibt nicht ſelten ſelbſt das Geſetz die Befugniß zum bewaffneten Schutze des Rechts. Der ganze Staat iſt das gerade Gegentheil eines despotiſchen; wo ſich despotiſche Willkür zeigt, erſcheint ſie entweder als factiſcher Bruch des Syſtems oder als Folge nicht einer zu ſtarken, ſondern zu ſchwachen und deshalb anarchiſchen Regierung. Kein Gedanke, daß dem zeitweiligen Inhaber einer gottentſtammten Würde eine beſondere Weihe und deshalb eine rechtvernichtende Machtfülle zukomme. Keine Sorge, daß ein König, weil von Gottes Gnaden, die Freiheit der Bürger abſorbiren könne. Gerade umgekehrt lag der Mangel des Syſtems in der Abſchwächung jeder Centralgewalt, die aus der Abweſenheit des politiſchen Gedankens mit Nothwendigkeit ſich ergeben mußte.

In dieſen Vorſtellungen iſt alſo keine Ader von den praktiſchen Tendenzen der heutigen Schule. Vielmehr müßte einem Chriſtlich-Germaniſchen modernen Stoffes unter jener derben Rüſtigkeit aller Rechtskreiſe, wo die Ehrfurcht vor der göttlichen Krone höchſt unbefangen neben keckem Widerſtand gegen jeden Rechtsbruch liegt, äußerſt unheimlich zu Muthe werden. Es

würde ihm wie ein gottloser und besonders wie ein anstandswidriger Frevel erscheinen, wenn jeder Stand es natürlich findet, daß ohne seine Zustimmung aus seinen Taschen auch dem Kaiser kein Heller Geldeswerth zufließen darf, wenn auch auf dem Standpunkte des Kaisers es sich von selbst versteht, daß gemeine Angelegenheiten der Landschaft nicht ohne Beirath der guten Männer geordnet werden, wenn es zu göttlichem und menschlichem Gesetze stimmt, daß auch der gekrönte Frevler durch das Schwert umkommt. Dies Alles aber erscheint in jener Zeit nicht als revolutionäre Ausnahme, sondern als charakteristischer Zug des politischen Zustandes. Man sieht, daß die Lehre: Alles Recht entspringt von Gott, hier gar keinen andern Sinn hat, als wir selbst ihr oben zuwiesen. Die ewigen Grundgesetze der Gesellschaft sind der menschlichen Willkür entrückt: das ist die Bedeutung des Staates von Gottes Gnaden, nicht aber, daß die jedesmaligen Machthaber über dem irdischen Gesetze ständen. Papst und Kaiser, die von Gott berufenen Schwertträger, haben weniger Befugnisse auf dem Felde der Verwaltung und der Fiscalität, als heutigen Tages der Kleinste unter den Kleinen der hohen deutschen Bundesfürsten. Die Göttlichkeit ihres Amts besteht nur darin, daß man auf dasselbe die ideale Haltbarkeit des ganzen Zustandes zurückführt.

So viel über die monarchische Seite des Zustandes im Vergleiche mit den Anforderungen der heutigen Schule. Kein anderes Ergebniß erscheint, wenn wir nach den geschichtlichen Voraussetzungen des feudalen Strebens im engern Sinne, des Adels und des großen Grundbesitzes fragen.

Auf den ersten Blick scheint die Aehnlichkeit unverkennbar. Das Mittelalter stattet überall den adligen Grundbesitz mit den

reichsten politischen Vorrechten aus. Der Grundherr hat zu Hause die Gerichtsbarkeit über seine Insassen, seine Vogtei beseitigt die Wirksamkeit der Staatsbeamten und muß durch Dienste, Frohnden und Abgaben aller Art geehrt werden, die landlosen Landleute sinken mehr und mehr in volle persönliche Unfreiheit hinab. Der Grundherr hat im Staate neben dem Fürsten alleinigen Antheil an der Regierung, nur er hat Zutritt zu der landständischen Versammlung, eben weil in dieser nur solche Männer sitzen, die bereits zu Hause wirkliche Herrschaft geübt und gelernt haben. Dies Alles liegt, ein reiner Gegenstand bewundernder Nacheiferung, vor den Augen der heutigen Feudalen. Sie finden in der Berechtigung des Grundbesitzes den echten greifbaren Grund für die von ihnen behauptete Festigkeit des mittelalterlichen Staatswesens; sie wissen gegen das Schwanken des heutigen Zustandes kein besseres Mittel als die Rückkehr auf jenen einzig festen Boden der Gutsherrlichkeit.

Es leuchtet ein, daß die Kraft dieses historischen Schlusses der Voraussetzung bedarf, das Mittelalter habe den Grundbesitz wegen seiner innern Vorzüge vor andern Erwerbsquellen politisch bevorrechtet. Die Anwendbarkeit des Systems aber auf unsere Zustände müßte offenbar höchst mißlich werden, wenn es sich herausstellte, daß das Mittelalter zu seinem Verfahren nur aus seiner Unfähigkeit, mit andern Mitteln zu operiren, gelangt, und daß dieses Verhältniß bei uns vollkommen verschwunden, ja in sein Gegentheil umgeschlagen wäre. So aber verhält es sich.

Urgermanisch zunächst ist die Macht des Grundbesitzes so wenig wie das Königthum von Gottes Gnaden. Sie ist wie dieses den Deutschen aus dem sinkenden Römerreiche zugeführt

worden. Schon hier wird im Keime bemerklich, und im Mittelalter allgemeine Regel: Tauſch und Naturalwirthſchaft ließ ein vollſtändiges Geld- und Creditſyſtem nicht aufkommen. Zinſen und kündbare Anleihen wurden verboten. Der gewöhnliche Verkehr bewegte ſich überall in den engſten Kreiſen. Das Princip der Arbeitstheilung war unbekannt und alſo von fabrikmäßigem Betriebe eines Arbeitszweiges keine Rede. So wie im Weſentlichen jede Provinz mit ihren Erzeugniſſen, ſo kam faſt jedes Landgut mit ſeiner Arbeit aus; bei einfachern Sitten war man ſehr ſelten in dem Falle, ein phyſiſches Bedürfniß auswärts befriedigen zu müſſen. Mit einem Worte: das Vermögen überhaupt im Volke war unbeweglich und das Gewerbe ſtationär. Alles mithin, was man heutigen Tages als Folgen des Beſitzes überhaupt rühmt, Selbſtſtändigkeit, Bildung, Rechtsübung, wurde damals ganz von ſelbſt zu einem ausſchließlichen Titel des Grundbeſitzes.

Zu dieſer ökonomiſchen Unfähigkeit des Mittelalters, neben dem Grundbeſitz ein anderes politiſch erhebliches Vermögen zu erſchaffen, kam ſodann die Schwierigkeit, den Gedanken einer Polizeigewalt zu faſſen und auszubilden. Wer irgend in Anſpruch genommen werden ſollte, war dem Gerichte, den Gläubigern und den Verletzten ſicher, wenn er liegende Gründe beſaß. Bei einem landloſen Manne aber wußte man zu dieſer Sicherheit auf keinem andern Wege zu gelangen, als indem man einen Gutsbeſitzer für ihn bürgen ließ, welcher dafür natürlich ein gewiſſes Aufſichts- und bald ein ausgebildetes Herrſchaftsrecht über Jenen erwarb. Erinnert man ſich nun, daß der König ſelbſt vom öffentlichen Rechte Nichts wußte und hervorragende Bürger ebenſo gern mit Regierungsbefugniſſen als mit Vermögensſtücken beſchenkte, ſo ſieht man leicht, wie in den Händen

der Grundbeſitzer als der allein Hervorragenden die politiſchen Privilegien zuſammenfließen mußten. In der That waren ſie damals, was man heute ohne Grund von ihnen rühmt, ein feſtes Element im Staate und von Hauſe aus in der Herrſchaft geübt.

In dieſem Syſteme alſo hängt Alles zuſammen, bedingt und erläutert ſich gegenſeitig. Die Unvollkommenheiten des Zuſtandes ſelbſt mußten dazu dienen, ihn erträglich zu machen. Eine Unvollkommenheit war es doch offenbar, daß man die Staatsgewalt wie ein Privateigenthum des Königs auffaßte und die Hoheitsrechte veräußerte — dadurch aber verlor das Syſtem die despotiſche Wendung durchaus, die ſeine moderne Nachahmung charakteriſirt. Eine Unfähigkeit war es nicht weniger, daß man ſehr wenig bewegliches Gewerbe und Vermögen erzeugte — dadurch aber verlor jenes Staatsrecht den Zug adeliger Ausſchließlichkeit, welcher heutigen Tages, wo der größte Theil des Volks auf beweglichem Boden ſteht, der buchſtäblichen Wiederholung deſſelben anhaften müßte. Es iſt klar: die ſcheinbare Gleichheit der alten und neuen Formeln verwandelt ſich auch hier, wenn man den wirklichen Dingen näher tritt, in den tiefſten Gegenſatz.

Der dritte Factor des heutigen Syſtems, neben Königthum und Grundadel, iſt die rechtgläubige Kirche. Sie macht denſelben Anſpruch auf unbedingte Herrſchaft über das Gemeinweſen wie jene beiden. Sie ſucht ſich auf dieſelbe geſchichtliche Anlehnung wie jene beiden zu ſtützen: ſie beweiſt die Nothwendigkeit ihrer Forderungen vor Allem aus dem Zuſtande des Mittelalters, wo die kirchliche Rechtgläubigkeit die Bedingung jeder politiſchen Exiſtenz war. Ein Rechtstitel, der nicht auf eine Inveſtitur von Gottes Gnaden zurückging, der nicht eine Gutsherrlichkeit zur

materiellen, kirchliche Religioſität zur geiſtigen Grundlage hatte, wurde im Staate gar nicht zugelaſſen. Damals, ſo hält die heutige Partei uns vor, damals gab es keine Revolution, die für weite Strecken Sitte und Zucht, Recht und Geſetz zerrüttete, damals lag der Staat an feſten Ankern und war durch die Weihe von oben gekräftigt.

Wir haben ſo eben geſehen, wie es ſich mit Krone und Grundbeſitz in Wahrheit verhielt. Sehen wir zu, ob vielleicht auf dem kirchlichen Gebiete eine ähnliche Täuſchung obwaltet, wie wir ſie bei jenen aufgedeckt haben!

Es iſt offenbar, daß die Geſetze und Behörden des Staats zu ihrem Daſein einer gewiſſen ſittlichen Grundlage im Volke bedürfen und dieſe ſich nicht erſt ſelbſt zu ſchaffen vermögen. Eine Reihe von ſittlichen und rechtlichen Anſchauungen muß in Fleiſch und Blut der Nation übergegangen ſein, ehe die Thätigkeit der Staatsbehörden beginnen kann. Wenn nicht der Zeit, jedenfalls der logiſchen Ordnung nach muß die ſittliche Cultur des Volks dem Handeln des Staats vorausgehen. Es iſt eine Unbeſcheidenheit des Staats, wenn er dieſes Grundverhältniß verkennt und jener Momente entbehren zu können glaubt. Macht er den Verſuch, ganz ohne Rückſicht auf die Pflege der Sitte durch Gewalt und Polizei zu regieren, ſo muß er bald ſeine Ohnmacht erkennen. Strebt er aber, jene Pflege ſelbſt zu übernehmen, ſo wird dieſer empfindliche Stoff unter ſeinen rauhen Händen ſchnell verkümmern. Um nur die geringſte Wirkung zu erzielen, muß er einen unerträglichen Despotismus entwickeln, an dem er ſelbſt zuerſt zu Grunde geht.

Im Mittelalter aber lag die ſittliche Pflege des deutſchen Volks wie aller andern Nationen faſt ausſchließlich in den Händen

der Kirche. Wir ſahen, wie unentwickelt die Begriffe des Rechts waren, wir bemerkten, wie herrſchend die Forderungen der Kirche auftraten. An ſich liegt es nicht im Weſen der Religion überhaupt oder in dem Stoffe des urſprünglichen Chriſtenthums, daß die Wirkungen deſſelben nur in einer äußern und geſchloſſenen Gemeinſchaft ſichtbar werden. Seit dem 3. Jahrhundert aber hatte die ganze Denkweiſe der Völker dieſe Wendung genommen. Extra ecclesiam nulla salus — dieſer Satz war nicht eine willkürliche Erfindung klerikaler Herrſchſucht; er war eine thatſächliche Wahrheit nach der ſittlichen Beſchaffenheit der Menſchen. Den ſeltenen ſchöpferiſchen Führern der Jahrhunderte iſt es zuweilen gegeben, das Richtmaß ihres ſittlichen Lebens allein aus der Tiefe der eigenen Bruſt zu entnehmen: die Maſſe der aufeinander folgenden Generationen aber bedarf wie zur geiſtigen ſo auch zur ſittlichen Bildung der Macht der Ueberlieferung. Wird ſie plötzlich einmal von dem Boden des Herkommens losgeriſſen, ſo treibt ſie ſteuerlos und wüſt in die Weite. Dies bewährte ſich im Mittelalter vollkommen. Etwa im 13. Jahrhundert begann man in weitern Kreiſen das Bedürfniß einer kirchlichen Reformation zu fühlen; es begannen die Verſuche, ſich von der römiſchen Kirche zu trennen. Aber ſogleich zeigte es ſich, daß man damals ohne den Anhalt dieſer Kirche auch in Sitte und Recht nicht beſtehen konnte. Albigenſer, Lollarden, Huſſiten — Alle wurden ſofort in die wildeſten Strudel ſocialer Auflöſung fortgeriſſen. Familie und Eigenthum, Geſetz und Bildung ging in dieſen Kreiſen zu Grunde. Die Welt bedurfte eines Studiums von drei Jahrhunderten, um ohne das Band der römiſchen Kirche gehen zu lernen.

Wir ſtehen alſo hier bei der Kirche demſelben Verhältniß

gegenüber, wie oben bei dem Grundbeſitze. Der Staat des Mittelalters hatte guten Grund, die Kirche zu privilegiren, nicht wegen ihrer unübertrefflichen Tüchtigkeit, ſondern wegen ſeiner Unfähigkeit, neben ihr noch andere Mittel zu gebrauchen. Damals gab es keinen andern Beſitz als den unbeweglichen, damals gab es keine andere Religion und Sitte als die unbewegliche. Weil damals nichts Anderes exiſtirte, kann man deshalb folgern, daß dieſe alten Exiſtenzen unter völlig verwandelter Umgebung einen Anſpruch auf Erſchaffung eines neuen Monopols haben?

Ziehen wir die Summe!

Im deutſchen Mittelalter galt die Monarchie als eine Einſetzung von Gottes Gnaden. Aber kein Monarch dachte daran, dieſe Weihe auf ſeine Perſon zu übertragen — es hätte jener Zeit für eine Gotteslästerung gegolten — und dem Rechte irgend eines andern Standes gleiche Qualität und Stärke zu beſtreiten.

Der Grundbeſitz war politiſch höchſtberechtigt. Aber er war deshalb weder ausſchließend noch privilegirt, denn es gab keinen andern Beſitz.

Die kirchliche Rechtgläubigkeit war die Bedingung politiſchen Daſeins. Aber ſie war deshalb kein Monopol, denn es gab keine andere Sitte noch Religioſität in der Welt.

Die heutige Schule der chriſtlichen Germanen nimmt von dieſen unzweifelhaften Thatſachen die Vorderſätze an, aber wünſcht die Nachſätze zu ſtreichen. Sie ſtreckt die Hand nach der Macht aus, aber ſie ſetzt ſich über die Bedingungen hinweg, unter denen die Macht im Mittelalter zum Rechte und zum Segen wurde. Damals war es ein in den wichtigſten Beziehungen unvollkommener Zuſtand, deſſen einzelne Theile aber ſich in völligem Gleichgewichte hielten: die heutige Nachahmung ſammelt aus

dem Systeme alle Keime der Gewalt und zertritt die umgebende Saat der Freiheit. Offenbar ist ihre Anschauung keine geschichtliche, sondern eine revolutionäre. Sie wird es nie zu einer Herrschaft des Rechts, sondern immer nur zum Despotismus bringen.

Vergegenwärtigen wir uns die weitere Entwicklung dieser Dinge aus dem Feudalsysteme des Mittelalters bis zu den modernen Staatstheorien!

Was zunächst die monarchische Gewalt betrifft, so hat die Erfahrung gezeigt, daß das Feudalsystem für eine Reihe sehr verschiedenartiger Formationen den Ausgangspunkt abgeben konnte.

Es war nicht möglich, daß der wesentliche Mangel des Feudalsystems, die Abwesenheit des politischen Gedankens, die privatrechtliche Behandlung der öffentlichen Verhältnisse, auf die Dauer unbemerkt blieb. Theils die Forderungen der Staatspraxis, theils die Lehren des griechischen und römischen Alterthums erweckten ganz neue Vorstellungen von Staat und Politik. Man begann einzusehen, daß das Gemeinwesen über den Einzelnen stehe, daß die politischen Rechte und Pflichten ein anderes Maß als Privatverträge und persönliche Befugnisse hätten. Man überzeugte sich, daß die Vertreter der Gesammtheit und die Organe des Staats über allen privatrechtlichen Beziehungen in einer besondern und höhern Sphäre ständen.

Je nachdem in den einzelnen europäischen Ländern der eine oder der andere Factor des alten Systems sich dieser neuen Anschauungen bemächtigte und in der Ausbildung des neuen Staatsrechts die Initiative ergriff, gingen verschiedene Verfassungen aus dem Feudalsysteme hervor. In England beeiferten sich Könige, Adel und Communen um die Wette, die Vertretung des

Gemeinweſens zu handhaben und die Pflichten der Souveränetät zu erfüllen; ſo wuchs dort unter hundertjährigen Kämpfen die conſtitutionelle Monarchie heran. In Frankreich war es der König allein, der ſeinen perſönlichen Vortheil mit den öffentlichen Intereſſen zu identificiren und ſich an die Spitze der nationalen Bewegung zu ſetzen verſtand: Klerus, Adel, Parlamente, Bürgerthum verharrten auf dem alten particularen Standpunkte und verloren durch ihre egoiſtiſche Beſchränktheit ihren politiſchen Einfluß an die abſolute Monarchie.

In Deutſchland ſchlug die Entwicklung einen ganz beſondern Weg ein. Das Kaiſerthum rieb zuerſt ſeine Kräfte in Streitigkeiten mit dem Papſtthum und den deutſchen Fürſten auf. Nachdem es dann unter den Habsburgern wieder zu materieller Macht erwachſen war, hatte es ſeinen deutſchen Charakter verloren. Es war burgundiſch, ſpaniſch, italieniſch, amerikaniſch, es war alles Andere, nur nicht deutſch. Es war eine Großmacht, welche die deutſchen Kräfte nur als Mittel zu eigenen beſondern Zwecken verbrauchen wollte. Es war in größerm Maßſtabe daſſelbe, was ſein Nachfolger, das Haus Oeſterreich-Lothringen, bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Während die franzöſiſchen Könige wuchſen, weil ſie die Intereſſen ihrer Nation vertraten, verhielten ſich die deutſchen Kaiſer antinational, und die Sache der kaiſerlichen Monarchie war damit in Deutſchland verloren lange vor dem Bürgerkriege der Religionstrennung. Die Summe der nationalen Gewalt kam vollends an die hohe Ariſtokratie des Reichs, an die deutſchen Fürſten.

Es wäre möglich geweſen, daß ſich hieraus für Deutſchland eine der engliſchen ähnliche Verfaſſung entwickelt hätte. Es gab im 16. Jahrhundert einige Augenblicke, wo die Fürſten ihre

Aufgabe in diesem nationalen Sinne aufzufassen schienen. Bald genug aber zeigte es sich, daß sie an Weite des Blicks und patriotischer Gesinnung mit den englischen Großen nicht zu vergleichen waren. Es erschien ihnen ein höheres Ziel, ein Jeder auf seiner Scholle unbedingt zu herrschen, als an der Souveränetät über das Gesammtvaterland einen gemäßigten Antheil zu empfangen. Während der englische Feudalstaat sich in ein constitutionelles Königthum verwandelte, zerfiel der deutsche in eine große Zahl absoluter Monarchien. Denn hier, in diesen engern Kreisen des Territoriums, trat die starke Seite des Fürstenthums hervor. Hier zeigten sie sich den übrigen Ständen innerlich ebenso überlegen, wie Ludwig XIV. in Frankreich. In der Regel waren sie die einzigen Menschen in ihrem Territorium, die für die Gesammtinteressen desselben Sinn und Einsicht bethätigten. Hier waren sie die Vertreter des Staats, es war ganz in der Ordnung, daß sie die Vertreter der Standes- und Ortsinteressen sich unterwarfen.

Im Reiche also siegten im 16. Jahrhundert die Fürsten über den Kaiser, weil sie zwar nicht viel, dieser aber, ein Fremder, gar nichts für das Reich that, sondern umgekehrt das Reich für fremde Zwecke mißbrauchte. In den Territorien siegten im 17. Jahrhundert die Fürsten über die Stände, weil diese nur für ihr Privatrecht, jene aber damit zugleich auch für das Ganze sorgten. So viele Schwächen bei ihnen vorkommen mochten, es gab einmal in Reich und Landschaft keine bessern Vertreter der Nation als sie. Das ist der Titel ihrer Herrschaft gewesen.

Es ist hiernach ganz richtig, wenn die christlich-germanische Schule die politische Gewalt in Deutschland nicht aus einem Auftrage von unten her, von einer Einsetzung durch das souve-

räne Volk herleiten lassen will. Das deutsche Fürstenthum ist auf eigenen Füßen herangekommen, und wenn es deshalb sich von Gottes Gnaden nennen will, so ist dagegen so wenig zu erinnern, wie einst bei König Pippin, der in dem Umsturz des alten Königthrons eine göttliche Bestätigung seines Waffensieges sah. Die Formel ist trefflich und tief, solange die Inhaber, ihrer Herkunft getreu, als Vertreter des öffentlichen und nationalen Rechts unübertroffen bleiben und so das Recht und dessen göttliche Autorität durch den Glanz ihrer Würde bekräftigen.

Wunderlich aber und den Thatsachen wenig entsprechend erscheint es, wenn die Schule, an jene Formel und die Einsetzung der Staatsgewalt von oben anknüpfend, Fürstenthum, Legitimität und Recht dermaßen identificirt, daß die Monarchie in Deutschland niemals Unrecht gehabt, daß außer und neben ihr kein anderes Recht existirt habe, und demnach jede Beschränkung des fürstlichen Rechts eine Verletzung des Princips der Legitimität enthalte. Im Gegentheil ist es sicher: so sehr das heranwachsende Fürstenthum das Recht der geschichtlichen Entwickelung für sich gehabt hat, so wenig haben die einzelnen Schritte auf dieser Bahn den Charakter formeller Legitimität. Der Sieg über das Kaiserthum, innerlich, wie wir sahen, höchst begründet, vollzog sich gegen formelles Reichs- und Kirchenrecht durch Waffengewalt. Der Sieg über die territorialen Stände, innerlich nicht minder nothwendig, gelang gegen Reichs- und Landrecht durch bewaffnete Revolution. Wer die Herrschaft der deutschen Fürsten als eine legitime anerkennen will, muß anerkennen, daß es auch berechtigte Revolutionen gibt.

Dann aber war, wenn man auch im Allgemeinen die Herrschaft der Fürsten vom 16. bis zum 18. Jahrhundert als eine

absolute bezeichnen muß, das Recht derselben doch an keiner Stelle unbeschränkt. Wohl dehnten seit dem westphälischen Frieden die Fürsten ihre Herrschermacht auf jedem Gebiete des Staatswesens immer weiter aus, unterdrückten jede Opposition der Stände, verfolgten jeden Widerspruch der Unterthanen. Immer aber blieb der Grundsatz aufrecht, daß auch sie an gewisse Ordnungen des Reichs gebunden wären. Es galt noch nicht für die Verletzung eines gottentstammten Princips, wenn einmal ein Fürst von Gottes Gnaden einen politischen Prozeß verlor und ein politisches Unrecht eingestehen mußte. Es kam noch bei den Reichsgerichten zuweilen die Meinung vor, es diene zur Stärkung des fürstlichen Ansehens besser, wenn ein fürstlicher Fehlgriff verbessert, als wenn er sanctionirt würde. So viel mittelalterlicher oder germanischer Rechtssinn war noch, wenn nicht in geschriebenen Verfassungen, doch in der Luft und in den Herzen der Menschen.

Als dann im Laufe des 18. Jahrhunderts die monarchische Absolutie die letzten Fesseln abstreifte, wurde nichts deutlicher, als daß ihre Bahnen, weit entfernt davon, den Anschauungen unserer christlich-germanischen Schule zu entsprechen, eine denselben entgegengesetzte Richtung inne hielten. Sie verkündete keineswegs das Lob der organischen Gliederungen, der hervorragenden Stände, der historischen Rechte, der kirchlichen Herrlichkeit. Vielmehr griff sie durch alle diese Vorstellungen im Namen des allgemeinen Besten, der äußerlichen Zweckmäßigkeit, der centralisirten Staatskraft mit eisernem Griffe hindurch. Wo sie ein adeliches Privilegium, eine locale Sonderstellung, ein corporatives Vorrecht bestehen ließ, geschah es nicht aus Achtung vor dem Ansehen der alten Ueberlieferung, sondern aus Erwä-

gungen rationellen Nutzens und fiscaliſcher oder militäriſcher Brauchbarkeit. Mit jedem Jahrzehnt ihres Beſtehens wandte ſie ſich entſchiedener von den myſtiſchen Anſchauungen der alten Kirchlichkeit hinweg, zu den Bedürfniſſen des irdiſchen, bürgerlichen, induſtriellen Treibens: ſie wuchs und kam vorwärts faſt in demſelben Maße, wie ſie den Staat und die Kirche von einander trennte, und jenen, in ſchneidendem Gegenſatz zu der mittelalterlichen Denkweiſe, vollſtändig auf die eigenen Füße ſtellte. Dieſe Entwicklung geht im deutſchen Norden und Süden, in evangeliſchen und katholiſchen Landestheilen gleichmäßig vorwärts. Nachdem in Preußen die Krone die abſolute Regierungsgewalt gewonnen, ließ König Friedrich Wilhelm I. die ſonſtigen Privilegien des Adels und den Einfluß der Kirche auf das Gemeinweſen unberührt, dann aber beſeitigte Friedrich II. das Anſehen der Kirche beinahe ganz aus dem politiſchen Gebiete, und ſchaffte Friedrich Wilhelm III. die wichtigſten Rechte des Adels zu Gunſten einer freien Bewegung der Geſammtheit hinweg. Was den deutſchen Süden betrifft, ſo bedarf es nur der Erinnerung an Joſeph II. und deſſen Geſetze im Sinne des aufgeklärten Abſolutismus, an Max Joſeph von Baiern und das Wirken des Miniſteriums Montgelas, um jeden Anhänger der chriſtlich-germaniſchen Schule mit Widerwillen und Entrüſtung zu erfüllen. Nichts iſt natürlicher und begreiflicher, denn nichts widerſpricht ſich ſchärfer, als die Tendenz dieſer Schule und die innere Politik Friedrich's des Großen, Kaiſer Joſeph's oder der Rheinbundfürſten. Aber eine ſolche Politik hat nun einmal exiſtirt; ſie hat die Summe unſeres nationalen Lebens im 18. und die Grundlage der öffentlichen Entwicklung im 19. Jahrhundert gebildet, und es iſt das Gegentheil eines Verfahrens im hiſtoriſchen

Sinne, die letzte Vergangenheit zu überſehen, und den Staat auf den Standpunkt irgend eines frühern, beliebig erwählten Zeitalters zurückzuſchrauben. Es gilt dies am augenfälligſten in Preußen, wo der Lieblingsſatz der feudalen Schule, ſie bilde die wahrhaft conſervative und ſpecifiſch preußiſche Partei, nur ſo lange aufrecht erhalten werden kann, als man vergißt, daß einſt dieſer Staat von Friedrich dem Großen beherrſcht worden iſt.

So zeigt die geſchichtliche Betrachtung, daß die abſolute Monarchie in Deutſchland nicht von legitimem Urſprung geweſen iſt, daß ſie erſt durch die Auflöſung des deutſchen Reiches eine volle Unumſchränktheit erhalten, endlich, daß ſie fort und fort in ihrer Praxis ſich von den feudalen Tendenzen weiter entfernt hat. Um aber das Gewicht dieſer Thatſache vollſtändig zu erkennen, muß man ſich weiter vergegenwärtigen, daß das Königthum, wie es nach 1648 in der Erhöhung ſeiner eigenen Macht eine nationale Aufgabe verfolgte, ſo auch in der Beſeitigung der feudalen Einflüſſe nicht einer willkürlichen Laune, ſondern dem Zuge aller Zeitverhältniſſe und ſomit einer gebieteriſchen Nothwendigkeit folgte. Denn die Träger des frühern Zuſtandes Adel und Kirche, hatten durch die natürliche Entwicklung der Dinge die Grundlagen ihrer mittelalterlichen Machtſtellung eingebüßt, ſo daß die Einſchränkung derſelben für das Gedeihen des geſammten Staates ein immer ſtärker hervortretendes Bedürfniß geworden war. Dieſes Verhältniß verſuchen wir noch in einigen Beziehungen näher feſtzuſtellen und zu begründen.

Wenn im Mittelalter der Grundbeſitz faſt allein politiſche Berechtigung beſaß, ſo hatte dies, ſahen wir, ſeinen guten Grund

darin, daß überhaupt kein anderer, qualitativ verſchiedener Beſitz exiſtirte. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts aber begann die geſchichtliche Laufbahn des beweglichen Vermögens. Der Handel löſte ſeine alten Bande, und entfaltete freie, mächtige Schwingen; es entſtand die Induſtrie des Gewerbes und der Fabrication, ja, was dem Mittelalter ein unverſtändliches Räthſel geweſen wäre, es entſtand eine landwirthſchaftliche Induſtrie, es entwickelte ſich, als eine ganz neue Grundlage des Geſammtwohlſtandes, das Syſtem des öffentlichen Credits. Einmal dieſe Wege eingeſchlagen, gingen die Verhältniſſe ihren Gang mit unaufhaltſamer Naturnothwendigkeit. Man hatte nicht einmal die Wahl mehr, ob man an der neuen Blüthe Theil nehmen oder in dem engern Wohlſtande der alten Formen beharren wollte. Wer nicht in der neuen Weiſe reich zu werden ſtrebte, ging ganz ſicher in völliger Armuth zu Grunde. Bequemte ſich doch im 17. Jahrhundert ſogar der Jeſuitenorden zu induſtriellen Speculationen, und der franzöſiſche Adel bat um Erlaubniß, Großhandel treiben zu dürfen. Das bewegliche Vermögen war eine Macht geworden, deren politiſche Ausſchließung von Tage zu Tage unmöglicher wurde. Der Adel, der ſeinem Weſen nach unbeweglichen Beſitz vorausſetzt, konnte ſein Monopol nicht behaupten. In England verzichtete er freiwillig darauf und errettete ſich dadurch eine höchſt einflußreiche Stellung neben den neuen Ständen; in Frankreich ſuchte er es eigenſinnig feſtzuhalten und wurde in der Revolution vollkommen zerſchmettert.

In Deutſchland iſt es, bei der Zerſplitterung der Territorien, auch auf dieſem Gebiete zu keinem ſo reinen Ergebniſſe gekommen. Der Adel ging nicht zu Grunde wie in Frankreich, aber er wurde arm und einflußlos. Die Regierungsgewalt kam

an die Fürsten und deren Beamte; nur als königlicher Diener bedeutete der Edelmann noch etwas. Das Einzige, was er aus der alten Zeit bewahrte, war eine unheilvolle Ausstattung für die neue: reines Blut durch Abwehr aller Mißheirathen und gutsherrliche Rechte über die Insassen seiner Ländereien. Der englische Adel hatte beides längst abgeworfen, der deutsche verstand es, sich dadurch ohne Vortheil von den übrigen Ständen zu isoliren und zu den Bauern, die sonst mit ihm gleiche Interessen hatten, in feindselige Stellung zu bringen. Sein Wohlstand ging im Vergleich mit den andern Classen zurück; es verkümmerte damit sein bester Titel für politische Macht: um so unerschütterlicher erklärt die christlich-germanische Schule die Beibehaltung und Stärkung jener Verhältnisse für das einzige Fundament unserer politischen und so cialen Errettung.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, diese Frage in ein solches Detail zu verfolgen, wie es zu ihrer praktischen Erledigung möglich wäre. Eine Menge technischer, ökonomischer und politischer Rücksichten kommen dabei zur Sprache, die sich nicht über das Knie abbrechen lassen. Es ist für unsern Zweck ganz ausreichend, die Grenze dieser Rücksichten festzustellen und die Linie zu bezeichnen, wo die Thatsache sich von den Vorurtheilen der Kaste und der Schule scheidet.

Es ist einleuchtend, daß auch heute, wo die Landwirthschaft einen industriellen Charakter angenommen hat und der Grundbesitz beweglich geworden ist, immer noch der Ackerbau ein eigenthümliches Gepräge behauptet und auch in politischer Hinsicht eine eigenthümliche Stellung in Anspruch nimmt. Nicht als ob er im Raume den Menschen an den Boden oder an den einzelnen Staatsverband mehr als ein anderer Besitz fesselte: die meisten

Fabricationen haben ja auch eine beſtimmte territoriale Grundlage und fordern zu ihrer Verpflanzung gleiche Mühe und Koſten, wie ein im Ackerbau angelegtes Capital. Wohl aber iſt in der Zeit keine Thätigkeit ſo weit ausſehend wie die des größern Oekonomen. Jede erhebliche Verbeſſerung fordert eine Reihe von Jahren, es gibt hier keine hazardirende Speculation auf den Augenblick; Feſtigkeit aller Verhältniſſe, Gleichmäßigkeit der Entwickelung, ein ruhiger Uebergang in die Zukunft iſt keinem Stande ſo wie dieſem an das Herz gelegt. Hierin erſcheint, was man im guten Sinne den conſervativen Charakter des Grundbeſitzes nennt, hierin iſt der Anſpruch begründet, einen ſolchen Beruf durch den Staat geſchützt und politiſch berechtigt zu ſehen. Nach dieſem erſten und tiefſten Grundzug des Gewerbes begreift es ſich, wie ariſtokratiſche Regierungen, ſo lange ſie auf großem Ackerbeſitze ruhen, Vorausſicht, Gleichmäßigkeit und Beſtändigkeit entwickeln; es begreift ſich, wie ein thätiges Landleben ſich ſo oft als die beſte Vorſchule des Staatsmannes, ſei es im Cabinete ſei es im Parlamente, bewährt hat. Es iſt geiſtige und körperliche Arbeit zugleich, es iſt ſtete Praxis und weiſt unaufhörlich an die Theorie, es pflegt ununterbrochene Gemeinſchaft mit Nachbarn, Dorf- und Markgenoſſen und hegt doch bei jedem Einzelnen das Gefühl unbedingter Selbſtſtändigkeit. Kein tieferes Unglück für eine Nation als der Verluſt oder die Verkümmerung dieſes Standes, keine würdigere Aufgabe für die Politik als ſeine Hebung und geſunde Blüthe.

Nur ſieht man ſogleich, daß dieſer Werth des Grundbeſitzes mit den Anſprüchen unſerer germaniſchen Schule nicht das Geringſte gemein hat. Seine charakteriſtiſchen Züge beſtehen in natürlichen Verhältniſſen, die bei Jedem eintreten, der den hei-

miſchen Boden mit ſeinem Fleiße, ſeinen Gedanken und Capitalien befruchtet. Man kann erwägen, bei welcher Ausdehnung des Bodens ein ſolcher Proceß am beſten von Statten geht, ob das Ueberwiegen des großen oder des kleinen Beſitzes frommt, ob demnach das bäuerliche Erbrecht freizulaſſen oder zu modificiren iſt, ob eine größere oder geringere Quote politiſchen Einfluſſes im einzelnen Falle dem Ackergewerbe neben den ſonſtigen Berufsarten im Staate gebührt. Gewiß iſt aber, daß zu der Darſtellung einer ergiebigen Landwirthſchaft — ergiebig im ökonomiſchen und im ſittlichen Sinne — an keiner Stelle ein Monopol gehört. Damit der Grundbeſitz ſeine politiſch erziehende Kraft äußere, braucht er nicht allein in den Kammern zu ſitzen; er braucht nicht zu Hauſe mit Herrenrechten über mißvergnügte Grundholden ausgeſtattet zu ſein und nicht ausſchließlicher Hoffähigkeit in der Reſidenz zu genießen. Er bedarf nicht, um den künftigen Miniſter oder Deputirten zu bilden, des Aufputzes der Gutspolizei, des Patrimonialgerichts und der Steuerfreiheit: bei all dieſen ſchönen Dingen iſt geringe Nahrung für den Kopf und ſchwere Verkümmerung des Charakters für den künftigen Staatsmann zu erwarten. Wer einer großen politiſchen Thätigkeit entgegengeht, thut nicht wohl, eine kleine Caricatur des ganzen Staats auf ſeiner Scholle einzurichten und dadurch ſelbſt ohne ſeinen Willen den Trieb nach Abſonderung von dem großen Ganzen in ſeine Bruſt zu ſenken. Wer einer freien und unbeneideten Einwirkung auf das Staatsganze eine junkerhafte Herrlichkeit auf ſeinem Dorfe vorzieht, zeigt dadurch hinreichend, daß gerade die vortheilhafte Einwirkung des Grundbeſitzes, die Erweckung von Vorausſicht und Gemeinſinn, bei ihm nicht ſtattgefunden hat. Wir kommen auch hier wieder auf das frühere

Urtheil zurück: die chriſtlich-germaniſche Schule, indem ſie die feudalen Zuſtände auf einen völlig verwandelten Boden verpflanzt, holt ſich aus dem Mittelalter nur die Unvollkommenheiten desſelben, während ihr die guten Seiten unter der Hand zerrinnen. Das überall von feſten Rechten umgebene Königthum von Gottes Gnaden verwandelt ſich ihr in einen ſalbungsvollen Deſpotismus; für die Ariſtokratie findet ſie keinen beſſern Beruf als das vom Staate abgewandte und die übrigen Claſſen abſtoßende Junkerweſen des 17. Jahrhunderts.

Unſere Radicalen und Socialiſten mögen damit von Herzen einverſtanden ſein. Wer aber Sinn hat für die Tüchtigkeit der materiellen Grundlagen und die Autorität der ewigen Grundrechte in unſerer Geſellſchaft, muß es tief beklagen, wenn durch ſolches Treiben jede Autorität zum Spotte und der Name der Ariſtokratie zum Vorwurfe wird.

Nach dem chriſtlich-germaniſchen Syſteme erhält alſo der Adel die Tendenz, ſeine Rechte nicht in einem bedeutenden Antheil an der Staatsgewalt, ſondern in möglichſter Ungebundenheit ihr gegenüber zu ſuchen. Ganz ähnlich wird dort der Staat in ſeinem Verhältniß zur Kirche benachtheiligt. Die Kirche hat nicht bloß die Aufgabe, in dem Bewußtſein des Volks die ſittlichen Vorausſetzungen für die Rechtsbegriffe des Staates zu pflegen, ſondern ſie miſcht ſich in die politiſche Thätigkeit, ſetzt ſich als politiſche Gewalt und erhebt ſchnell genug den Anſpruch, die höchſte aller politiſchen Gewalten zu ſein. Indem ſie mit dem Satze beginnt, daß zu allen Zeiten ohne ihre Rechtgläubigkeit keine Moral und folglich kein Recht und kein Staat Beſtand haben könne, gelangt ſie ſofort zu der Rechtgläubigkeit als höchſter Bedingung der politiſchen Rechte insgeſammt.

Im Mittelalter hatte dergleichen ſeinen beſtimmten Sinn. Seitdem aber iſt das Zweifache geſchehen, daß die in ſich zerſpaltene Kirche die ſittliche Grundlage des Staats nicht mehr abgeben kann, und daß andere, dem Mittelalter fehlende Momente dafür ergänzend eingetreten ſind.

Die Kirche verlor durch die Reformation nicht bloß einige Millionen Anhänger, ſie verlor ihre bisherige Weltſtellung überhaupt. Was Philipp der Schöne, Ludwig der Baier, Eduard von England in einzelnen Fällen verfochten, daß der Papſt in weltliche Dinge nicht einzureden, die Kirche dem Staate keine Regel noch Richtſchnur zu geben habe, wurde ſeit dem 16. Jahrhundert das officielle Recht des geſammten Europa. Auch wer es hätte beklagen wollen, hätte es nicht hindern können. Denn die alte Stellung der Kirche ſetzte unwiderruflich ihre Einheit voraus. Es iſt unmöglich, den kirchlichen Glauben zum Maß der Politik zu erheben, ſobald derſelbe dreifach geſpalten iſt; es iſt unmöglich, die Ketzer aus dem Staat auszuſchließen, wenn gewiſſe Ketzereien einmal die öffentliche Sanction erhalten haben. Der weſtphäliſche Frieden, welcher die drei großen Confeſſionen als politiſch brauchbar und berechtigt anerkannte, hat das alte Syſtem begraben.

Man ſage nicht, daß die für Sitte und Rechtsgefühl wichtigſten Momente den drei Bekenntniſſen gemeinſam ſeien — womit dann der Weg zu der Folgerung gebahnt wäre: wenigſtens dies Gemeinſame müſſe der Staat von ſeinen Activbürgern begehren — das wichtigſte Dogma für die ſittliche Erziehung iſt ohne Frage die Lehre der Rechtfertigung, und eben dieſe bildet den brennenden Streitpunkt in dem Hader der Confeſſionen, ja man muß ſagen: ſie bildet ihn gerade wegen ihrer ſittlichen Wich-

tigkeit, so daß es nie zu ernstem Kirchenstreite und neuer Kirchenbildung kommen wird, wo nicht die Frage über die Heilsmittel und die Stärkung der Sitte durch die Religion in der ersten Linie der Bewegung steht. Es hat sich denn auch in der Anwendung auf den Staat gezeigt, daß, so lange der kirchliche Sinn überhaupt lebendig war, Sitte, Recht und Politik der einzelnen Staaten und Parteien je nach ihrer Auffassung der Rechtfertigungslehre scharf auseinandergingen. Die Lutheraner wurden quietistische Conservative, die Calvinisten fanatische Republikaner, die Jansenisten trachteten nach einem pedantisch strengen Rechtsstaate, die Jesuiten nach einer ganz revolutionären Staatsraison. Kann man nun trotzdem sie Alle nach den Grundsätzen des westphälischen Friedens in demselben Staatswesen versammeln, so ist offenbar, daß in diesem das mittelalterliche Princip: ohne den rechten Glauben keine Moral noch Rechtssicherheit! alle Bedeutung verloren hat. Gelingt es, in einem solchen Staate den innern Frieden zu erhalten und der Nation, trotz der verschiedenen Religionen, eine gleichmäßige Tendenz in Sitte und Politik zu geben, so ist durch diese Thatsache der unwidersprechliche Beweis geliefert, daß Frieden und Sitte hier aus andern Quellen als den kirchlichen ihre Nahrung ziehen. Auch ist es nicht schwer, deren Ort und Inhalt nachzuweisen.

Was zunächst die Organe sittlicher Erziehung betrifft, so war im Mittelalter die Kirche allein deren Trägerin wie der Brennpunkt fast aller Bildung. Außer ihrer unmittelbaren Einwirkung durch Lehre, Predigt und Sacrament hatte sie den stärksten Einfluß auf Familienleben, Schule und Literatur, während diese Factoren in unserer Zeit unabhängig von der Kirche geworden und dennoch zu ungleich stärkerer Entfaltung und

Thätigkeit als im Mittelalter gelangt ſind. Für Schule und Literatur bedarf dies gar keines Beweiſes, und für die Familie erhellt er ſogleich, wenn man ſich aus dem Mittelalter an die ungeheure Einwirkung des Cölibats und Kloſterlebens, an den Wechſel brutaler Erniedrigung und überſchwenglicher Feier des weiblichen Geſchlechts, endlich an die, nicht bloß bei dem Adel gewöhnliche Zurückſetzung der Töchter und jüngern Söhne erinnert. Das Familienleben in Deutſchland iſt ohne Frage geſunder und ergiebiger geworden; die Schule wirkt auf die Jugend, die Literatur auf die Erwachſenen aller Claſſen in einem Maßſtabe, von dem das Mittelalter gar keine Ahnung hatte: und dies Alles findet ſtatt, obgleich der Einfluß der Kirche mit jedem Jahrhundert abgenommen hat. Man ſage auch nicht, daß zwar die Quantität der Kirchen und der Schulen gewachſen, die Qualität aber geſunken ſei; die ſchlechten Elemente der Gegenwart liegen allerdings auch in dieſen Kreiſen grell genug zu Tage, ſie drängen ſich aber im Mittelalter in nicht geringerer Maſſe dem Blicke auf.

Fragt man nun, welcher neue Bildungsſtoff hier neben dem religiöſen überliefert wird, ſo macht nur die Auswahl des Wichtigſten unter der Menge Schwierigkeit. Seit dem 17. Jahrhundert erſchloß zunächſt die antike Welt den Deutſchen eine äſthetiſche Sinnesweiſe, die, einmal angeregt, ihre Wirkungen weit über das Kunſtgebiet hinaus auf Wiſſenſchaft und Leben erſtreckte. Die ſchöne Literatur, welche auf dieſem Boden emporwuchs und in Deutſchland faſt ohne allen Zuſammenhang mit der Kirche war, hat uns mehr als irgend etwas Anderes den Stoff des gegenwärtigen Nationalbewußtſeins geliefert: ſie hat zugleich — man braucht nur an Herder und Schiller zu erinnern — im höchſten Grade veredelnd, reinigend und begeiſternd ge-

wirkt und der Sitte der Nation einen bisher unbekannten, zugleich milden und warmen Ton gegeben. Das 18. Jahrhundert lehrte die Schätze des Alterthums zum ersten Male mit wahrhaft geschichtlichem Auge betrachten; daran knüpfte sich auf der Stelle eine Ansicht des Staats und der Souveränetät, der Fülle der Bürgerpflichten und der nationalen Einheit, die ohne Zaudern den weitgreifendsten praktischen Einfluß bewährte, deren Adern sich durch die ganze Bewegung der nationalen Wiedergeburt hindurchziehen, deren Antrieb in der edelsten Begeisterung, die jemals existirt hat, in den Befreiungskriegen sich auf das engste auch mit religiöser Andacht verschwistert. In gleicher Weise entwickelte sich die Naturwissenschaft auf der einen Seite zu einer ganz neuen Anschauung des Weltalls und seiner Gesetze, auf der andern zu einer vollständigen Umgestaltung der Technologie und Industrie. Das gesellige und durch dessen Rückwirkung auch das politische Leben erhielt einen neuen Impuls; das ganze materielle Dasein steigerte und bereicherte sich, und wenn dabei die „sociale Frage" drohend genug zum Vorscheine kam, so entstanden zugleich auch Antriebe und Garantien für Ordnung, Thätigkeit und Frieden, die unsern Vorfahren geradezu märchenhaft erschienen wären.

Dies Alles ist seinem ganzen Stoffe nach weltlich und profan; aber es gibt dem Charakter unserer Zeit so unwiderstehlich seine Farbe, daß auch die ausgesprochenste kirchliche Gesinnung sich ihm nicht zu entziehen vermag. Steht es aber einmal so, hat demnach die sittliche Bildung der Zeit noch andere Organe als die kirchlichen, und einen geistigen Inhalt von außerkirchlichem Wesen, so steht der Anspruch der christlich-germanischen Schule, das politische Recht an kirchliche Orthodoxie zu knüpfen, von

vornherein in der Luft. Es ist nicht weiter nöthig, seine einzelnen Beweisgründe zu wiederholen und aufzulösen. Die Welt ist deshalb nicht schlimmer geworden, vielmehr sind die Uebelstände, an denen wir leiden, auch früher vorhanden gewesen, und, daß sie jetzt so ungleich nachdrücklicher bemerkt werden, ist viel mehr ein Zeichen geschärfter Beobachtung als gesteigerter Krankheit. Man richte nur die Vergleichung, statt auf einzelne Symptome des Uebels, auf die Summe des gesammten Zustandes; man prüfe etwa das 6., 16., und 19. Jahrhundert in Bezug auf die Dichtigkeit und Arbeitskraft der Bevölkerung, die Reinheit der sexualen Verhältnisse, die Achtung für das einzelne Menschenleben, die Sicherheit der bürgerlichen Ordnung, die Milderung des Kriegszustandes, das Streben nach Wohlstand und Bildung für alle Classen, und man wird sich bald überzeugen, daß an keiner Stelle von Rückschritt die Rede sein kann. Mag der neuen Zeit hier und da eine Genialität vergangener Perioden fehlen, so ist sie allen frühern in der Durchschnittssumme der Sitte und Humanität überlegen. Ein solches Resultat aber wäre undenkbar, wenn das Verschwinden des confessionellen Geistes und der Sturz der Kirchenherrschaft über Staat und Gesellschaft zugleich auch ein Absterben religiöser Gesinnung bedeutet hätte. Ja es wäre undenkbar, wenn die neuen Bestrebungen des Menschengeistes gar keine Berührungspunkte mit dem Christenthum enthielten, wenn sie nicht als geschichtliche Fortentwicklung, sondern als revolutionärer Sturz desselben aufzufassen wären.

Es sei uns verstattet, dieses Verhältniß noch etwas näher zu entwickeln, so wenig es in den engen Schranken dieses Aufsatzes erschöpft oder mehr als angedeutet werden kann. Der

leitende Gedanke, mit dem das Chriſtenthum belebend in die antike Welt eintrat, auf den als Mittelpunkt alle ſeine Ausſtrahlungen zurückgehen, war das Bild der Kindſchaft Gottes, durch welche die Menſchen zum Heile berufen ſeien. Darin lag auf der einen Seite die Erklärung des Werthes der ſo hoch gewürdigten Menſchennatur, woraus dann die Pflicht der Achtung ſeiner ſelbſt und der Liebe des Nächſten hervorging, auf der andern der Ausſpruch der Unfähigkeit, ohne Gottes Mitwirkung von der Sünde zu geneſen, und ſomit die Aufforderung, den Geiſt von Sinnlichkeit und Eigenſucht hinweg der Gemeinſchaft mit den Brüdern und dem Vater zuzuwenden. Jener Grundgedanke enthielt alſo den Antrieb zugleich zu Freiheit und Gehorſam, zu Liebe und Strenge, zu Selbſtgefühl und Demuth, zu Selbſtſtändigkeit und Hingebung. Er adelte jeden Menſchen ohne Rückſicht auf Stand, Amt und Nation, weil jeder zur Liebe Gottes berufen war; er warnte zugleich jeden vor Selbſtſucht und Ueberhebung, weil das Verdienſt des Menſchen nur in der Verbindung mit einem Höhern lag. Nach dieſen Punkten und nach ihnen allein hat man zu ermeſſen, in wie weit ſich frühere oder ſpätere Bildungsſtufen zu der chriſtlichen verwandt oder feindſelig verhalten. Ueberall wo die menſchliche Würde auf ein höheres, geiſtiges und univerſelles Princip zurückgeführt, und damit die Freiheit nicht in der Ungebundenheit ſinnlicher Selbſtſucht ſondern in der Abhängigkeit von idealen Geſetzen gefunden wird: da iſt die Tendenz der chriſtlichen Sitte lebendig und der Zuſammenhang der chriſtlichen Weltentwicklung vorhanden.

Dieſes Weſentliche aber, dieſes Streben zugleich nach Freiheit und Autorität, kann ſich ein Einzelner und eine Nation zur

Aufgabe stellen auch ohne gewisse theologische Dogmen und kirchliche Organisationen. Es ist stets der höchsten Erwägung werth, welche religiösen Vorstellungen sich am besten eignen, jenem Streben Kraft und Ausdauer zu verleihen, und Niemand kann leugnen, daß die christlichen Dogmen der Menschwerdung, der Auferstehung, der Gnadengaben mit unermeßlicher Energie und Volksthümlichkeit das Bewußtsein der Gotteskindschaft, des engsten Zusammengehörens also von Gott und Menschen geschärft und so auf die Stärkung zum Guten hingewiesen haben. Diese Heilsökonomie hat gewaltigere Erfolge für die Erziehung der menschlichen Sitte, als irgend eine frühere gehabt; aber nimmermehr wird der Beweis zu führen sein, daß jede Modification derselben ohne Weiteres zum sittlichen Verderben führe. Die Erfahrung hat vielmehr gezeigt, daß solche Modificationen sehr früh und in mannichfaltiger Weise eintreten mußten. Um es mit einem Worte auszusprechen: das Christenthum hatte in seinem Streben, den Menschen zum Ueberirdischen zu erhöhen, ihn zu stark vom Irdischen getrennt. So, wie es in der apostolischen Zeit auftrat, konnte es auf die Dauer in dieser Welt nicht bestehen; die Vorstellung der baldigen Parusie und des Weltendes war einer seiner nöthigsten Bestandtheile, dessen Beseitigung in den folgenden Jahrhunderten denn auch mit Nothwendigkeit zu einer durchgreifenden Revision aller Dogmen und zu einer neuen Gestaltung der Kirchenverfassung führte. Aber auch dann gelangte man zu keinem Abschlusse, vielmehr schwankten die christlichen Kirchen in dem Verhältnisse, das sie sich zu den Dingen dieser Welt und vor allem zum Staate gaben, von einem Extreme zum andern: absolutistischer Beherrschung durch die Päpste im Mittelalter, quietistischer Unterwerfung bei den Lu-

theranern, revolutionärem Radicalismus bei Puritanern und Jesuiten. Die Wurzel aller dieser Tendenzen war aber stets dieselbe, Verachtung nämlich der Weltlichkeit, die man dann entweder unbeirrt gehen ließ, wie die Lutheraner, oder fanatisch zu unterwerfen suchte, wie die Jesuiten. Die orthodoxe Kirchlichkeit ist also heutigen Tages nicht bloß nicht nöthig zur sittlichen Gesundheit, sie hat selbst wesentliche Schattenseiten als Grundlage der Politik. Alles kommt hiernach darauf an, die sittliche Grundaufgabe des Christenthums festzuhalten und ihre Lösung nach den Bedürfnissen jeder Culturstufe und Nationalität auf selbstständige Weise zu versuchen. In wie weit der einzelne Weg gerade und sicher ist, kann in letzter Instanz erst der Erfolg lehren; der einzelne Mensch wird seine Hoffnung darauf setzen müssen, daß in geistigen Dingen jedes gute Streben an sich schon ein Gewinn ist, und für unsere Zeit hat, wie wir sahen, der Gesammterfolg ein nicht ganz verwerfendes Urtheil bereits gesprochen. Wer könnte denn auch in Abrede stellen, daß die beiden großen Forderungen, welche die christliche Sitte wesentlich charakterisiren, Achtung vor der Menschenwürde auch im Geringsten und Demuth der menschlichen Schwäche auch im Stärksten, daß beide auf den einflußreichen Gebieten des deutschen Geisteslebens, in unserer Poesie und Philosophie, in unserm Studium der Natur und der Antike anzutreffen sind? Feindselige Gegensätze sind auch hier nicht ausgeblieben, aber ihr Gebiet fällt wahrlich nicht mit den Grenzlinien unserer kirchlichen Orthodoxie zusammen, und insbesondere auf dem politischen Felde wird die christlich-germanische Schule am wenigsten im Stande sein, die Erfüllung jener christlichen Aufgabe in ihren Lehren nachzuweisen. Denn gerade umgekehrt heißt es bei ihr:

unbedingte Achtung für die Würde der Stärkſten und unbedingte Demuth bei den Geringen und Schwachen.

Aber, ſagt man vielleicht, es gibt alſo doch feindſelige Gegenſätze nicht bloß gegen den Glauben, ſondern auch gegen die Sitte; ihr ſelbſt räumt es ein und fordert dennoch, daß man durch Aufgeben des confeſſionellen Bekenntniſſes die politiſchen Rechte dem Feinde zugänglich mache? Wir wiſſen nur mit einer Gegenfrage zu antworten. Seit wann ſchreibt man es in die Verfaſſungsurkunden, daß ſittenloſe oder unfähige Menſchen nicht Miniſter werden ſollen? Iſt einem Volke überhaupt noch zu helfen, welches für ſolche Wahrheiten einer andern Garantie, als der des eigenen Kopfes und Herzens, bedarf? Und findet man endlich, wie jetzt die Sachen ſtehen, ein größeres Quantum niedriger und rechtloſer Geſinnung bei den ehrlich Nichtorthodoxen, die man ausſchließen möchte, oder bei den äußerlich Kirchlichen, die ſich durch eine inhaltsloſe Lüge der Ausſchließung entziehen?

Der poſitive Gehalt, welchen das Chriſtenthum dem Staate liefert, iſt das Selbſtgefühl Aller nach ihrem hohen Berufe, und die Demuth Aller nach ihrer Schwäche und Buße; die Vereinigung beider Gefühle ergibt die thätige und allgemeine Liebe des Einen gegen den Andern. Soll dieſe Stimmung in den irdiſchen und politiſchen Verhältniſſen wirkſam erſcheinen, ſo bedarf es dazu nicht, daß der Staat ſich zum Miſſionär gewiſſer theologiſcher Dogmen oder zum Handlanger geſchloſſener kirchlicher Geſellſchaften mache. Es bedarf noch viel weniger, daß er einzelne politiſche Kräfte unverhältnißmäßig bevorzuge, das Recht des Grundbeſitzes zum ausſchließlichen Monopol und das Recht der Krone zur ſchrankenloſen Allmacht ſteigere. Die echte

Stimmung der christlichen Sitte wird vielmehr nur da sich bekunden, wo die Achtung gegen die Rechte Anderer und die Strenge in der eigenen Verpflichtung an allen Punkten zu Tage tritt. Der Rechtsstaat also ist der irdische Abglanz des christlichen Willens, wie er das uranfängliche Ziel des germanischen Gemeinwesens ist. Habe er Namen und Formen welche er wolle, lege er die Macht in die Hände eines Einzigen oder Vieler oder Aller, der in Wahrheit christlich-deutsche Staat ist gegründet, sobald seine Obrigkeiten, seine Organe und seine Bürger von dem Durste nach Gerechtigkeit erfüllt sind. Aber auch im christlichen wie im germanischen Sinne vernichtet der Staat das Princip der Freiheit, sobald er das Recht des Geringsten verletzt, und das Princip der Autorität, sobald der Stärkste sich nicht der Autorität des Rechtes beugt. Möge er dann auch Kirchen bauen und Symbole vor sich her tragen, möge er reden über Zucht und Sitte, über Glauben und Treue: von der Wurzel des christlichen Evangeliums und der deutschen Nationalität ist er unwiderruflich geschieden.

# Ueber den zweiten Kreuzzug.

Bonn 1845.

Als Urban II. im Jahre 1094 Europa zur Befreiung des heiligen Grabes aufrief, bewegte ſich das Leben der abendländiſchen Völker faſt ausſchließlich auf geiſtlichen Gebieten. Die Beſtrebungen, ein Staatsweſen im eigentlichen Sinne herzuſtellen, ſeit der Völkerwanderung von Merowingern und Karolingern, von Ottonen und Capetingern mit immer ſchwächerem Erfolge wiederholt, waren unter Heinrich IV. und Philipp I. völlig geſcheitert. Durch die Siege, welche das Papſtthum verbündet mit den Dynaſten und Landesherren, über die Könige erfochten hatte, ſtellte es ſich mit ausſchließlicher Kraft an die Spitze der Ariſtokratie, in welche ſich damals die Reiche Europa's aufzulöſen drohten. Nationale Eigenthümlichkeit ſchien mit den Herrſchergewalten an ihrer Spitze gebrochen; die einheimiſche Literatur der Germanen, ſchon einmal durch den geiſtlichen Sinn Ludwig des Frommen geknickt, mußte auch jetzt wieder das Feld in Deutſchland und Frankreich völlig räumen. Ebenſo entſchieden wandte die Bildung der Antike den Rücken, der römiſchen, welche den Karolingern, der griechiſchen, welche den Ottonen Vorbild und Quelle geiſtigen Lebens geweſen. Die Kirche ſelbſt, ſo weit ſie auf Cultur Anſpruch machte, wurde von dieſem Abſterben, das ſie veranlaßt hatte, getroffen: ihre eigenen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, die fruchtbaren Berührungen zwiſchen Theologie und Philoſophie, durch welche das neunte Jahrhundert ſich aus-

gezeichnet, ſchienen verſcheucht, nachdem die Kirche ihren Sinn auf die Eroberung des Staates gerichtet hatte. Neben den hierarchiſchen Intereſſen gab es nur eine geiſtige Richtung noch von allgemeiner Bedeutung, eine Myſtik und Askeſe, welche in einem ziemlich grob gefaßten Streben nach Beſeligung jeder weltlichen Cultur vernichtend in den Weg zu treten Anſtalt machte.

Als mithin der Papſt ein Unternehmen anregte von myſtiſchem Gehalte, mit der Ausſicht auf himmliſche Seligkeit, ſo war es natürlich, daß das Abendland wie Ein Mann ſich erhob, daß die Ausſtrahlung der geiſtlichen Gewalten durch kein fremdes Element gebrochen, durch keine weltliche Färbung getrübt wurde. Ritterthum und Politik, wenn auch nicht ganz abzuweiſen, blieben in untergeordneter Stellung, und ſobald ſie im Oriente ſelbſt ſich einmal etwas ſtärker hervorhoben, erfolgten gegen ihre Einflüſſe heftige Ausbrüche der asketiſchen Volksmaſſe, wodurch das Ganze durchaus den urſprünglichen Charakter wieder erhielt. Das damals gegründete Königreich Jeruſalem bewahrte dies Gepräge unter ſeinen erſten Fürſten; unter Fulko allerdings trat eine ſtarke Umwandlung ein, welche aber, wie wir ſehen werden, nicht in dem Beginn neuer Richtungen, ſondern nur in dem Verfalle der frühern Energie beſtand.

Im Abendlande ſchloß unterdeß das römiſche Kaiſerthum mit der Kirche eine vorläufige Abkunft durch das Wormſer Concordat. Der Staat der Deutſchen, durch Kaiſer Lothar in wenig geiſtreicher Weiſe vertreten, machte während des Friedens neue Einbußen, jedoch gelang es, die Regierung auf dem noch erhaltenen Felde zu conſtituiren, eine leibliche Kraft und ein weit geachtetes Anſehen zu behaupten. Entſchiedener dagegen waren die Fortſchritte der Staatsgewalt, oder was damals daſſelbe iſt

des Königthums, in Frankreich unter dem Nachfolger Philipp's, dem ſtrengherrſchenden Ludwig VI., der mit der Kirche einträchtig wie Lothar, ſein weltliches Gebiet mit ungleich größerer Folgerichtigkeit und Ordnung zuſammenhielt. Es waren alſo noch einmal auf dem europäiſchen Continente politiſche Mächte gebildet. Die Kirche in ihrer Oberherrlichkeit anerkannt, konnte doch unmöglich eine große kriegeriſche Thätigkeit wie 1094 ohne Berathung mit den Staatsgewalten in's Leben rufen. Selbſt in nächſter Nähe von Rom, welch ganz andern Anblick geordneter und befeſtigter Kraft gewährte das normanniſch-ſiciliſche Reich König Roger II., als 1090 die kaum angeſiedelten, unter ſich hadernden, wenn auch ſtets kriegbereiten Schaaren Boemund's und ſeiner Verwandten.

Wie die Politik, ſo hatte auch die Cultur, ſobald die heftigſten Stürme ruhten, neue Schößlinge hervorgetrieben. Ausſchließliche Einſeitigkeit hat ſich in Europa zu keiner Zeit dauernd behaupten können, vielleicht für Augenblicke, für den Moment des Sieges nach oder in alleserſchütternden Kämpfen, niemals in feſten Einrichtungen, in den ruhigen, ſchaffenden Anordnungen eines bleibenden Daſeins. Einen ſolchen Moment des Kampfes und Sieges hatte die Hierarchie um 1094 gehabt, und damals den Kreuzzug geſchaffen; kaum aber hatte man das Schwert aus der Hand gelegt, ſo entwickelten ſich mitten aus der Bewunderung und dem Gehorſam heraus eigenartige Kräfte. Welcher Contraſt kann ſchärfer ſein, als die inbrünſtige Andacht der erſten Jeruſalemfahrer, und der kecke Scherz mit dem wenige Jahre ſpäter Wilhelm IX. von Aquitanien das Fehlſchlagen derſelben und ſeine Mühen und Nöthe beſingt? Dieſe Keckheit aber, die in aller Weltlichkeit zu Hauſe iſt, welche dem Ruhme und der

Schönheit der irdiſchen Dinge mit heißem Herzen nachgeht, iſt in der ganzen Reihe der ſüdfranzöſiſchen Dichter lebendig, welche an jenen Wilhelm, an die Ventadours und Marcabruns ſich anſchließen. Es iſt, als hätte hier in der Landſchaft der Languedoc der Auszug der erſten Kreuzfahrer Luſt gemacht; wer nun noch in asketiſcher Strenge den Freuden der Liebe, der Waffen, des Geſanges den Rücken kehren will, wandert gleich in die Ferne des Orients hinaus; in der Heimath hat die Poeſie zu einer geiſtreichen, aber ganz profanen Entwicklung den Raum gefunden. In Nordfrankreich begegnen wir in jener Zeit den erſten Dichtungen der Karlsſage; der große Kaiſer wird von der Begeiſterung der Kreuzfahrer für ſich in Beſchlag genommen, und als Vorkämpfer der Chriſtenheit in Spanien gefeiert. Hier iſt alſo noch ein geiſtlicher Grundgedanke, die Verdienſtlichkeit des Glaubenskrieges wird in allen Tönen geprieſen; bezeichnend ſcheint für unſern Gegenſtand aber auch, daß die ſpaniſchen Kriege Karl's die früher auftauchende und unter den erſten Kreuzfahrern verbreitete Sage von ſeinem Zuge nach Jeruſalem ganz in den Hintergrund drängen. Nicht lange dauert es dann, ſo bricht die Fluth der bretoniſchen Romane über Frankreich und halb Europa herein, und die geſammte ſchöne Literatur erfüllt ſich mit deren Abenteuern, mit der inhalt- und planloſen Luſt am Stoffe, ohne daß irgend welche Idee daraus hervorſchimmerte.

Nun iſt es ferner charakteriſtiſch, in welcher Weiſe die Anſchauung des Orients, welche die Kreuzzüge unmittelbar gewährten, zunächſt auf Europa wirkte. Die Erſcheinung iſt im Großen ähnlich dem Eindrucke, welchen die Reiſebücher damaliger Romfahrer gewähren. Sie ſind aus der nordiſchen Heimath ausgezogen, ſchwerlich mit andern Gedanken, als der Andacht

zum heiligen Petrus und der Ehrfurcht vor dem Nachfolger desſelben. Sie kommen zurück und kennen nun vor Allem die mirabilia urbis Romae, die alte heidniſche Herrlichkeit, welche jetzt auf die erſtaunlichſte Weiſe in den Dienſt der heiligen Kirche gerathen iſt. Ueber die Anſicht von Paläſtina erhalten wir vollſtändige Auskunft freilich erſt durch den viel ſpätern Jakob von Vitry, man braucht aber nur den Albertus Aquenſis und die orientaliſchen Geſchichten bei Orderich einzuſehen, um ſich auch für 1130 von dem Wechſel der Auffaſſungsweiſe zu überzeugen. Statt der Heiligenmythe erſcheint die Sage, neben dieſer das Mährchen, neben dem Mirakel die wunderlichſten Weltwunder: was man nicht ſelbſt geſehen hat, läßt man ſich erzählen, und wovon die Naturgeſchichte der Morgenländer keinen Bericht erſtattet, das ſchreibt man nöthigenfalls aus dem Plinius und Solinus ab. Ein ſyriſcher Biſchof, welcher das Abendland zum zweiten Kreuzzuge aufforderte, erzählte dabei vom Prieſter Johannes, der mit großem Heere den Chriſten zur Hülfe gewärtig, nicht über den Tigris gelangt ſei und drei Jahre umſonſt auf das Zufrieren des Fluſſes gewartet habe. Daß er es erzählt, iſt nicht eben auffallend, aber daß ein Mann, wie der Biſchof Otto von Freiſingen, der Oheim Kaiſer Friedrich's I., es weitläufig wiederholt, und ebenfalls nichts Merkwürdigeres dabei findet, als den gewaltigen Eisgang, daß überhaupt erſt dreißig Jahre nachher einem Menſchen es einfiel, den Prieſter auf irgend eine Weiſe für die abendländiſche Kirche gewinnen zu wollen, das iſt bezeichnend für den Geiſt dieſer Jahrzehnte. Ich brauche nicht näher auszuführen, wie dieſer Sinn für Seltſamkeit, dieſe Reiſeluſt, dieſer Trieb in die Länder der Fabel hinein in der deutſchen Poeſie eine Zeitlang tongebend wurde, wie er ein

Jahrhundert ſpäter ſich von dem geiſtlichen Urſprunge ganz ablöſte und ſich ausſchließlich der geographiſchen und commerciellen Wißbegierde dahingab. Genug, auch auf dieſer Seite gab es mächtige Reize, welche den Flug, den man ſeit 1090 grade zum Himmel empor genommen, unmerklich wieder zur Erde hinablenkten. Erging es doch den Eifrigſten nicht anders, den Lenkern und Leitern der Askeſe des 11. Jahrhunderts, den Cluniacenſern. Ihre Congregation hatten ſie geradezu auf der Abtödtung des ſinnlichen Menſchen auferbaut; dann brachte die Heiligkeit ihnen Reichthum; der Orden ſchmückte ſeine Kirchen und Klöſter mit Allem, was die Kunſt, die eben daran ſich herausbildete, ihm zu liefern vermochte; wer hätte es tadeln mögen — im Ganzen war kein Gedanke an ſittliche Verſchlechterung, im Gegentheil, das behaglichſte und würdigſte Daſein richtete man ſich ein — aber das Feuer war doch erloſchen, welches funfzig Jahre zuvor alles Irdiſche zu verzehren und in reiner Flamme dem Herrn zu opfern beſtimmt war.

Um endlich in zwei Worten zuſammenzufaſſen, wie weite Strecken damals für die Kirche, wenn nicht feindliches aber doch unabhängiges Gebiet zu werden drohten, braucht man nur die zwei Namen auszuſprechen, Abälard und Irnerius. Die wiſſenſchaftliche Wiederbelebung des römiſchen Rechtes, die ſich an Irnerius anſchließt, iſt gleich von ihrem erſten Aufdämmern an eine geſchichtliche Thatſache erſten Ranges und mannigfaltigſter Wirkſamkeit. Ganz im Allgemeinen iſt es ſchon wichtig, daß durch ſie ein bedeutender Theil der geiſtigen Kräfte von den kirchlichen Dingen hinweg und auf die Beobachtung und Bearbeitung der menſchlichen Zuſtände, des täglichen Lebens, des privatrechtlichen Verkehrs hinübergelenkt wird. Der Abt Wibald

von Corvey, der erste Geistliche des damaligen Deutschland, klagt, er wisse die Mönche seines Klosters, ungefähr des berühmtesten in den ostrheinischen Landen, nicht mehr von den juristischen Studien fortzutreiben und zu wahrhaft christlicher Beschäftigung zurückzubringen. Nun kam hinzu, daß die Vergangenheit, welche sich in diesen Studien eröffnete, in den wichtigsten Beziehungen zu der damaligen Epoche den gradesten Gegensatz bildete, daß sie Staat und Kirche, öffentliches und Privatrecht genau sonderte, und der Staatsgewalt eine unbedingte Herrschaft über alle übrigen Gebiete beilegte. Es hing freilich nicht unmittelbar mit den Rechtsschulen zusammen, es entsprang aber aus demselben Streben, welchem diese ihre Blüthe verdankten, daß damals die Stadt Rom ihrer geschichtlichen Größe gedachte, sich gegen die päpstliche Herrschaft auflehnte, und den weltbeherrschenden Senat der alten Republik wieder in das Leben zu rufen strebte. Den Päpsten war es eine äußerst lästige Diversion, welcher sie sich erst viele Jahre nachher durch die Hülfe Friedrich's I. ganz entledigten. Zu derselben Zeit erhob dieser aber kaiserliche Ansprüche weit über das bisherige Maß seiner Gewalt hinaus, Ansprüche, welche er unmittelbar auf die Rechte der alten Imperatoren zurückführte. Trafen sie nicht auf der Stelle den Papst, so bedrohten sie doch dessen beste Bundesgenossen, die lombardischen Städte: die Verwirklichung derselben hätte das gesammte System erschüttert, zu welchem ebensowohl die Zersplitterung der politischen, wie die Centralisirung der geistlichen Macht gehörte.

Unmittelbar auf den Mittelpunkt aber der geistlichen Stellung jener Zeit zielte die Entwicklung der scholastischen Philosophie, wie sie, weniger bedeutender Repräsentanten zu geschweigen, von Abälard in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ausging.

Gebildet durch die Gründer zuerſt des Nominalismus, dann des Realismus, beide überſehend, mitten in ihrem Gegenſatze ſich ſelbſt eine geharniſchte Stellung gründend, in Lehre und Leben von den Wegen der kirchlichen Philoſophen abgewandt, regte er durch ganz Frankreich, vor Allem unter der begabteren Jugend, die umfaſſendſte Bewegung an. Das Verhältniß von Glauben und Wiſſen, die Erforderniſſe der Beſeligung, die Begriffe des allgemeinen und beſondern Seins unterwarf er einer kühnen, rückſichts- und vorausſetzungsloſen Durchforſchung; er erkannte den Glauben nicht an, der ſich nicht auf den Gedanken gründe, in einem jenſeitigen Leben möge ein reines Anſchauen gelingen, hier auf Erden ſei man angewieſen, die Myſterien auf einen Inhalt zu beſchränken, der nichts Vernunftwidriges enthalte. Es war in dieſem Maße die erſte Benutzung logiſcher Thätigkeit zur erſchöpfenden Geſtaltung der Metaphyſik: merkwürdig genug, wie ſein Hauptwerk zu dem Ergebniß kam, die mera essentia ſei nichts als die susceptibilitas contrariorum. Was blieb übrig von Papſt und Kreuzzügen, wenn dieſen Grundſätzen der Raum gelaſſen wurde, ihre Conſequenzen fortzubilden, ſie auf die äußerlich vorhandene Kirche anzuwenden, auf Eroberung ſtatt auf Selbſterhaltung auszugehen?

Niemand wird alſo die weltgeſchichtliche Bedeutung des Mannes in Zweifel ziehen, der dieſem Strome ſich in den Weg ſtellte, und die öffentliche Meinung zu einer entſcheidenden Proteſtation gegen die neue Philoſophie mit ſich fortriß. Und nicht allein durch dieſen Kampf hat der heilige Bernhard ſich den Anſpruch erworben, zwiſchen Gregor VII. und Innocenz III. als einzig ebenbürtiger Beförderer der katholiſchen Kirche genannt zu werden. Man hat wohl von Luther geſagt, er ſei in allen

Dingen maßgebend für die Richtung seiner deutschen Zeitgenossen gewesen; man kann ähnlich von Bernhard behaupten, daß nichts Wesentliches für die Haltung der damaligen Kirche existirt habe, wofür seine Thätigkeit nicht feststellend geworden sei. Die kirchliche Philosophie bildete er fort, bis sie den Angriffen der Scholastik gewachsen war und diese selbst in sich aufnehmen konnte; dem Verfalle der Askese steuerte er, indem er den verweichlichten Cluniacensern die Ordnung von Clairvaux und Citeaux entgegensetzte; für die Einheit der Hierarchie wurde er in großartiger Weise thätig, als gegen Innocenz II. sich der Gegenpapst Anaklet anfangs mit bedeutenden Aussichten erhob. Auf das Wort des hinfälligen und zarten Mannes horchte die Bevölkerung des gesammten Abendlandes; seine Briefe, in denen überall der Zierlichkeit des Styls, der Genauigkeit und nicht selten der Sentimentalität der Bilder eine sichtliche Mühe gewidmet ist, gingen durch die Länder, der Lebensathem eines herrschenden überall unwiderstehlichen Geistes. Er wehrte jede Beförderung, die ihn den Mauern von Clairvaux entrissen hätte, hartnäckig von sich ab; aber auf dem Stuhle zu Rom saß Eugen III., der eine unbedingte Ehrfurcht vor dem Abte beinahe für seine größte Tugend hielt. Wahrlich nicht zu seinem oder der Kirche Schaden. Bernhard hatte einmal die Kirche gegen äußere Angriffe vertheidigt; er hatte ferner — und dies bezeichnet ihn näher — sie in Wahrheit fortgebildet, indem er nicht fanatisch gegen Cultur und Politik, wie Gregor VII. und Lanfrank von Canterbury, einen Vernichtungskampf versuchte, sondern die Gegner auf ihrem eigenen Boden zu schlagen bemüht war, und die fremden Elemente durch Assimilation der Kirche unterwarf. Es ist klar, daß nur auf diesem Wege die Beherrschung der Welt

erreicht werden konnte, wenn auch für den Augenblick die Bewegung langsamer, die Tendenzen verwickelter wurden.

Auf diesen Augenblick kommt es uns nun aber gerade an. Möglich war ein neuer Kreuzzug noch immer auf den alten Grundlagen. Nur darüber kann man sich nicht täuschen, auf so reinen und geraden Linien wie 1096 war nicht zum Ziele zu gelangen. Mit einer Menge verschiedener Elemente mußte man sich auseinandersetzen: einem einfachen fanatischen Glaubensaufruf hätte der vielfach abgezogene Geist dieser Zeit schwerlich gehorcht, in dem Verlaufe des Unternehmens war die Berührung mit festen politischen Größen nicht auszuweichen.

Ich brauche hier nun nicht zu wiederholen, welche Verflechtung äußerer Ereignisse den Krieg unmittelbar hervorrief. Auf der einen Seite im Morgenlande die Einnahme Edessa's durch Emadeddin Zenki und dessen gefürchteten Sohn Nureddin, ein Ereigniß, dessen Kunde in allen Ländern eine schmerzliche Aufregung verursachte: auf der andern Seite die Zerknirschung König Ludwig's VII. von Frankreich, der nach einer Zeit entschiedenen Widerstandes gegen die Kirche endlich durch die Kriegsgräuel, die unter seinen Augen die Stadt Vitry verheerten, zur Reue und Buße geführt wurde. Er veranlaßte die erste Kreuzpredigt auf dem Concile zu Bourges, December 1145, und wirkte dann bei dem Papste die Vollmacht für den heiligen Bernhard aus, Ostern 1146 zu Vezelai in gleichem Sinne die Völker aufzurufen. Dem gehorchte darauf halb Frankreich, eine Masse deutscher Schaaren, zuletzt König Konrad III. selbst, so daß im Frühling 1147 zwei gewaltige Heere in Metz und Regensburg zum Aufbruche bereit standen. Fassen wir die Motive, welche einen so mächtigen Aufschwung bedingten, etwas näher in das Auge.

Zunächst Edeſſa. Hat deſſen Verluſt in der That den ſyriſchen Chriſten völlige und ſchleunige Vernichtung gedroht? Haben ſie wirklich, durch ſolche Furcht beſtimmt, Geſandtſchaften in den Occident geſchickt, um eine außerordentliche Hülfe aufzubieten? Ueber die Wichtigkeit Edeſſa's für die bleibende Behauptung Paläſtina's iſt kein Zweifel; die Stadt bildete mit ihren Beſitzungen auf beiden Seiten des Euphrat ein breites Vorwerk zur Deckung der chriſtlichen Staaten auf ihrer ſchwächſten, der nördlichen Grenze. Nichts wäre begreiflicher und richtiger geweſen, als daß ihr Fall die ſyriſchen Chriſten zu den dringendſten Beſorgniſſen und Hülfsgeſuchen beſtimmt hätte. Aber auch hier iſt von dem uns Begreiflichen in jenem Jahrhundert nichts zu entdecken. Der letzte Graf von Edeſſa ſelbſt, Joscelin II. hatte die Stadt ſeit Jahren verlaſſen, ihre Befeſtigung vernachläſſigt, ihre Beſatzung vermindert. Fürſt Raimund von Antiochien, den nach dem Verluſte die nächſte Gefahr treffen mußte, wies jede Bitte um Beiſtand mit Schadenfreude zurück. Die Regierung von Jeruſalem, anſtatt nach dem Falle alle Kräfte zur Deckung der hart geſchädigten Nordgrenze aufzubieten, verwickelte ſich in nutzloſe Streitigkeiten mit Damaskus und Boszra. Endlich der Sieger ſelbſt, durch uns unbekannte Urſachen gehindert, dachte nicht im Mindeſten an eine kräftige Benutzung ſeines Gewinnes. Der Schlag war gefallen, darnach herrſchte im Oriente tiefe Ruhe, friedliche Stille, wie ſie lange nicht geweſen. Ein ſyriſcher Biſchof ging nach Rom, um beim Papſte ein Urtheil über Zehntproceſſe zwiſchen König und Kirche auszubringen; er hatte die Abſicht, nachher auch in Frankreich und Deutſchland Werbungen für den Orient zu verſuchen. Wir wiſſen, daß deren ſeit den Zeiten Balduin's I. faſt ununterbrochen im Gange waren;

daß der Biſchof nichts Weiteres und Umfaſſenderes im Sinne trug, ſcheint mit Beſtimmtheit daraus zu erhellen, daß er bei den wirklichen Verhandlungen über den Kreuzzug ſelbſt, die in ausführlicher Genauigkeit uns vorliegen, an keiner Stelle vorkommt, daß der wichtigſte Schriftſteller über den Kreuzzug, Wilhelm von Tyrus, ſeiner überhaupt gar nicht gedenkt und als Anlaß des Krieges nur die unbeſtimmten höchſt übertriebenen Gerüchte bezeichnet, welche ſich im Abendlande nach dem Falle Edeſſa's verbreitet hätten. Hätte jener Biſchof im Auftrage der ſyriſchen Fürſten gehandelt, hätte er an mehr als an die Werbung einzelner Söldner, hätte er an einen neuen Kreuzzug gedacht, wie wäre es möglich, daß einem Autor wie Wilhelm eine förmliche Geſandtſchaft von ſolcher Wichtigkeit entgangen wäre? Der Biſchof iſt zunächſt zu dem Papſte gekommen; den Gedanken des Kreuzzuges faßte aber der Papſt erſt auf die Anregung Ludwig's VII. Daß der Geſandte die Abſicht hatte, auch dieſen König zu beſuchen, wiſſen wir durch Otto von Freiſingen: als Beweggründe, welche den König zur Heerfahrt beſtimmten, nennt derſelbe Schriftſteller aber ganz andere Dinge. Es bleibt nur eine Notiz der Chronik von Morigny, daß Geſandte von Antiochien und Jeruſalem nach Frankreich die Bitte um Hülfe gebracht hätten. Daß ſie zum Könige gekommen, daß ſie von ihrer Regierung geſchickt worden, davon wird nichts geſagt; ich kann ſie nur zu den Menſchen rechnen, welche Wilhelm von Tyrus bezeichnet: es fanden ſich Manche, welche jene Gerüchte weit und breit in allen Ländern und Provinzen verbreiteten. Sie verhalten ſich alſo zu den eigentlichen Veranlaſſern des Kreuzzuges, wie ein halbes Jahrhundert früher Peter der Einſiedler und ſeine Genoſſen zu Papſt Urban II. und der an dieſen

abgeordneten griechiſchen Geſandtſchaft. Jedenfalls entbehren die Compoſitionen, zu welchen die modernen Erzähler dieſer Ereigniſſe, Wilken und Michaud, jene Nachricht der Chronik und die Worte Otto's über den ſyriſchen Biſchof benutzt haben, aller geſchichtlichen Begründung.

Doch wozu ſolche Reihe von Schlüſſen, wo ein höchſt poſitives Zeugniß in ganz entſcheidender Bündigkeit redet? Im Anfange des Jahres 1159 hatte Ludwig VII., durch ſeine morgenländiſchen Erfahrungen keineswegs abgekühlt, den Plan, in Spanien zur Ehre des Kreuzes die Ungläubigen zu bekämpfen. Auf ſeine Anfrage lobte Papſt Hadrian die fromme Abſicht, unterließ aber nicht zu warnen: der König habe ſich ja gar nicht über die Meinung der ſpaniſchen Chriſten erkundigt, ob man ſeiner gerade jetzt bedürfe, ob er gerade in dieſem Augenblicke auch nur gelegen komme; Ludwig möge ſich erinnern, wie er einſt mit König Konrad, ohne das Volk des Landes um Rath zu fragen, die Fahrt nach Jeruſalem begonnen, und wie daraus für alle Theile nur Unglück entſtanden ſei. — An eine Geſandtſchaft alſo der Syrer an die Könige von Deutſchland und Frankreich, iſt 1145 ſo wenig zu denken, daß man jene vielmehr durch das Unternehmen vollſtändig überraſchte; es war eine ganz von innen heraus entſprungene Regung abendländiſcher Andacht, die auf die Kunde von dem Unglücke im heiligen Lande zu den Waffen trieb. Es war noch immer die Geſinnung von 1100 und 1120, die nichts Anderes wußte, als die Feinde Chriſti mit der Schärfe des Schwertes zu treffen: daß jetzt dort am heiligen Grabe ein bedeutender Staat mit allen denkbaren Intereſſen der Politik, des Krieges, des irdiſchen Daſeins exiſtire, daß dieſer auf die verſchiedenſte Weiſe von dem Unternehmen,

je nachdem man es einleitete, berührt werden könnte, daran dachte man nicht im Mindesten, oder schlug es neben jenem Hauptzwecke zu gar nichts an. Schwer hat man es gebüßt; Sieg und Seligkeit, wie sie der erste Kreuzzug gebracht, waren dem zweiten nicht bestimmt: in jenem hatten die mystischen Kräfte ganz freie Bahnen gehabt, in diesem standen unabweisbare weltliche Momente im Wege, die man weder zu umgehen noch zu sprengen verstand.

Was nun den eigentlichen Helden der Kreuzpredigt von 1146 betrifft, den heiligen Bernhard, so ist es oft angeführt worden, daß ursprünglich seine Begeisterung für diesen Krieg nicht eben im vollsten Strome daherrauschte. Früher hatte er Manchem gesagt, es sei besser in der Heimath ein Leben des Glaubens und der Heiligkeit zu führen, als in der Fremde des Orients umherzuschweifen; ein wohlgehaltenes Kloster sei ebensowohl eine Pforte des himmlischen Jerusalem, als die irdische Stadt desselben Namens. Als König Ludwig ihm seine Pläne eröffnete, wies er ihn an den Papst, und mahnte ab, ohne dessen Gutachten ein solches Werk zu beginnen. Erst auf den Befehl dieser höchsten Behörde übernahm er selbst die Mission, die Völker unter die Waffen zu rufen. Niemand wird nun bezweifeln, daß er, einmal die Sache begonnen, mit Kraft sie betrieben habe: wie mächtig seine Rede und der Ruf seiner Wunder gewirkt, zeigt mehr als jede Quellenaussage der unabsehbare Erfolg. Bei alle dem aber, welch ein Gegensatz zwischen der Beredtsamkeit seines Rundschreibens, des einzigen uns erhaltenen Denkmales, und dem Schwunge von 1094, wie er in den verschiedenen Meldungen von der Rede Urban's II. zu Tage liegt. Hier ist eine mächtige Einfachheit, die mit formloser Begeisterung

auf die Sache unaufhaltſam losſtürmt; dort fehlt es nicht an Eifer und Gründen, aber Niemand wird neben dem Glaubensprediger den in ſeiner Weiſe vollendeten Schriftſteller verkennen. Es bewegt ſich, ſagt er, und zittert die Erde, weil der Herr ſeine Erde verloren hat, ſeine Erde ſage ich, wo ſeine Füße geſtanden, ſeine Erde, die er mit Wundern geſeguet, mit dem eigenen Blute geweiht hat, wo die erſten Blüthen der Auferſtehung erſchienen ſind — dort brechen jetzt durch unſere Sünden die Feinde des Kreuzes ein. So geht es weiter durch das ganze ſehr umfangreiche Schreiben. Er wirft ſich die Frage auf, warum Gott nicht gleich die Legionen ſeiner Engel zum Kampfe ſchicke, und antwortet: Gott, ſage ich, verſucht Euch und hat Erbarmen mit Euch, ſeht da, mit welcher Kunſt er Eure Erlöſung bereitet und ſtaunt und ſchaut die Tiefe ſeiner Gnade: denn was iſt es als eine ausgeſuchte und nur von Gott zu erfindende Gelegenheit zur Seligkeit, daß er Mörder und Räuber, Ehebrecher und Meineidige wie die Gerechten zu ſeinem Dienſte beruft? — Er dachte ſchwerlich, als er dieſe ausgeſuchten und nur von ihm zu erfindenden Wendungen niederſchrieb, zu wie traurigen Folgen er hier die Maſſe der Sünder für den Krieg der Heiligen aufbot, welch ein Geſindel ſich zu dieſer Gnadenpforte eindrängen, und welchen Gebrauch es von Gottes Erbarmen in Bulgarien und Conſtantinopel machen würde. Vielmehr muß die Form dieſer in zahlreichen Abſchriften verbreiteten Epiſtel ihn ſelbſt nicht wenig befriedigt haben; denn in einem Privatſchreiben an Kaiſer Manuel, worin er einen franzöſiſchen Adligen empfiehlt, wiederholt er die meiſten jener Sätze, und führt den Schluß noch weiter aus: das Grab, wo die jungfräuliche Blüthe der Maria mit Leintüchern und Wohlgerüchen niedergelegt, aus welchem die

erſte und größte Blüthe auf unſerer Erde wieder erſtanden iſt. — Es iſt die Manier, die er in allen ſeinen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen nicht verleugnet hat; eine ganz ſentimentale Geſinnung trifft hier zuſammen mit großer ſtyliſtiſcher Gewandtheit; daraus folgt eine Ueberſchwenglichkeit der Formen, ein Ueberfluß der Bilder, eine zuweilen witzelnde Maſſe der Antitheſen, welche ſeinen Zeitgenoſſen freilich angemeſſen war, aber überall das Gegentheil von unbefangenem Hingeben an den Stoff bezeichnet. Welch ein Herzeleid war es ihm, als ein junger Verwandter, den er ſorglich gepflegt, von ihm zu den Cluniacenſern abfiel, und welche Blüthen der Redekunſt trieb dieſer Schmerz hervor. „Stehe auf, gürte dich, rüſte die Kräfte, ende die Trägheit, rühre die Arme, löſe die Hände. Sei es meine Schuld, wie du ſagſt und ich nicht leugne, oder deine, wie Viele glauben, obgleich ich nicht klage, oder meine und deine, wie ich eher glaube, jetzt, wenn du nicht zurückkehrſt, wirſt du allein nicht ſchuldlos ſein.“ Oder, wenn er nicht Luſt hat, um irgend eines päpſtlichen Auftrags willen, ſeine klöſterliche Beſchaulichkeit zu verlaſſen, wie rund und präcis entgegnet er: „leichte Geſchäfte kannſt du ohne mich, ſchwere nicht durch mich beenden; wäre ich ein bedeutender Menſch, hätte Gott wohl mein Licht nicht unter den Scheffel eines Kloſters geſtellt.“ In einer ſeiner größten Lebensfragen, in dem Streite mit Abälard, mit welcher behaglichen Sorgfalt putzt er die heftigſten Streitſchriften heraus. Moſes befiehlt, ſagt er einmal, wenn eine Streitfrage entſteht, ſo tragt ſie dem Hur und Aaron vor. Ich meine den Moſes, der im Waſſer kommt, nicht bloß im Waſſer, ſondern auch im Blut. Ich meine den Eifer und das Anſehen der römiſchen Kirche, das iſt unſer Hur und Aaron, dahin bringen wir unſere, nicht Fragen, ſondern

Schaden des Glaubens. Er beſchreibt dann den Uebermuth und die wiſſenſchaftliche Methode des Abälard: daher kommt es, fährt er fort, daß das Oſterlamm entweder gegen Gottes Vorſchrift in Waſſer gekocht oder roh zerriſſen und gebiſſen wird. Ich dachte nicht, ſagt er in Bezug auf das eben geendigte Schisma, daß aus den ausgebrochenen Dornen neue herausbrechen würden, daß wir dem Löwen entronnen, dem Drachen zur Beute würden. Unſere Thränen fließen, denn es ſprießen mächtig die Sünden hervor. Er beſchreibt dann den Goliath, den Kämpfer von Jugend auf, die galliſche Biene, welche den Herrn und ſeinen Chriſt umſchwirrt, die ihren Bogen ſpannt und ihren Pfeil in Bereitſchaft hält. In ähnlicher Weiſe redet er im reichſten Style über Arnold von Breſcia, den Menſchen, den Breſcia ausſpie, Rom verabſcheute, Frankreich zurückſtieß, Italien nicht behalten wollte, der nicht bloß ein ſchlauer Fuchs im Weinberge, ſondern ein großer Wolf in der Hürde Chriſti, der zwar im Leben mäßig und auf Faſten bedacht ſei, der aber mit dem Teufel ſpeiſe und nach dem Blute der Seelen durſte. Er empfiehlt einen Unterdrückten dem Könige Roger: gieb Gott deine Ehre, daß du ſie nicht verliereſt, oder dich von ihr verlierſt; höre den Ueberbringer dieſes Briefes an, den nicht die Begierde zu dir führt, ſondern die Noth, die Noth vieler Diener des Herrn, die ihn geſandt haben.

Doch ich kürze eine Abſchweifung ab, deren Inhalt ohne irgend eine Mühe ein bloßes Blättern in ſeinen Schriften ergeben und vervollſtändigen kann. So häufig bei ſeinen Zeitgenoſſen Anklänge dieſer Manier erſcheinen, ſo wird man ihn doch auch hierin ſeiner ganzen Stellung nach mehr ſchöpferiſch für den Zeitgeiſt, als bedingt durch denſelben nennen, um ſo mehr, als

in Autoren wie Abälard, Wibald und Otto von Freiſingen ganz andere Richtungen zu Tage treten. Kein Stoff vermag ihm neben der Begeiſterung die Beſonnenheit ganz zu verdrängen. Wie weit iſt er von dem ſtürmenden Drange von 1094 entfernt, wenn er ſeine Kreuzfahrer zu kriegeriſchem Gehorſam und ſoldatiſcher Ordnung ermahnt, wenn er erinnert, in dem erſten Kreuzzuge ſei, wenn er nicht irre, ein gewiſſer Peter aufgetreten, und habe das Volk vernichtet, welches ihm leichtſinnig folgte, wenn er tadelt, ganz wie der Abt von Clugny, daß man die Juden vor ihrer Bekehrung tödte, ſtatt ſie zum Beſten des Kreuzzuges zu beſteuern. Endlich wie charakteriſtiſch iſt folgende Aeußerung ſeines Begleiters bei den Kreuzpredigten, des Mönches Philipp: in Chalons kommt Bernhard mit König Ludwig zuſammen, dort ſind viele franzöſiſche und deutſche Fürſten, ſo wie Geſandte König Konrad's und Herzog Welf's anweſend, um gemeinſam den Krieg zu berathen; durch dieſe Geſpräche wird Bernhard zwei Tage abgehalten, zum Volke hinauszugehen, zu ſeinem Schmerze, aber das Gemeinwohl ging allerdings vor. Er war eben thätig, als gewiſſenhafter Beamter der Kirche, mit allen Kräften, aber nicht mit eigenem Feuer; er hat, ſagt Gaufrid, trotz königlicher Aufforderung, trotz päpſtlicher Bitten das Werk nicht eher übernommen, bis ein amtlicher, öffentlicher Brief des Papſtes ihn zum Organe der römiſchen Kirche in dieſer Sache ernannt hat.

In dieſem einen äußerlichen Umſtande, in dieſer officiellen Wichtigkeit des Papſtes iſt alſo auch die Weiſe des erſten Kreuzzuges unverändert; der Papſt iſt der eigentliche Vorſteher und Feldherr des Krieges. Michaud hat dies in Bezug auf 1094 in etwas überſehen; er ſagt, damals ſei überhaupt gar keine

Organiſation vorhanden geweſen, nur die Einſtimmigkeit der Begeiſterung habe jene Maſſen zuſammengehalten und geleitet. Das Letzte iſt richtig, wenn man die innern treibenden Impulſe angeben will, das Erſte iſt ungenügend, denn der päpſtliche Legat Adhemar wird ſo ausdrücklich wie möglich als der Anführer des Heeres bezeichnet. Es war kein König dabei, heißt es wohl in den Quellen, Chriſtus ſelbſt war Feldherr: der Papſt indeß, welcher auch ſonſt als der Vertreter des Heilandes galt, war nicht minder an dieſer Stelle ſein Organ. Das Heer war im eigentlichen Sinne eine römiſch-päpſtliche Bewaffnung, führte päpſtliche Fahnen und wurde dem Kaiſer Alexius nur durch päpſtliche Schreiben empfohlen. Im Jahre 1146 wurde das Verhältniß der Form nach nicht geändert. Ludwig nahm das Kreuz erſt auf päpſtliche Erlaubniß; erſt durch den Papſt wurde das Heer der franzöſiſchen Kreuzfahrer, die doch ſchon vor der Wallfahrt dem Könige verpflichtet waren, angewieſen demſelben zu gehorchen; der Papſt erließ ein tadelndes Schreiben an Konrad III., daß er das Kreuz ohne Anfrage in Rom aus Bernhard's Händen genommen, obgleich ſonſt Bernhard ja nur als römiſcher Bevollmächtigter handelte. So wenig zweifelhaft ſchien dieſer Anſpruch, daß Konrad nichts antwortete als daß der heilige Geiſt wehe, wo er wolle, und keinen Raum laſſe um den Papſt oder ſonſt jemand zu Rathe zu ziehen. Dennoch hatten die Dinge in ihrem innerſten Beſtande ſich auch nach dieſer Seite weſentlich geändert. Es war keine Rede davon, daß ein päpſtlicher Legat den Zug ſelbſt mitgemacht, daß die Curie ſich in die einzelnen Anordnungen eingemiſcht hätte; nachdem ſie den Königen die allgemeine Vollmacht gegeben, ging die Ausführung auf die weltliche Macht ausſchließlich über. Eine Kreuzzugs-

ſteuer, ſo weit ſie auf die Geiſtlichen fiel, bewilligte der Papſt, der König aber beſtimmte ihren Belauf und Umſchlag. Alle Reklamationen, die in bedeutender Zahl uns vorliegen, grob, weinerlich oder ſchwulſtig wie ſie auftreten, gehen nur an die Reichsbehörden. Wie bei dem dritten Kreuzzuge die Vertheilung der Rollen noch entſchiedener zu Gunſten der Staatsgewalten geſchah, haben du Theil und Michaud ſehr gut erörtert; die Kreuzfahrt iſt hier vollſtändig dem Organismus des Feudalſtaates anheimgefallen.

Das Wichtigſte aber, ſowohl zur Charakteriſtik als für den Ausgang des Kreuzzuges von 1146 ergab ſich aus der damaligen Beſchaffenheit des europäiſchen Staatenſyſtemes, aus den politiſchen Beziehungen zwiſchen ſeinen vorwiegenden Mächten. Es ſtand in dieſer Hinſicht anders als früher und ſpäter, anders bei dem zweiten, als bei dem erſten und dritten Kreuzzug. Im Jahre 1094 waren die Mächte entweder, wie Deutſchland, Frankreich und die italieniſchen Normannen paralyſirt, oder ſie ſtanden dem Unternehmen, wie England, Spanien und der Norden völlig fern; der Papſt hatte höchſtens mit dem griechiſchen Reiche über die Freiheit des Durchzuges zu unterhandeln. Umgekehrt herrſchte 1190 ein großartiges Einverſtändniß in ganz Europa in Bezug auf den Kreuzzug; die Mächte, durchgängig durch kräftige Herrſcher vertreten, klar darüber, daß man den Zweck nicht ohne ſeine Mittel erreichen könne, ordneten ihre ſpecielle Politik den allgemeinen Anſprüchen der Chriſtenheit und den vom Papſte angeregten Tendenzen der Kreuzfahrt unter. Das einzige griechiſche Reich ſtand mit Saladin in offenem Bündniſſe; man war ihm indeß gewachſen und zum größten Theile berührten die fränkiſchen Beſtrebungen ſeine Kreiſe gar nicht. Bei dem

erſten Kriege alſo hatten Hierarchie und Askeſe das Feld allein, bei dem dritten war die Politik, wenigſtens im Beginn des Unternehmens, mit ihnen verbündet. Wie aber ſtand dies Verhältniß bei dem Gegenſtande unſerer Betrachtung, bei der zweiten großen Schilderhebung des Abendlandes?

Wir müſſen ausgehen von dem entfernteſt liegenden, dafür aber bei einem aſiatiſchen Kriege zunächſt in Betracht kommenden Reiche, dem byzantiniſchen. Das Haus der Comnenen hatte hier kurz vor dem erſten Kreuzzuge eine nothdürftige Ordnung geſtiftet und mit eben aufkeimenden Kräften den Heeren Boemund's und Gottfried's gegenüber eine leidliche Neutralität eingenommen. Dann aber hatten die Normannen, ſchon von Apulien her gefährliche Feinde der Griechen, jetzt auch in Aſien dieſen Hader erneuert, und von Antiochien her die Byzantiner in Cilicien befehdet, ſo daß ſeit 1137 die kaiſerliche Regierung immer ſchärfere Streiche auf die läſtigen Eindringlinge führte. Kaiſer Johann I. ſtellte ſeinen Einfluß in Kleinaſien mit Kraft und Umſicht feſt, nöthigte Antiochien ſeine Lehnshoheit anzuerkennen, ſchritt dann aber, ſo lange er lebte, nicht über die Stellung eines mißtrauiſchen Beobachters hinaus. Sein Sohn Manuel, eben ſo kriegeriſch wie ſein Vater, unter einem äußern Anfluge abendländiſcher Ritterlichkeit eine raſt- und rückſichtsloſe Politik verſteckend, erweiterte dieſe Erfolge, führte mehr als einen glücklichen Krieg mit Sultan Maſud von Iconium, und ſchloß gerade 1146 mit ihm einen ſechsjährigen Frieden, in demſelben Augenblicke, in welchem die unpolitiſche Religioſität der Franzoſen ſich in die Bewegung des Kreuzzuges hineinwarf. Dies Zuſammentreffen, unglücklich genug, war aber bei Weitem noch nicht das zumeiſt entſcheidende.

Manuel, in der Herrſchaft über einen Staat, der durch

ſtrenge Finanz- und künſtliche Heerverwaltung eben neu gekräftigt, die Grenzländer Aſien's und Europa's umfaßte, fühlte ſich als den Vertreter ebenſowohl einer europäiſchen als einer orientaliſchen Macht. Er hatte ſich gegen Ungarn und Rußland durch vielfache Kämpfe in eine geachtete Stellung geſetzt; noch bei Lebzeiten ſeines Vaters war er mit der Schwägerin König Konrad's von Deutſchland vermählt und damit das Bündniß der beiden Kaiſerhöfe friſch belebt worden, wie es ſeit den Tagen Heinrich's IV., ſeit dem gemeinſamen Streite gegen Papſt Gregor VII. und dem Normannenherzog Robert Guiscard in der Natur der Verhältniſſe lag. Ein dauernder Geſandtſchaftsverkehr fand zwiſchen beiden Reichen ſtatt; in Speier ſelbſt, als Konrad das Kreuz nahm, war ein griechiſcher Botſchafter in ſeiner Umgebung. Zwei Punkte beſchäftigten damals die gemeinſchaftliche Aufmerkſamkeit der beiden Regierungen. Einmal ein Thronſtreit in Ungarn, deſſen vertriebener Erbe, Boris, der Sohn König Kalmani's, von beiden Regenten die Zuſicherung thätiger Hülfe erhielt, worauf der Krieg auf der deutſchen Seite ſogleich begann, Herzog Heinrich von Oeſterreich und Baiern aber eine ſchlimme Niederlage erlitt. Dann die Widerſetzlichkeit des Normannenkönigs Roger von Apulien und Sicilien, der ſo eben mit dem Papſte ausgeſöhnt, eine gegen Deutſchland und Byzanz gleich feindſelige Stellung behauptete; gegen ihn hatte Konrad ſchon mit Manuel's Vater Johann ein Bündniß geſchloſſen; er vergalt es durch enge Freundſchaft mit Herzog Welf, dem eifrigſten deutſchen Gegner der königlichen Beſtrebungen, der ſeinerſeits ſogleich auch mit der feindlichen Regierung Ungarns abſchloß und ſo dem Bunde der beiden Kaiſerhöfe eine unſcheinbarere aber darum nicht weniger gefährliche Allianz entgegenſetzte.

An ſich hätte bei einer ſolchen Lage des Reiches jede weitausſehende neue Unternehmung bedenklich ſcheinen müſſen. Hier kam nun hinzu, daß wie Konrad mit Manuel, ſo Ludwig VII. mit Roger ſeit Jahren auf befreundetem Fuße ſtand; die Normannen in Italien hatten die franzöſiſche Heimath nicht vergeſſen; kaum benachrichtigt von Ludwig's Pilgerfahrt, ſandte Roger Botſchafter, welche jenen aufforderten, ſeinen Weg über Apulien zu nehmen, Roger wolle ſich ſelbſt oder ſeinen Sohn dem Zuge anſchließen. Indeſſen hatte Ludwig auch in Deutſchland, Ungarn und Byzanz um Durchzug und Verpflegung nachgeſucht, aller Orten günſtige Auskunft erhalten, und demnach im Herbſte 1146 feſtgeſtellt, ein Reichstag ſolle im nächſten Februar zuſammentreten und über die Wahl des Weges entſcheiden. Nun ſchloß ſich, höchſt unvermuthet, König Konrad ſelbſt dem Unternehmen an, mit ihm das Haupt ſeiner Gegner, Herzog Welf, und die Verſammlung zu Etampes beſchloß den Zug durch Ungarn, Bulgarien und Romanien. Auch hier waren normanniſche Geſandte gegenwärtig; als die Entſcheidung gefallen war, brachen ſie zornig und klagend auf: man werde die Tücke der Griechen kennen lernen, ihr König wiſſe, wie er mit dieſen ſtehe.

Hier ſchon war es klar, daß die Einlaſſung auf den Kreuzzug zwar einen innern Krieg zwiſchen Konrad und Welf abwende, daß ſie aber die Herſtellung der deutſchen Waffenehre gegen Ungarn und die Leiſtung der dem Boris zugeſicherten Hülfe unmöglich mache. Im Gegentheile, da für das deutſche Kreuzheer der Weg nach Syrien gerade durch Ungarn ging, ſo war ein ſchleuniges Abkommen mit der dort beſtehenden Regierung unumgänglich. Ebenſowenig konnte bei der neuen Ver-

bindung mit Ludwig VII. und Welf an eine Bekämpfung Roger's gedacht worden, auch wenn Deutschland etwa die Kraft für zwei Kriege zugleich beſeſſen hätte. Die Erfüllung der griechiſchen Tractate wurde alſo auf unbeſtimmte Zeit hinausgeſchoben, und Kaiſer Manuel hatte um ſo mehr Grund zum Unwillen, als der Anlaß des Aufſchubes in einem Unternehmen lag, welches Roger's Bundesgenoſſen angeregt, Roger mit ſeinem Rathe unterſtützt, ja um ein Geringes unmittelbar gegen Conſtantinopel gelenkt hätte. Denn wer möchte in Abrede ſtellen, daß wenn der Reichstag von Etampes die Straße von Apulien gewählt hätte, das Kreuzheer von Roger ſogleich in ſeinen griechiſchen Krieg verwickelt worden wäre?

Bleiben wir einen Augenblick bei dieſer Möglichkeit ſtehen. Deutſchland, durch Ungarn dann vom Kriegsſchauplatze getrennt, durch die Bekreuzung des Königs von einem Angriffe auf Frankreich oder Apulien gehindert, hätte ſeinen Bundesgenoſſen wohl im Stiche laſſen müſſen; ſchwerlich wird man an der Eroberung Conſtantinopel's in dieſem Falle zweifeln können. Vielleicht hätte ſich damals, als die chriſtlichen Reiche in Syrien noch beſtanden, eine Latiniſirung des Morgenlandes mit beſſerm Erfolge als 1203 verſuchen laſſen; jedenfalls wäre es eine ganze Maßregel geweſen, ein Krieg der Entſchloſſenheit, des Syſtems, der Conſequenz. Nun aber war dies Alles unmöglich; hatte König Konrad dem Kreuzzuge zu Liebe ſeinen Angriff auf Roger unterlaſſen, ſo bequemte ſich der Kreuzzug dafür, nach Konrad's Stellung mit Kaiſer Manuel ein friedliches Uebereinkommen zu verſuchen. Nicht bloß der Papſt, wie im erſten Kreuzzuge, ſondern auch die beiden Könige beſchickten den Kaiſer; dieſer verſprach freien Durchzug, Verkehr und Verpflegung, wenn ſie die-

ſelben Bedingungen eingehen wollten, welche die erſten Kreuzfahrer dem Kaiſer Alexius bewilligt hatten. Seine Geſandten trafen den König Ludwig in Regensburg, man einigte ſich vorläufig auf gutes Einverſtändniß, verſchob aber die Entſcheidung über die weſentlichen Punkte auf die perſönliche Zuſammenkunft der beiden Souveräne. So viel man aus den Quellen erſehen kann, war es nicht bewußte und hinterhaltige Feindſeligkeit, aus der man eine bindende Verpflichtung zu übernehmen weigerte: wie dem aber auch ſei, Manuel war wenigſtens den Franzoſen gegenüber auf keine Weiſe geſichert. Ebenſo hatte Konrad, ſo viel wir wiſſen, nur freundſchaftliches Verhalten, nicht aber Herausgabe der etwaigen Eroberungen an die Byzantiner verſprochen, indeß mochte Manuel bei ihm weniger dringend als bei Ludwig auf ausdrückliche Garantien bedacht ſein. Auf alle Fälle vereinte er ſeine Truppen in den auf dem Wege des Kreuzheeres liegenden Gegenden, eine Maßregel, die ihm Wilken als erſten Beweis ſeiner Feindſeligkeit anrechnet, deren Unterlaſſung aber, wie gar nicht ausgeführt zu werden braucht, nur bei grenzenloſem Leichtſinne möglich geweſen wäre.

Wie geſagt, ich zweifle gar nicht an der aufrichtigen Friedlichkeit der beiden Pilgerkönige gegen das griechiſche Reich. In dieſem Augenblicke aber trat unvermuthet das Schlimmſte dazwiſchen. König Roger von Sicilien, der noch ſo eben nach Jeruſalem mitzuziehen verſprochen, der fortdauernd mit Frankreich ein enges Einverſtändniß zur Schau trug, benutzte die Vereinigung der griechiſchen Streitkräfte im Innern des Landes, und fiel mit ſeiner Flotte über die ſchwach beſetzten Seeplätze des Peloponneſes her, welche dann ohne großen Widerſtand ſeinen Waffen erlagen. Hiermit war — Niemand kann es

verkennen — die Lage der Dinge auf das Weſentlichſte verändert: bei der griechiſchen Regierung war von nun an eine tief argwöhniſche Vorſicht gegen die Kreuzfahrer nicht bloß entſchuldbar, ſondern eine Nothwendigkeit. Wenn irgend ein Menſch das Mißlingen des Kreuzzuges verſchuldet hat, ſo iſt es Roger von Sicilien, ſo iſt es weiter der Papſt oder der König von Frankreich, vorausgeſetzt, daß ſie im Stande geweſen wären, jenen einſeitigen Angriff zu hindern.

Dies Letzte wird wohl für immer unentſcheidbar bleiben, die bloße Thatſache aber, wie ſie uns vorliegt, führt auf die allgemeinen Bemerkungen, mit welchen wir begannen, zurück. Fünfzig Jahre früher oder ſpäter wäre jener Krieg Roger's an ſich eine Unmöglichkeit geweſen. Entweder hätte die aſcetiſche Begeiſterung für das Morgenland ſich mit vereinter Kraft zuerſt auf Byzanz geworfen, wie es Gregor's VII. Plan geweſen, oder ſie hätte, vertreten durch den Papſt und die öffentliche Meinung, dem Könige das Schwert in demſelben Augenblicke zu Boden geſchlagen, in welchem er es erhob. Jetzt aber gab es keine Volksſtimme für den heiligen Krieg, welche durch Kraft und Einheit ſich für eine Gottesſtimme hätte ausgeben können; neben den geiſtlichen Antrieben von allgemeinem Gehalte behaupteten politiſche, weltliche, beſchränkte Intereſſen ihre Bedeutung. Der Boden, aus welchem der Kreuzzug erwuchs, gehörte ihm nur halb, zur andern Hälfte einem weſentlich verſchiedenen Geiſte an.

Unter ſolchen Vorzeichen bewegten ſich die Maſſen des deutſchen Heeres langſam auf Conſtantinopel. In Ungarn, in Bulgarien, bei dem Zuge über den Balkan war die Ordnung erträglich, dann aber in den fruchtbaren Ebenen von Niſſa und

Philippopel begannen die wildesten Excesse. Zweierlei macht den Umfang derselben bei fortdauerndem Einverständnisse zwischen Konrad und Manuel begreiflich: die Zusammensetzung des deutschen Heeres, in welchem eine unendliche Menge nutzlosen Gesindels sich befand, und die Schwäche des Königs, der hier die Truppen, so wie später in Kleinasien die Fürsten nicht im Mindesten zu bändigen vermochte. Ueber Beides sind die Aussagen der griechischen und französischen Quellen einstimmig. Manuel umgab den Heereszug mit seinen leichten Soldtruppen, welche jede Ausschweifung bestraften, alle Umherschweifenden niedermachten. Man kam weiter und weiter, zuletzt bis zu förmlichen Schlachten; Rangstreitigkeiten gesellten sich hinzu; endlich drohte Konrad, er werde im Lande bleiben und im Frühling Constantinopel belagern. Die Antwort war eine neue Niederlage einer deutschen Abtheilung, und gleich darauf, als der König nach Asien übergesetzt war, wieder das Anerbieten eines neuen Schutz- und Trutzbündnisses. Es hätte nur gegen Roger sich richten können; Konrad, der jetzt zum heiligen Grabe weiter mußte und wollte, lehnte es ab. Der ganze Zustand konnte ihm nicht anders als widerwärtig sein; die Interessen seines Reiches forderten jenes Bündniß durchaus; statt dessen sah er sich durch den ersten falschen Schritt, durch die Kreuznahme, in eine ganz entgegengesetzte Bahn geworfen, und mußte endlich zufrieden sein, wenn er nur einen völligen Bruch mit Manuel vermied.

Dieser ließ für das Erste, durch die Ankunft des französischen Heeres beschäftigt, das Verhältniß zu Konrad auf sich beruhen. Das Schicksal des deutschen Heeres ist nun bekannt, wie es durch eine unvorsichtige Theilung geschwächt, durch nachlässige Marschordnung seiner Verpflegung beraubt, zu neun

Zehnteln von den Türken in wenigen Wochen aufgerieben wurde. Das Manuel an diesen Unglücksfällen keine Schuld trug, darüber beziehe ich mich gegen Wilken's Anklage auf Hammer's und Funke's besonnene Darlegung, welche keinem Zweifel über diesen Punkt mehr Raum lassen. Selbst der scheinbarste Grund, mit welchem etwa Wilken seine Beschuldigung verstärken könnte: Manuel's Benehmen gegen Ludwig VII. zeige einen jeder Treulosigkeit gewachsenen Charakter — selbst dies kann nichts in Bezug auf die Deutschen erweisen, weil eben das allgemeine Verhältniß Manuel's zu den beiden Nationen völlig verschieden war.

Der Schwerpunkt der griechischen Politik lag ein- für allemal in dem Kriege gegen König Roger. Gegen ihn allein konnte man ausdauern; ebenso hätte man allein mit Ludwig von Frankreich nichts zu fürchten gehabt. Alles aber stand auf dem Spiele, wenn beide sich gegen Byzanz vereinigten, und die nahe Möglichkeit eines solchen Bundes lag offen zu Tage. Eine starke und keineswegs geheime Partei vertrat ihn im Kriegsrathe Ludwig's, erinnerte an die eignen Verhältnisse zu Roger, an die steten Händel zwischen Griechen und Normannen, und forderte mehrmals den König auf, zum Besten auch des heiligen Grabes sich mit Roger's Seemacht zur Bestürmung Constantinopels zu verbinden. Die Stimmung der größern Volksmasse bewegte sich ganz in derselben Richtung, nur Ludwig's Sehnsucht nach Palästina und der Mangel päpstlicher Vollmacht verhinderten einen Ausbruch. Während also die Deutschen, zuchtlos und unbändig im Einzelnen, fast ununterbrochen mit den Griechen im Hader lagen, fürchtete Manuel doch keine wesentliche Schädigung von ihnen, weil er über Konrad's Verhalten zu Roger an sich hin-

längliche Sicherheit hatte. Ganz umgekehrt hielt Ludwig möglichſt ſtrenge Disciplin, ließ ſeine Barone dem Kaiſer den Lehnseid für die aſiatiſchen Erwerbungen leiſten und wechſelte mit Manuel feſtes Verſprechen auf Frieden und Freundſchaft; trotzdem war Manuel nicht beruhigt, weil er in Bezug auf Roger nicht die gewünſchten Zuſicherungen erhalten hatte. Er forderte dieſe hier um ſo unumwundener, je verdächtiger ihm die franzöſiſch-normanniſche Freundſchaft war; die Ablehnung einer Allianz gegen Roger war ihm hier keineswegs ſo gleichgiltig wie bei Konrad. Es war weder ehrlich noch großherzig, unter dieſen Umſtänden den Lehns- und Friedensvertrag zu ſchließen; es war eine Spiegelfechterei mit Eid und Gelübde, welche in keiner Weiſe zu rechtfertigen iſt. Auch erhellt kein rechter Grund für ihre Nothwendigkeit, denn das franzöſiſche Heer hatte damals Europa ſchon verlaſſen, und die dringendſte Gefahr für Conſtantinopel war beſeitigt: im Weſentlichen war die Lage der Dinge beim Abſchluſſe des Vertrages dieſelbe wie bei dem endlichen Ausbruche der Feindſeligkeiten. Daß dieſer aber trotz der Verträge erfolgte, daß Manuel noch an demſelben Tage mit den Türken die Verbindung eröffnete, ihnen alle Schritte der Franzoſen anzeigte, ſeine Streitkräfte mit den Schaaren von Iconium vereinigte, von dem Allen iſt der einzige Grund nicht eine längſt vorbereitete Feindſeligkeit der Griechen gegen die Kreuzfahrer, ſondern die Weigerung Ludwig's, ſich beſtimmt über und gegen Roger zu erklären.

Zu dieſer Weigerung mag nun der König die beſten und zwingendſten Gründe gehabt haben; ich behaupte auch nichts weiter, als die troſtloſe Lage des Kreuzzuges von ſeinen erſten Augenblicken an, in nothwendiger Folge aus den bloß andächtigen

und nicht auch politiſchen Vorbereitungen deſſelben. Die Widerſprüche entwickelten ſich von Tage zu Tage ſchneidender. Konrad, der mit dem Reſte ſeines Heeres ſich zuerſt an die Franzoſen angeſchloſſen hatte, wurde der Geſellſchaft bald müde, und ging, nicht etwa nach Syrien voraus, ſondern auf Manuel's Aufforderung nach Conſtantinopel zurück. Und hier kam dann, während Griechen und Türken dem franzöſiſchen Heere in Kleinaſien bedeutenden Abbruch thaten, jenes Bündniß gegen Roger zu Stande: ſobald der Kreuzzug beendigt ſei, wolle man gemeinſchaftlich mit den Venetianern die apuliſchen Normannen angreifen. So, als griechiſcher Bundesgenoſſe langte Konrad im Frühling 1148 in Paläſtina an, um hier neben Ludwig VII., dem Freunde der ſicilianiſchen Regierung, der ſo eben von Manuel die ärgſten Angriffe erlitten, den Krieg gegen die Seldſchucken zu beginnen. Wie innig unter ſolchen Umſtänden das Verhältniß beider Könige ſein konnte, bedarf keiner weitern Ausführung.

Es iſt nun um ſo weniger meine Abſicht, den einzelnen Verlauf der Kriegsereigniſſe zu erörtern, als ich für dieſe zu Wilken's Darſtellung wenig hinzuzuſetzen hätte. Nur in kurzen Umriſſen rufe ich die weſentlichen Seiten des ſyriſchen Zuſtandes in das Gedächtniß. Der große Impuls der religiöſen Eroberung, welcher das Jahr 1094 gegeben, kam mit dem Tode Balduin's II. völlig in's Stocken. Die Zeiten König Fulko's und Balduin's III. charakteriſiren ſich im Gegenſatze zu den frühern immer kriegeriſchen Königen durch eine friedliche, bewahrende, organiſirende Geſinnung. Die ſtädtiſche Verfaſſung und das Rechtsſyſtem des Lehnweſens wird ausgebildet; ruhiges Genießen des einmal Gewonnenen mit möglichſt geringem Aufwande für die Vertheidigung zeigt ſich als herrſchende Stimmung; der religiöſe

Drang, ſtatt alle Adern des Zuſtandes zu erfüllen, ergeht ſich in eigenen abgeſonderten Kreiſen. In der Wüſte leben zahlreiche Einſiedler nach dem Muſter Johannes des Täufers, die Hierarchie bewegt ſich in den Händeln zwiſchen den Patriarchen von Jeruſalem und Antiochien, in der Auflehnung Radulf's von Antiochien gegen die römiſche Oberhoheit. Was die politiſche innere Thätigkeit betrifft, ſo iſt es eigen, welche Wichtigkeit auf einmal die Frauen, ihre Reize, ihre Launen und Intriguen in dieſem Reiche der Askeſe erhalten haben. Raimund von Poitou gewinnt Antiochien, indem er ſich mit den beiden berechtigten Erbinnen, mit Mutter und Tochter gleichzeitig verlobt und erſt vor dem Altare die Mutter enttäuſcht. Jeruſalem kommt in die äußerſte Gefahr durch Hugo von Joppe, welchen der König zum Aufruhre zwingt, nachdem er ihn für den Geliebten der Königin gehalten. Der jüngere Joscelin verliert Edeſſa, weil er, ſonſt tapfer genug, ein glänzendes und ſchwelgeriſches Leben mit ſeinen Concubinen dieſſeit des Euphrat vorzieht. Als die Kreuzfahrer 1147 das gelobte Land erreichen, iſt längſt keine Rede mehr von einem ſyſtematiſchen Kriege gegen die eigentlich gefährlichen Gegner. In Jeruſalem iſt man eifrig bedacht, die Grenze gegen Askalon durch eine Reihe von Caſtellen zu decken, denn von dorther kommen freilich keine mächtigen Angriffe, aber doch häufig genug ſtörende Plünderungszüge. Indeß hatte Zenki die Macht von Moſul, von Meſopotamien und Aleppo in ſeiner Hand vereinigt, und dann auf zwei Söhne vererbt, die mit einander in feſtem Verſtändniſſe, den Fanatismus der geſammten muſelmänniſchen Bevölkerung gegen die Chriſten aufzuregen verſtanden. Nach dem Falle Edeſſa's hielten ſie Antiochien und Tripolis ununterbrochen in Athem; Jeruſalem war ihnen noch unzugänglich, weil Damaskus, die einzige ſelbſt-

ſtändige türkiſche Herrſchaft, zwiſchen ihnen und den Gegnern lag, und in ihren Vernichtungskrieg einzugehen, eben um der eigenen Selbſtſtändigkeit willen, wenig Luſt bezeigte. Nichts wäre wichtiger für die Chriſten geweſen, als entweder mit dieſer Stadt auf das Engſte ſich zu verbünden, wozu ſich nicht ſelten ein günſtiger Anlaß ergab, oder ſie um jeden Preis in ihren eigenen Beſitz zu bringen. Die Regentin aber, Königin Meliſende, erkannte dieſe Lage der Dinge ſo wenig, daß ſie unmittelbar vor dem Kreuzzuge einen Krieg gegen Damaskus erhob, nicht auf Einnahme der Hauptſtadt, ſondern auf Beſetzung eines ſüdlicher gelegenen Bezirkes gerichtet. Unglücklich wäre es geweſen, wenn es gelungen wäre.

Daß bei ſolchen Geſinnungen der Kreuzzug den ſyriſchen Chriſten nicht eben erwünſcht kam, iſt nur das ganz Natürliche. Viel lieber hätte man das Eintreffen kleiner Verſtärkungen geſehen, mit denen man kleinen Anfällen der Türken ohne Aenderung des Syſtemes hätte begegnen können. Das Uebelſte war, daß ihrer Unthätigkeit bei den beiden abendländiſchen Königen auch nur wieder die Begeiſterung der Andacht und keine vernünftige Auffaſſung irdiſcher Verhältniſſe entgegentrat. Wollte Ludwig bleibenden Nutzen ſtiften, ſo mußte er die Jeruſalemiten zu einem mächtigen Angriffe auf Nureddin von Moſul und Aleppo fortreißen, und ſchon in Antiochien empfing er durch den Fürſten Raimund die dringende Aufforderung zu einem ſolchen Kriege. Gelang dieſer, ſo fiel Edeſſa auf der einen, Damaskus auf der andern Seite ganz von ſelbſt in chriſtliche Hände. Aber Ludwig wollte nichts hören und nichts thun, bis er das heilige Grab geſehen habe. Raimund rächte ſich durch einen Liebeshandel mit der Königin von Frankreich, der in dem heftigſten

Bruche zwiſchen beiden Fürſten endigte. Einſeitige Religioſität, fröhliche Genußſucht, Mangel an geiſtiger Beſonnenheit, richteten hier wie an allen andern Punkten die Entwicklung des heiligen Krieges zu Grunde.

In Jeruſalem wurde dann der Angriff nicht auf das entfernte und gefährliche Aleppo, ſondern auf die natürliche Vormauer gegen Nureddin, auf das ſchwache Damaskus beſchloſſen. Der Emir wandte ſich nothgedrungen und innerlich widerſtrebend um Hülfe nach Moſul; Balduin III. aber zürnte, als er vernahm, ein europäiſcher Fürſt ſolle die Stadt erhalten, wenn man ſie erobere. Zwiſchen beiden erfolgte hieraus ein geheimer Vertrag, weder Moſul noch die Franken ſollten Meiſter von Damaskus werden, den Status quo, der ihnen ſämmtlich angenehm ſei, wollte man aufrecht erhalten. Damit wurden die Hülfstruppen von Moſul überflüſſig, die Fortſchritte der Franken aber wurden durch Verrätherei der Jeruſalemiten hintertrieben. Die kleine Politik dieſer Landesherren war der gewaltigen religiöſen Bewegung des Morgen- und Abendlandes für dieſes Mal noch Meiſter geworden.

Darauf wurde chriſtlicher Seits noch ein Angriff auf Askalon beliebt: als er aber zur Ausführung kommen ſollte, fand ſich Konrad zum zweiten Male von den ſyriſchen Chriſten verlaſſen, und ſchiffte ſich mit erneutem Unwillen nach Conſtantinopel ein. König Ludwig blieb noch bis Oſtern 1149 auf dringendes Bitten wohl zumeiſt der mit ihm eng befreundeten Templer und ſegelte dann zurück nach Sicilien. Die politiſchen Gegenſätze, an welchen hauptſächlich das Unternehmen geſcheitert war, ſtellten ſich gleich nach ſeinem Schluſſe in voller und geſteigerter Spannung heraus. Ludwig wurde unterwegs von der griechiſchen

Flotte angehalten und von der normanniſchen wieder befreit; Konrad aber ſchloß ſogleich mit dem Griechen Manuel ein neues Bündniß gegen den Normannen Roger. Herzog Welf, unter dem Kreuzesbanner ſo eben mit Konrad vereinigt, ſtellte ebenfalls noch auf dem Rückwege ſeine Verbindung mit Roger wieder her, und hinderte darauf, wie vor dem Kreuzzuge, jede unmittelbare Einwirkung des deutſchen Königs auf Italien. Die Rückwirkungen dieſer Verwicklung wurden ſogleich auch den ſyriſchen Chriſten in herbſter Weiſe fühlbar.

Denn wenige Monate nach Ludwig's Abreiſe hatten ſie bereits die Strafe für ihre beſchränkte Politik während des Kreuzzuges erhalten. Im Juni 1149 war Nureddin in das Fürſtenthum Antiochien eingebrochen, mit überlegener Macht, hatte Raimund ſelbſt in entſcheidendem Siege erlegt, und das ganze Gebiet überſchwemmt. Balduin III. von Jeruſalem rettete die Hauptſtadt, konnte aber nicht hindern, daß Nureddin nach ſeiner Willkür in der Landſchaft ſchaltete und waltete. Auf die Kunde dieſer Niederlage zuckte noch einmal eine ſchwache Bewegung der Theilnahme durch Frankreich. Mit dem Papſt im Einverſtändniſſe erhob ſich wiederum der heilige Bernhard. Er hatte den Vorwürfen, die man an ihn wegen des ſchlechten Erfolges „ſeiner“ Kreuzfahrt richtete, nichts entgegenzuſetzen gewußt, als die Sünden der Pilger, welche Gottes Zorn auf ſich herabziehen mußten, die Berufung auf Moſes, welcher trotz der Verheißung eben ſeiner Sünden wegen nicht in das gelobte Land gekommen, endlich einige Träume und Viſionen, daß die Gefallenen denn doch die himmliſche Seligkeit durch ihren Opfertod erlangt hätten. Jetzt predigte er von Neuem das Kreuz, aber die asketiſche Begeiſterung zeigte ſich bedeutend herabgeſtimmt. Mit Mühe kam

eine ſchwach beſuchte Verſammlung in Chartres zu Stande, welche ihn zum Heerführer des neuen Zuges erwählte; er nahm es an, mit vollem Bewußtſein freilich, wie wenig er einer ſolchen Aufgabe gewachſen ſei, und bat den Papſt, er möge den Rathſchluß des Himmels vorher über die Ausführung erforſchen. In Wahrheit ruhte das Steuer der Sache in andern Händen, und richtete ſich nach einem andern Ziele. Abt Suger von St. Denys, der heftigſte Gegner des Krieges vor dem Kreuzzuge, der Reichsverweſer Frankreichs während deſſelben, betrieb jetzt das eigentliche Geſchäftliche der Angelegenheit in Verbindung mit dem Abte Peter dem Ehrwürdigen von Clairvaux. Sieht man ihre Correſpondenz durch, ſo wird man nicht gerade die Redlichkeit ihres Vorgebens, dem heiligen Grabe zu Liebe ihre Rüſtung zu betreiben, in Abrede ſtellen, wohl aber das Ergebniß erſcheinen ſehen, daß 1151 faſt noch mehr als 1146 der türkiſche Krieg auf das Engſte mit dem griechiſch-ſiciliſchen verflochten wurde. König Roger erbot ſich wieder, das franzöſiſche Heer zu empfangen und zu geleiten, König Konrad meldete nach Byzanz, ganz Frankreich ſei auf Betreiben Roger's unter den Waffen gegen Conſtantinopel, der Papſt drang in die deutſche Regierung, ihr antikirchliches Bündniß mit Manuel aufzugeben, der heilige Bernhard ermahnte Konrad, den ſiciliſchen König durch keinen Angriff zu hindern, der Kirche fernere große Dienſte zu leiſten. Endlich der Abt Peter ſchrieb an Roger: „Wie viele Andere trauere auch ich über euren Zwiſt mit Konrad, wir meinen, dieſer ſchade den lateiniſchen Reichen und der Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens. Man ſagt, die chriſtliche Kirche ſei vor allen Dingen gegen die Saracenen zu fördern, wir denken aber, noch wichtiger wäre Frieden zwiſchen Euch und Konrad.

Denn ſchlimmer als die Saracenen ſind die Griechen, durch deren Verrath die Blüthe von Gallien und Germanien umgekommen iſt. Unter dem Himmel ſehe ich keinen Fürſten, der ſo wie Ihr zur Rache geneigt wäre. Deshalb erhebt Euch, ein anderer Maccabäus, bald hoffe ich über Konrad's Geſinnung Günſtiges mittheilen zu können." Es iſt hiernach klar, daß man den Griechen entſcheidende Schläge zugedacht hatte: dies ſetzt wieder die Abſicht voraus, Roger durch franzöſiſchen Zuzug zu verſtärken, da dieſer für ſich allein ſeit 1146 den Krieg nicht abgebrochen, ſtets glücklich, aber nie mit großen Erfolgen geführt hatte. Suger ſammelte daneben freilich auch Geld für ſyriſche Kämpfe und ſandte beträchtliche Summen kurz vor ſeinem Tode ab; König Ludwig ſelbſt trug ſich mit ähnlichen Plänen. Aber die allgemeine Stimmung war nicht aufzuregen, der Tod Suger's brachte endlich 1152 Alles zu unfruchtbarem Ende.

Indeß während man hier im Abendlande unterhandelte, und bei den ſchwächſten Mitteln die weitausſehendſten Pläne in ziemlich unbeſtimmten Umriſſen ſich vorzeichnete, mußte man in Syrien auf irgend eine Weiſe ſich Nurreddin's zu erwehren und die nächſte die beſte Hülfe gegen ihn zu ſichern ſuchen. Die Reſte der Grafſchaft Edeſſa dieſſeits des Euphrat, bisher durch den Strom gedeckt, lagen jetzt, nachdem Nureddin der Umgegend von Antiochien Meiſter geworden war, von Süden her ſeinen Angriffen offen, und waren von jedem fränkiſchen Beiſtande vollkommen abgeſchnitten. Man mochte ſich erinnern, mit welcher Kraft Kaiſer Johann im Jahre 1137 gegen Nureddin aufgetreten, wie er nur durch die egoiſtiſche Unthätigkeit der Lateiner an größern Erfolgen gehindert worden war; man kannte auch Manuel's ähnlich lautende Wünſche und ſeine ſeitdem beträchtlich

gesteigerte Macht. Wir wissen ferner, wie er noch 1146 den Sultan Masud von Iconium zu einem nachtheiligen Waffenstillstand genöthigt hatte; eben jetzt aber hatte dieser ein Bündniß mit Nureddin geschlossen, beide hatten jene edessanischen Gegenden verwüstet, und den Grafen Joscelin gefangen genommen. Nichts war natürlicher, als daß sich König Balduin um Hülfe an den Kaiser wandte; die Dinge standen so verzweifelt, daß er 1151 die fraglichen Gegenden gradezu den Byzantinern abtrat, um sie nur nicht in die Hände Nureddin's fallen zu lassen. Wie gesagt, es fehlte dem Kaiser weder an Kriegslust noch an Kriegsmitteln, um das so leicht Gewonnene kräftig zu behaupten. Hätte er nur seine Kräfte zu freier Disposition für diese Gegenden gehabt. Aber genau zu derselben Zeit wurden zwischen Frankreich, Rom und Sicilien die eben erzählten Unterhandlungen betrieben, und wenigstens Roger erneuerte seine Angriffe mit verstärktem Ungestüme. So konnte Manuel für das Euphratland nichts Wirksames thun, und Nureddin eroberte bereits 1152 die wehrlosen Bezirke für immer. Kann man es nun eine gerechte Geschichtschreibung nennen, wenn von den tückischen, feigen und unfähigen Griechen erzählt wird, welche 1147 zwar durch Hinterlist das verbündete französische Heer vernichtet, aber im offenen Kampfe 1152 das Euphratese sogleich an Nureddin eingebüßt hätten?

Wir sind aber noch nicht zu Ende. König Balduin III. bis 1153 durch die Regentschaft oder Mitregierung seiner Mutter beschränkt, verdrängte diese in dem angegebenen Jahre nicht eben auf schonende Weise. Er ist von Gleichzeitigen und Späteren, vor Allen von Funke, mit großem Lobe und Ruhme überhäuft worden: sieht man aber auf die Summe seiner Thätigkeit,

ſo iſt kein Zweifel, daß auch er ohne irgend ein Beſinnen von der ſeit dem Tode Balduin's II. herrſchenden Politik der Indolenz ſich forttreiben ließ, mit keinem gefährlichen Gegner anzubinden, ſich auf Koſten des Schwächeren zu bereichern und damit dem ſtärkſten Widerſacher ſelbſt die Wege zu bahnen. Statt Damaskus auf alle Weiſe gegen Nureddin zu ſchützen, richtete er die letzten Kräfte ſeines Reiches gegen das ganz ungefährliche Aegypten, und ſchlug ſo die Bahn ein, welche ſeitdem in geradeſter Richtung auf den Fall Jeruſalems hingeführt hat. 1153 eroberte er Askalon, an demſelben Tage, an welchem der heilige Bernhard ſtarb; deſſen Freunde hielten dieſen traurigen Sieg für ein Zeichen des Himmels zur Rechtfertigung der frühern Kreuzpredigten Bernhard's. Wie unendlich wurde dies aber aufgewogen, als 1154 Nureddin faſt ohne Schwertſtreich Damaskus einnahm. Balduin blieb dennoch in ſeinen Maßregeln gegen Aegypten unerſchüttert, und wurde 1155 nur noch weiter darin durch das Erſcheinen einer ſiciliſchen Flotte in jenen Gewäſſern angefeuert, welche ihre Feindſeligkeiten gleich ſehr gegen Aegypter und Byzantiner richtete. Hiermit mochte zuſammenhängen, daß der Verweſer von Antiochien, der tolldreiſte Rainald von Chatillon auch in Cilicien den Frieden mit den Griechen brach; ein Bündniß Egyptens, Nureddin's und Manuel's gegen die Lateiner war die unmittelbare Folge, welches ſogleich den Griechen Cilicien und die Oberhoheit über Antiochien, Nureddin aber mehrere inhaltreiche Siege über die Franken verſchaffte.

Wir haben hier die äußerſte Grenze unſerer Aufgabe erreicht, wir ſtehen auf einem Boden, der eigentlich ſchon dem geſchichtlichen Gebiete des dritten Kreuzzuges angehört. Drängende Vorboten des äußerſten Ruins, ſo waren die letzten Ergebniſſe

eines Unternehmens beſchaffen, an welchem die ſchwachen Seiten der mittelalterlichen Religioſität eben ſo deutlich zu Tage treten, wie die Stärke derſelben an den Erfolgen des erſten Kreuzzuges. Nur zu raſchen, gewaltſamen, augenblicklichen Leiſtungen war ſie befähigt, nur den Menſchen, der ſeine niedern Triebe vernichtete und ſeine höhern unentwickelt ließ, vermochte ſie erfolgreich zu leiten. Enthuſiasmus, Abtödtung, Einſeitigkeit waren ihre Grundbedingungen: darauf iſt aber die fruchtbringende Ruhe eines bleibenden Zuſtandes oder die ſyſtematiſche Behandlung eines mehrfach verzweigten Unternehmens nicht zu gründen. Mit einer ſelbſtſtändigen geiſtigen Entwicklung, mit den großen Factoren des irdiſchen Lebens, der menſchlichen Wiſſenſchaft, dem weltlichen Staate verſtand ſie es nicht, ſich in Einklang zu ſetzen. Dadurch geſchah es mit Nothwendigkeit, daß ihre Beſtrebungen zuletzt an den ſchlimmſten Schwächen unſerer Natur zu Grunde gingen.

# Edmund Burke und Irland.

Marburg 1847.

Der große englische Staatsmann, dessen Namen ich an die Spitze dieser Erörterung gestellt habe, gehört zu den politischen Koryphäen, welche nach der Schärfe ihrer Parteistellung die verschiedenartigste Beurtheilung gefunden haben. Beinahe dreißig Jahre hindurch gehörte Burke zu den Leitern und Zierden jener ältern Whigpartei, die als die Erbin der glorreichen Revolution von 1688 aristokratisch in ihrem Bestande und liberal in ihren Bestrebungen war, und dadurch dem englischen Verfassungsleben zugleich die stetige Ruhe und die volle Entwicklungsfähigkeit verlieh. Durch einen der vornehmen Führer der Partei, den Marquis von Rockingham, wurde Burke, bis dahin ein wenig bekannter, nicht leicht sich forthelfender Gelehrter, im Jahre 1766 in das Unterhaus eingeführt, und wuchs auf diesem reichen Boden rasch zu glänzender Fülle und Bedeutung empor. Es war die Zeit, in welcher König Georg III. die deutschen Vorstellungen fürstlicher Unumschränktheit geltend zu machen suchte, in Folge dessen das englische Volk in tiefe Aufregung versetzte, und die amerikanischen Colonien durch eine Reihe von Fehlern und Uebergriffen zu ihrem Befreiungskriege veranlaßte. Burke nahm an allen diesen Kämpfen den lebhaftesten Antheil, und errang sich in den Reihen der Opposition eine völlig hervorragende Stellung. Er besaß einen seltenen Reichthum ge-

diegener Kenntniß, ſtarken und warmen Willen, volle Uneigennützigkeit und Ehrenhaftigkeit. Was ihm fehlte, war die Herrſchaft über den augenblicklichen Affect und die abwägende Ruhe des Urtheils; mit leidenſchaftlicher Haſtigkeit ſtürmte ſeine Stimmung aus einem Extrem in das andere, und ohne Zweifel wäre er zu praktiſcher Führung der Geſchäfte, zur Verwaltung eines Miniſteriums ſehr wenig geſchickt geweſen, er, der wie kein Anderer ſeiner Zeitgenoſſen ſich zum politiſchen Lehrer ſeines Jahrhunderts emporzuheben vermochte.

Sucht man die Natur ſeiner politiſchen Stellung ſich näher zu vergegenwärtigen, ſo erkennt man ſofort als den Grundzug ſeines Charakters den Trieb, ſich an die Dinge hinzugeben, in den Reichthum des Vorhandenen einzudringen, erſt durch die Menge der Wahrnehmungen geſättigt, die Thätigkeit des eigenen Geiſtes zu beginnen. So erſcheint er weniger ſyſtematiſch als poetiſch, weniger principiell als phantaſievoll: mit einem unvergleichlichen Tacte ſtrebt er aus den einzelnen Thatſachen das waltende Geſetz herauszufühlen, wo ein Anderer lieber mit ſcharfen und raſchen Gedanken das Geſetz voraus berechnet, und danach die Erſcheinungen kritiſirt hätte. Dieſe empiriſche Richtung zeigt ſich in den philoſophiſchen Werken ſeiner frühern Jahre, wie in den Poeſien, die gelegentlich in ſeinem Briefwechſel anzutreffen ſind, und ſich durchaus in Beobachtung, religiöſer Empfindung und ſittlicher Reflexion bewegen. Ueberall ſtrebt er nach Anregung des Gefühls, mit deſſen Wärme ſich die Fülle ſeines Gedankens ſteigert: überall iſt es eine poetiſche Liebe zu dem gegebenen Stoffe, welche ſeine Aeußerungen leitet und bedingt, ſein Weſen belebt, ſein Handeln beſtimmt. Sie verleiht ihm Schwung und Feuer, gibt ihm ſtarke Neigung und einſeitigen Widerwillen,

alle Stärke und alle Fehler eines heftigen Enthusiasmus. Sie erfrischt ihm unaufhörlich den Antrieb zu Fortschritt auf Fortschritt in den weiten Gebieten seines Wissens; sie leiht ihm die plastische Kraft des Dichters, verschwundene Gestalten sich in detaillirter Frische vor Augen zu stellen; sie stattet seine Rede mit sprudelndem Witze, mit Phantasie und Feuer aus. Vorsicht und Energie entspringen ihm aus derselben Quelle, auf der einen Seite den Muth zum Kampfe gegen jede Willkür und Bedrückung, auf der andern die Scheu, selbst einen mißlichen Zustand auf unbekannten oder nur speculativer Weise aufgehellten Wegen zu verlassen.

Man sieht hieraus, wie es nicht leicht, ja wie es unmöglich ist, Burke's Politik auf kurze Formeln zurückzubringen, wie etwa das System der französischen Constituante auf die Erklärung der Rechte. Man würde fast nur in Negationen reden können. Er weiß nichts von Volkssouveränetät im Rousseau'schen Sinne, und die Lehre Ludwig's XIV. vom göttlichen Rechte der Könige erscheint ihm frevelhaft und abgeschmackt zugleich. Er haßt die abstracte Denkweise, wodurch die eine wie die andere dieser Theorien zu Stande kommt, mag sie sich zeigen in welcher Tendenz sie wolle. Wo er einmal allgemeine Voraussetzungen annimmt, sind sie rein sittlicher Art, und wo eine solche eintritt, wirft er jede politische Rücksicht kühn und stark aus dem Wege. Man sagt ihm, England habe das Recht, Amerika zu besteuern: er entgegnet, es sei ihm vollkommen gleichgiltig, denn es sei unklug, jetzt von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Man sagt, England vergebe dann etwas seiner Majestät, und lasse bedenkliche Präjudizien zu; er ruft aus: Ich hasse diese Unterscheidungen, diese Spitzfindigkeiten, genug, wir

begehen eine Niederträchtigkeit, wenn wir hier und heute thun, was wir dem Geſetze nach zu allen Zeiten thun dürften. Als er ſeine Stimme gegen die innern Beſtrebungen König Georg's erhob, blieb er weit entfernt von einer Definition des engliſchen Königthums oder einer Forderung urſprünglicher Volksrechte. Aber auf die Heimlichkeit und Unwürdigkeit der königlichen Umtriebe legt er den Nachdruck, und führt aus, daß durch dieſe ſittenloſen Mittel die Kraft der engliſchen Inſtitutionen abgeſtumpft, und die Reinheit der politiſchen Charaktere vergiftet werde. Auf der andern Seite will er die Dauer der einzelnen Parlamente nicht beſchränkt wiſſen, weil ſonſt das Mitglied niemals geſchäftskundig, nnd von dem Einfluße ſeiner Wähler unabhängig werde, und widerſetzt er ſich der Reformbill Pitt's nur deshalb, weil Niemand bewieſen habe, daß das bisherige Parlament die Intereſſen der Städte nicht wahrnehme. Eine Theorie, nach welcher die einzelnen Bürger ein angeborenes Recht auf die Wahl hätten, eine Anſicht, die aus philoſophiſchen Gründen Reform oder Abkürzung der Parlamente rechtfertigte, iſt für ihn nicht vorhanden. Er iſt begeiſtert für die engliſche Conſtitution, weil er wahrnimmt, daß ſie, aus den Bedürfniſſen und Anſtrengungen ſeines Volkes allmählig hervorgegangen, jetzt mit ſeltener Vollkommenheit dieſen Bedürfniſſen entſpricht, dieſe Anſtrengungen belohnt. Er kämpft für die demokratiſche Unterlage der Verfaſſung, für Habeas-Corpus, Preßfreiheit und Aſſociationsrecht, nicht weil das Naturrecht ſie fordert, ſondern weil vorhandene Geſetze ſie heiligen, und eine Maſſe von Kraft, Talent und Bewegung durch ſie dem Vaterlande zu Gute kommt. Er hält feſt an dem jetzigen Beſtande des Parlaments, an der Beſchränkung des Königs durch den Adel und umgekehrt, an

der unbeſchränkten Machtfülle, die beiden vereinigt in nationalen Dingen zukommt, weil er beide im Beſitze eines poſitiven Rechts darauf findet, und weil er nur in dieſer Weiſe für das damalige England eine wohlthätige Herrſchaft zu denken vermag.

Wer dieſe Sätze, ihre Vorausſetzungen und Conſequenzen erwägt, wird von vorn herein es verſtehen, daß ein Staatsmann ſolcher Art ſich mit Unwillen abwandte, als im Jahre 1789 die ungeheure Erſchütterung der franzöſiſchen Revolution über Frankreich und Europa hereinbrach. Man hat ihn deshalb von liberaler Seite mit Unglimpf aller Art, von feudaler und reactionärer mit ungemeſſenem Beifall überſchüttet — als wäre damals in ſeinem Streben eine völlige Umkehr eingetreten, als wäre die Sache der Revolution gleichbedeutend mit der Sache der Freiheit, als wäre die Revolution ein einfaches, untheilbares Ding, das man entweder preiſen oder verwerfen müßte, ohne die Befugniß zu eingehendem und unterſcheidendem Urtheil. Es iſt wahr, daß Burke hier wie überall die Wucht ſeiner Erörterung nur auf die eine Seite der Sache wirft. Er fragt gar nicht nach dem weltgeſchichtlichen Zuſammenhange und den weltgeſchichtlichen Folgen der Revolution; er hat einzig ſeinen praktiſchen Zweck im Auge, jede Nachahmung derſelben in England zu verhindern, und eben deshalb eine allgemeine Erhebung gegen ſie zu bewirken, weil er nur in der Vernichtung des Jakobinismus eine Rettung vor demſelben findet. Denkt man ſich nun dieſes Thema ausgeführt durch einen Menſchen, der überall mehr zu farbiger Ausprägung des Details, als zur Aufſtellung leitender Grundſätze neigt, der überall ſeine Ergebniſſe lieber in oratoriſche als in erörternde Formen kleidet, ſo wird man begreifen, wie oft er im Einzelnen übertreiben oder zu kurz kommen wird,

wie ihm an vielen Stellen die Rohheit der Revolution über den Kopf wachſen, die Schrecklichkeit der Niederlage ihm den Werth der Beſiegten übertreiben, der Mißbrauch des Sieges die fruchtbaren Folgen der Kataſtrophe verhüllen wird. Sieht man aber auf den Kern ſeiner Ausführung, und begreift man die Grenze und den Zweck ſeiner Aufgabe, ſo tritt das mächtige Verdienſt ſeiner Polemik in helles Licht. Ich ſetze gar nicht, ſchreibt er einem ſeiner Freunde, Frankreich's frühere mit Mißbräuchen erfüllte Regierung, und ſeine jetzige mit Tyrannei erfüllte Revolution in Vergleich, ſondern ich ziehe eine Parallele zwiſchen der Freiheit, welche die Franzoſen erlangen konnten, und zwiſchen ihrer jetzigen wilden Bethörung. Er will nicht urtheilen, mit welchem Rechte das Neue an die Stelle des Alten gelangt iſt; er will auch nicht unterſuchen, was künftig einmal auf der Stelle des Neuen weiter entſtehen mag. Vielmehr fragt er ausſchließlich, wie viel Werth für politiſche Freiheit und nationale Bildung dieſes vorhandene Neue an ſich ſelbſt hat, und kommt dann zu dem Ergebniß, daß die Schöpfung von 1789, das Syſtem der Menſchenrechte und die neue Verfaſſung als Form und Cement eines freien Gemeinweſens völlig unbrauchbar ſei, daß die dort verkündete Schrankenloſigkeit jedes einzelnen Menſchen zu anarchiſcher Willkürherrſchaft, die dort begehrte mechaniſche Gleichheit zur Zerſtörung der Freiheit, die dort formulirte Volksſouveränetät zu Pöbelregiment oder Militärdictatur führen müſſe. Gewiß, dieſe Sätze erſchöpfen nicht Alles, was ſich über die Revolution ſagen läßt. Aber daß ſie nicht wahr, nicht in vollem Umfange wahr und zutreffend, daß ſie nicht durch eine wiederholte und überwältigende Erfahrung beſtätigt und bewieſen ſeien: ich bekenne, nicht zu begreifen,

wie ſich dergleichen nach den Ereigniſſen der modernen franzöſiſchen Geſchichte, nach Robespierre und Napoleon, nach 1848 und 1852 noch behaupten läßt. Nein, es war ein ſeltener politiſcher Scharfblick, der inmitten allgemeiner Aufregung und Unklarheit die furchtbar realen Schattenſeiten der Revolution mit ſolcher Sicherheit erkannte; es war dieſelbe Geſinnung, welche einſt in der amerikaniſchen Sache gegen ungeſetzliche Gewaltthat des Miniſteriums geſtritten hatte, und jetzt in der franzöſiſchen gegen unheilvolle Tyrannei der Volksmaſſen die Stimme erhob. Indem er die anarchiſche Seite der Revolution bekämpfte, ſtritt er nicht gegen die Freiheit, ſondern gegen die Willkür, und obgleich im Augenblicke mit den Emigranten verbündet, ſtrebte er nicht nach feudaler Reaction oder abſolutiſtiſcher Unterdrückung, ſondern nach geordneter Freiheit und geſetzlicher Fortentwicklung.

Daß eine ſolche Geſinnung ſein Handeln beſeelte, durfte er in derſelben Zeit auf einem andern Gebiete mit gleich energiſchem Wirken bethätigen. Während er, von den Parteien Europa's bewundert und gehaßt, die Fortſchritte der franzöſiſchen Jakobiner bekämpfte, arbeitete er mit nicht geringerer Anſtrengung für die Befreiung und Hebung des unterdrückten iriſchen Volkes. Es war ihm vergönnt, am Schluſſe eines vielbewegten Lebens die Kräfte einer normalen politiſchen Stellung gleich mächtig gegen ganz entgegengeſetzte Widerſacher zu entfalten, und wenn bis jetzt ſeine Anſtrengungen für die iriſche Freiheit faſt vergeſſen worden ſind über ſeine glänzenderen gegen die franzöſiſche, ſo darf er es um ſo mehr von der Geſchichte erwarten, daß ſie jede Seite ſeines Strebens mit dem Hinblick auf die andere beurtheile. Wenn es ſich zeigen wird, daß es überall dieſelben Grundſätze ſind, die ihn zur Verurtheilung der

droits de l'homme und zur Sicherſtellung der iriſchen Volksrechte in die Schranken treiben, ſo ſcheint die letzte Möglichkeit abgeſchnitten, gegen dieſe Grundſätze, wie es leider auch von deutſchen Geſchichtſchreibern geſchehen iſt, ferner noch den Vorwurf feiger Beſtechlichkeit und habgierigen Knechtſinnes zu erheben.

---

Es iſt bekannt, wie viele Wogen der Unterdrückung ſeit den Tagen Heinrich's II. und Heinrich's VII. über Irland hingegangen ſind. Zuerſt im Mittelalter die engliſche Rittercolonie, welche die Eingeborenen wie wilde Thiere vor ſich her jagte, und erſt durch ausdrückliche königliche Verordnungen lernen mußte, daß ein Irländer auch ein Menſch und des Beſitzes gewiſſer Rechte fähig ſei. Dann eine Reihe königlicher Geſetze, welche dieſe iriſchen Engländer ſelbſt, die ſo eben die celtiſchen Iren bezwungen, einer nicht minder drückenden Herrſchaft des Mutterlandes unterwarfen. Darauf die Einführung der engliſchen Hochkirche, welche wieder Iren und Anglo-Iren gemeinſam, ſo weit ſie katholiſch blieben, in eine neue doppelt gehäſſige Knechtſchaft verſetzte. Es folgte 1641 die große katholiſche Rebellion, dieſer durch Cromwell die furchtbarſte Unterwerfung, dann 1689 ein zweiter Verſuch, und zwei Jahre ſpäter eine doppelt entſetzliche Niederlage. In dieſen Kämpfen wurden alle Beſitzverhältniſſe zerrüttet und zertrümmert, jeder Sieg wurde mit Hinrichtungen und Confiscationen begleitet, eine neue Coloniſation der engliſchen Whigs legte ſich über iriſche und engliſche Katholiken, über proteſtantiſche und katholiſche Jakobiten hinüber. Etwa fünf Sechstel des Grundes und Bodens blieb in den Händen der neuen Herrſcherkaſte, welche von nun an ausſchließ-

lichen Zugang zum iriſchen Parlamente, wie zu allen Aemtern, Ehren und Einflüſſen des Staates behauptete. Eine Geſetzgebung ohne Gleichen an Gehäſſigkeit und Härte entwickelte ſich insbeſondere aus der religiöſen Seite des Gegenſatzes, und laſtete ſeitdem beinahe ein Jahrhundert auf allen perſönlichen, privaten und bürgerlichen Verhältniſſen der katholiſchen Bevölkerung. Die große Maſſe der alten Beſitzer war in die Stellung von Pächtern, Afterpächtern und Tagelöhnern hinabgedrückt, die große Maſſe der Katholiken gleichviel ob celtiſchen oder deutſchen Urſprungs war völlig rechtlos und ehrlos, die nicht unbeträchtliche Zahl der proteſtantiſchen Diſſidenten fand ſich wenigſtens von allen politiſchen Befugniſſen ausgeſchloſſen. Die neue Whigariſtokratie beherrſchte die Inſel unumſchränkt, in ihr Unterhaus ſandte ſie dreihundert Mitglieder zum größten Theile aus verfallenen Wahlflecken, und ſehr bald richtete ſich hier eine Coterieregierung ein, wie ſie England auch in ſeinen ſchlimmſten Tagen nie geſehen hat. Wenige große Familien ſetzten ſich in den Beſitz der Wahlflecken, und betrieben den Handel damit als „Parlamentsunternehmer“ (parliamentary undertakers) ganz öffentlich.

Das iſt aber noch nicht Alles. Wie unter Heinrich VII. geſchah es auch jetzt, daß das Mutterland, nachdem es ſeiner Colonie die Herrſchaft über die Inſel gegeben, ſelbſt wieder die Colonie ſeiner Willkür und ſeinen Intereſſen dienſtbar machte. Zuerſt erſchienen eine Anzahl von Zoll- und Handelsgeſetzen, welche die iriſche Induſtrie zu Gunſten der engliſchen lähmten, oder doch den beſten Theil ihres Erzeugniſſes dem engliſchen Markte zuwandten, dann ſchloß ſich das Syſtem durch die Beſtimmung von 1719, daß das engliſche Parlament

auch für Irland bindende Geſetze erlaſſen und das engliſche Oberhaus auf Appelation auch iriſche Streitſachen an ſich ziehen könne.

Unter einem ſolchen doppelten und dreifachen Joche verharrte die Bevölkerung Irlands ohne Milderung und ohne Zeichen des Widerſtrebens bis zum Tode Georg's II., 1760.

Erſt als unter König Georg III. durch die Auflehnung des Hofes gegen die Allmacht der Whigariſtokratie die bisherigen Herrſchergewalten in inneres Zerwürfniß gebracht wurden, ergab ſich aus dieſen engliſchen Streitigkeiten auch für Irland die Möglichkeit einer beſſern Zukunft. Die liberale Haltung, welche die engliſchen Whigs den Uebergriffen des Königs entgegenſetzten, entzündete in den kleinen Reihen der iriſchen Oppoſition nacheifernde Gedanken auf politiſche Hebung ihrer Inſel. Die Bedrängniß Englands durch den amerikaniſchen Krieg gab der großen Maſſe der Irländer auf dieſe neuen Gebiete Thatkraft und Hoffnung mit. Ihre Forderungen erhielten alles Gewicht einer großen, bald bewaffneten und doch geſetzlichen Volksbewegung. Auf das Bereitwilligſte griff die engliſche Oppoſition in dieſes Dringen ein, und ſchon 1779 ſah ſich Lord North ſelbſt, der eigentlich perſönliche Miniſter Georg's III., genöthigt, dem iriſchen Handelsintereſſe mehrere wichtige Erleichterungen zu gewähren. Als nun vollends nach ſeinem Sturze die bisherige Oppoſition ſelbſt zur Regierung gelangte, war kein Zweifel mehr an dem Ausgange: Fox, der zehn Jahre lang für die iriſche Sache gekämpft hatte, ſchaffte die Geſetze von 1719 gänzlich ab, nahm den alten Ordnungen Heinrich's VII. ihre verletzenden Spitzen und eröffnete ſo die ſeit einem Jahr-

hundert unterbrochene Thätigkeit eines in Wahrheit selbständigen irischen Parlamentes von Neuem.

Der erste Schritt war geschehen. Irland wurde von nun an durch eigene, nicht mehr durch englische Kräfte regiert. Der emancipirte Reichstag begann seine Thätigkeit mit einem wahrhaft verdienstlichen Schritte, mit der Aufhebung mehrerer Strafgesetze gegen die Katholiken, welche dem Siege Wilhelm's des Oraniers gefolgt waren. Es kam darauf an, wie weit man in diesem Sinne die innere Restauration des irischen Volkes weiter befördern würde, nachdem die Selbstständigkeit des irischen Reiches erreicht war.

Bald genug sollte sich zeigen, daß dafür die schwächsten Hoffnungen vorlagen. Die Katholiken hatten den Verlust ihres Grundbesitzes und aller politischen Rechte zu beklagen; der Emancipation der Katholiken, mochte sie nun die eine oder die andere Seite in das Auge fassen, stand der Alleinbesitz derer im Wege, welche seit 1691 in immer engere Sippschaften zusammengeschlossen, das Land inne hatten, die Aemter erfüllten und das Parlament beherrschten. Das Letzte bildete den Anfangs- und Ausgangspunkt des Ganzen; es war natürlich, daß hierauf zuerst die Reformpartei ihre Anstrengungen warf. Jene Freiwilligen, die im amerikanischen Kriege zur Landesvertheidigung gegen französische Angriffe zusammengetreten, sogleich zur politischen Macht geworden waren, schaarten sich von Neuem für die patriotische Sache. Der Ruf nach Wahlreform, nach Vernichtung der verfaulten Flecken und Parlamentsentrepriſen ging durch das Land. Ein über das andere Mal kamen diese Begehren vor das Unterhaus zu Dublin, ohne daß etwas Anderes als schimpfliche Abweisung erreicht wurde. Die Aufregung stei-

gerte ſich, und machte ſich hier und da in Tumulten und Bandenweſen Luft. Die iriſche Regierung verſtärkte ſich mit engliſchen Regimentern, eine allſeitige Gährung ſchien die Inſel mit den gefährlichſten Ausbrüchen zu bedrohen.

Damals aber war bereits der Mann an die Spitze des britiſchen Reiches getreten, deſſen ſchöpferiſche Thätigkeit den Grund zu der heutigen Größe Englands auf allen Gebieten gelegt hat, der jüngere Pitt. Er hat auch der iriſchen Frage eine ganz neue Wendung gegeben, und zuerſt den Kreis vollſtändig überſchritten, in dem ſich Englands Politik ſeit Heinrich II. hier bewegt hat: er der erſte hat dieſer Politik der Unterjochung das neue Ziel der Verſchmelzung geſteckt. Es iſt auch für unſere Zwecke nöthig, näher darüber zu reden: doch muß im Voraus bemerkt werden, daß wir für die Kenntniß ſeiner Motive nur ein ſehr unvollſtändiges Material beſitzen. Während eine Menge unbedeutender Menſchen, Handlungen und Zuſtände jener Zeit der geſchichtlichen Forſchung in das hellſte Licht gerückt worden, hat Pitt ein gleiches Schickſal mit dem deutſchen Stein getheilt, dem einzigen, der unter Frankreichs zahlreichen Widerſachern mit ihm die Vergleichung aushält. Lange Jahrzehnte ſind vergangen, ehe wir über Stein authentiſche Kunde erhalten haben, und was Pitt betrifft, ſo bleibt auch Stanhope's Biographie hinter der geſtellten Aufgabe zurück. Es iſt, als ob Nationen wie Einzelne ſich zuweilen ihres Beſten ſchämten, oder als ob ſpätere Geſchlechter nur leichtſinnig oder gedrückt auf vergangene Größe zu ſchauen vermöchten.

So viel erkennt man deutlich, daß Pitt gleich zu Anfang ſeiner Herrſchaft für Irland den Gedanken der Union gefaßt

hat. Nicht minder gewiß iſt auch, daß was im Jahre 1800 geſchah, nur eine unvollſtändige und nothgedrungene Ausführung des erſten Planes darſtellt. Seine Abſicht ging vielmehr dahin, die Vereinigung nicht mit den Parlamenten, ſondern mit den Intereſſen der beiden Inſeln zu beginnen, allmälich die innern Zwieſpalte auszutilgen und die hiemit erreichte innere Union durch die der Parlamente nur zu beſiegeln.

Daß ein ſolches Syſtem für Irland *nicht* das wohlthätigſte unter allen denkbaren geweſen, wird nicht leicht Jemand beweiſen. Alle Vortheile der Verbindung wären auf Seiten Irlands geweſen. Englands Bildung und Englands Capitalkraft circulirten dann auch in Irlands Adern, der iriſche Kaufmann trat ſofort in die günſtige Stellung ein, welche der engliſche Handel ſich im Weltverkehr bereits geſchaffen, dem iriſchen Staate kam die reiche politiſche Erfahrung des engliſchen Volkes unmittelbar zu Gute. So weit alle Kenntniß aller celtiſchen Völker reicht, ſo weit die Irländer Proben ihrer eigenen Entwicklung gegeben haben, ſo beſtimmt iſt zu ſagen, daß ſie nimmermehr aus eigener Kraft die Vortheile einer wahren Union mit England, einer ſolchen Union wie ſie Pitt 1784 im Sinne trug, ſich erſchaffen hätten. Freilich iſt die einfache Behauptung einer unabhängigen Nationalität immerhin eine Sache, um derentwillen man beträchtliche Vortheile zurückweiſen mag, und eine ſolche Haltung hätte den Iren von 1172 oder 1491 ſehr wohl geſtanden. So einfach aber lagen die Dinge 1784 nicht mehr. Irland war bereits auf allen Punkten mit engliſchem Blute und engliſchem Geiſte durchwachſen, ſächſiſche Familien fanden ſich eben ſo zahlreich unter den Beſiegten wie unter den Siegern, die wichtigſten Erwerbsquellen des Landes (die Leinenfabrication z. B. in

Ulſter) und der größte Theil des vorhandenen geiſtigen Lebens war aus England herübergekommen und mit England verbunden. Eine rein gäliſche Cultur exiſtirte nicht mehr, und was an Wohlſtand und Bildung vorhanden war, wäre durch gänzliche Trennung von England ſo ziemlich auf die Höhe von 1580 zurückgegangen. Oder aus Irland wäre eine franzöſiſche Provinz geworden, womit dann dem Gälenthum auch nicht viel geholfen worden wäre.

Alſo im Jahre 1784 war eine heilſame Union mit England ſelbſt einer völligen Freiheit des gäliſchen Erin vorzuziehen. Heilſam aber mußte die Union dann genannt werden, wenn ſie den großen Uebelſtänden Irlands Abhilfe, das heißt wenn ſie Ausgleichung der induſtriellen Mißverhältniſſe, politiſche Herſtellung der Katholiken und endlich Regulirung der agrariſchen Zuſtände verhieß. Dann konnte auch der eifrigſte iriſche Patriotismus ſie nur mit Freude und Dankbarkeit begrüßen.

Zudem iſt, wie die Dinge einmal lagen, auch die andere Seite des Verhältniſſes, die engliſche, zu berückſichtigen. Jeder menſchlich geſinnte Engländer mußte eine Wiedergeburt Irlands wünſchen; aber der Gedanke, England habe einſt an Irland geſündigt, und müſſe die Sünde gutmachen, gleichviel um welchen Preis, war ihm nicht einmal erlaubt, geſchweige von ihm zu erwarten. Alle jene iriſchen Reformen aber konnten, je nachdem man ſie angriff, England eben ſo gefährlich wie heilſam werden: um es gleich herauszuſagen, wohlthätig für England wurden ſie nur, wenn Irland ganz und gar in dem großen Verbande des britiſchen Reiches ohne jede beſondere Unterſcheidung aufging. Nur dann konnte Irlands Induſtrie ſich entwickeln ohne Gefährde für die engliſche, nur dann der

iriſche Katholicismus befreit und dennoch die anglicaniſche Kirche in Irland ſicher geſtellt werden. Auch von dieſer Seite her war alſo Pitt's Auffaſſung gerechtfertigt.

Nur über das Wie der Ausführung konnten Zweifel obwalten. Sollte man mit den Zuſtänden oder mit der Verfaſſung beginnen? Schritt man zuerſt zur Vereinigung der Parlamente, während die Intereſſen noch in vielfachem Widerſtreit lagen, ſo konnte die Furcht entſtehen, ob die iriſchen Abgeordneten nicht im Unterhauſe eine vereinzelte, gedrückte und mißtrauiſche Minorität bilden und ſo die Irländer ohne Nutzen ihre parlamentariſche Selbſtſtändigkeit verlieren würden. Begann man mit den einzelnen Uebelſtänden in Irland ſelbſt, ſo war die Frage, ob man bei dem vorhandenen Zuſtande der Geſetzgebung die Abhülfe durchſetzen könnte. Denn bei der Handelsfrage ſchienen engliſche, bei der religiöſen und agrariſchen die Intereſſen der iriſchen Herrſcherkaſte unmittelbar bedroht. Jedenfalls mußte dieſer letzte Weg, wie groß auch die Schwierigkeiten waren, als der naturgemäßere erſcheinen, und Pitt entſchloß ſich, auf ihm ſein Heil zu verſuchen.

Zunächſt griff er die Handelsfrage an. Im Februar 1785 legte er dem iriſchen Parlamente elf Beſchlüſſe zur Annahme vor, welche nichts Geringeres als einen völligen Handels- und Zollverein der beiden Inſeln bezweckten. Beide Häuſer in Dublin nahmen ſie an, dann in London vorgelegt, paſſirten ſie auch hier die erſte Leſung ohne große Kämpfe. Pitt durfte ſich der Erwartung hingeben, unter günſtigen Auſpicien ſeinen Plan zur Wirklichkeit heranreifen zu ſehen. Es war ein Augenblick der Hoffnung für Irland und das geſammte Reich, aber nur ein Augenblick. Noch einmal ſollten ſich die Wege ſcheiden.

Als jene Motionen durch die ersten Verhandlungen in England bekannter wurden, erhob sich der beschränkte Egoismus des englischen Handels. Ein Sturm von Bittschriften und Deputationen wirkte auf die Stimmung des Unterhauses ein. Pitt's Vorschläge erlitten mehrere Beschränkungen, und mußten so amendirt zu einer zweiten Beschlußnahme nach Dublin zurückwandern. Ich will den materiellen Werth jener Aenderungen hier nicht erörtern: ich glaube, daß auch jetzt eine gemäßigte und behutsame Politik den Dublinern die Annahme empfohlen hätte. Schon aber waren alle Leidenschaften rege geworden, und bei den irischen Commons der heftige Ruf erklungen, Alles oder Nichts zu gewinnen. Die Amendements wurden verworfen und Pitt's großes System war, aus dem Hafen auslaufend, gescheitert.

Von hier an beginnt eine höchst traurige Zeit für Irland, deren einzelne Aeußerungen sogleich in Burke's Briefen sich selbst am schärfsten zeichnen werden. Von allen Mitteln, welche in unsern Tagen O'Connell für den Zweck der Repeal in Bewegung gesetzt hat, ist keins unwürdiger — denn bei keinem lag die Falschheit so schreiend nackt zu Tage — als der oft wiederholte Preis der Jahre, welche Irland im Besitz eines eigenen und selbstständigen Parlamentes durchlebt hat. Vielmehr muß man sagen, daß die äußerlichen Zustände damals höchstens mittelmäßig, und die moralischen niemals schlechter gewesen sind.

Pitt, mißmuthig über jene Niederlage und durch hundert andere gleich wichtige Sorgen in Anspruch genommen, zog seine Hand seitdem von den irischen Angelegenheiten zurück. Nur eine, und zwar sehr traurige Art der Einmischung wurde ihm bald nachher durch die fehlerhafte Beschaffenheit der Verfassung

ſelbſt abgenöthigt. Das Beſtehen zweier unabhängiger Parlamente in einem Reiche verwickelte die Stellung des Miniſters in der britiſchen Verfaſſung nach mehreren Seiten hin. Da der Miniſter überall dem Parlamente verantwortlich war, ſo wurde ſeine Stellung unmöglich, ſobald eine der beiden Verſammlungen in einer gemeinſamen Angelegenheit ſich zur Richtung der andern in Widerſpruch ſetzte. Es hätte nur zwei Auswege aus dieſer Schwierigkeit gegeben: entweder Ernennung eines beſonderen Miniſteriums für Irland, damit aber wäre jedes Band zwiſchen beiden Königreichen gelöſt worden und Irland zu England in das Verhältniß Hannovers getreten — oder Beſchränkung des iriſchen Parlaments auf die rein und einzig iriſchen Angelegenheiten, eine Stellung, wie ſie die ſtändiſchen Verſammlungen der Colonien beſaßen, die aber nicht einmal, wie 1776 das Beiſpiel Nordamerika's zeigte, alle Schwierigkeiten löſte und gegen welche Irland am heftigſten proteſtirt hätte. Es blieb alſo für jedes Miniſterium eine Lebensfrage, um jeden Preis eine Colliſion zwiſchen beiden Parlamenten zu vermeiden, das heißt nach der praktiſchen Lage der Dinge, um jeden Preis das iriſche Haus nach dem Sinne der engliſchen Majorität zu ſtimmen.

Pitt machte dieſe Erfahrung in einem höchſt mißlichen Augenblick, als im Jahre 1788 König Georg III. von dem erſten Anfall ſeiner Geiſteskrankheit heimgeſucht und die Anordnung einer Regentſchaft nöthig wurde. Auf ſein Betreiben beſchloß das engliſche Unterhaus, das Parlament habe die Perſon und die Rechte des Regenten zu beſtimmen, während der Prinz von Wales und die Oppoſition mit ihm auf das Eifrigſte den Satz verfochten hatte, dem Thronfolger als ſolchem komme die

Regentschaft mit vollem königlichen Rechte zu. In diesem Augenblick kam von Dublin die Erklärung, das Parlament erkenne die Ansprüche des Prinzen an, und ein offener Kriegszustand zwischen beiden Behörden war damit vorhanden. Glücklicher Weise hatte der Bruch keine praktische Folgen, da die Genesung des Königs die ganze Frage überflüssig machte, für Pitt war aber genug geschehen, um ihm die Gefahr des Verhältnisses offen zu legen. Seitdem wandte er alle Mittel an, sich ein in allgemeinen Angelegenheiten dienstwilliges Parlament in Dublin zu sichern: im Jahre 1789 wurden zu diesem Zwecke für 100,000 Pfund Pensionen an irische Commoners bezahlt, eine Anzahl Peerschaften versteigert, in fünf Jahren eine halbe Million auf parlamentarische Bestechung verwandt. Wichtiger noch und unglückseliger für das irische Volk war aber der letzte Kaufpreis, den Pitt diesem Parlamente für seine Willfährigkeit in allgemeinen Sachen bezahlte, die bleibende Verzichtleistung meine ich auf jede Theilnahme an den innern Verhältnissen Irlands. Es war ein schweigender Accord zwischen beiden Parteien, wodurch die irische Camarilla unumschränkte Macht in irischen gegen Willenlosigkeit in großbritannischen Angelegenheiten eintauschte.

Industrielle, Bauern und Katholiken, alle Unterdrückten des Landes, waren von nun an auf ihre eigenen Kräfte und ein fast hoffnungsloses Ringen angewiesen. Von einer Regung der Industrie läßt sich in diesen Jahren nicht viel verspüren. Wichtige Zweige derselben waren in die Hände der herrschenden Sippschaft übergegangen, und diese wußte sich für das Mißverhältniß gegen England auf Kosten des irischen Volkes — wir werden bald näher sehen, in welcher Art — zu entschädi-

gen. Die Bauern beſaßen keine Mittel zu irgend einer geſetzlichen Agitation, und zudem iſt es merkwürdig genug, ihre Lage, obgleich der Grundquell aller andern Uebel, zog damals die öffentliche Aufmerkſamkeit wenig auf ſich, und errang die Beachtung erſt ſpäter, als nach Abhülfe aller andern Beſchwerden das Geſammtelend Irlands faſt unvermindert fortdauerte. Die agrariſche Noth erzeugte in jenen Jahren nur vereinzelte Gewaltſamkeiten und Tumulte, die ohne Weiteres durch Gewalt der Waffen und Gerichte niedergedrückt wurden. Die große Thätigkeit der Oppoſition richtete ſich beinahe ausſchließlich auf die religiöſe Frage, auf die Emancipation der Katholiken, welche in ihrer letzten und höchſten Forderung, der Theilnahme am Unterhauſe, zugleich die Reform des Parlamentes in ſich ſchloß. Dieſe Bewegung zu treiben und zu leiten, ſie kräftig und geſetzmäßig zugleich zu erhalten, trat in Dublin ein Generalcomittee zuſammen, welches gleichzeitig mit den franzöſiſchen Emigranten ſeine Bitten um Rath und Hülfe an ſeinen großen Landsmann, Edmund Burke, gelangen ließ.

---

Burke, ſelbſt aus anglo-iriſchem Stamme und ſeit ſeinem erſten Auftreten der freiſinnigen um Irland ſo verdienten Whigfraction angehörig, ging bereitwillig auf den Ruf ſeiner Landsleute ein. Sein Sohn, der im Sommer 1791 in Brüſſel und Coblenz mit den franzöſiſchen Emigranten Rath gepflogen, erhielt im Herbſte von dem iriſchen Generalcomittee den förmlichen Auftrag, die Emancipation der Katholiken zu betreiben, und ging zu dieſem Behufe im Januar 1792 ſelbſt nach Irland hinüber. Indeß hatte hier die politiſche Frage eine neue Verwick-

lung erhalten. Die franzöſiſchen Tendenzen, in dieſer Zeit in England durch zahlreiche Clubs und vornehmlich ſtark unter den proteſtantiſchen Diſſenters vertreten, hatten auch in Irland in denſelben Kreiſen bereitwillige Anhänger gefunden, und noch 1791 war in Belfaſt durch den proteſtantiſchen Juriſten Wolf Tone eine anfangs unſcheinbare Verbindung zu Stande gekommen, die unter dem Namen der „Vereinigten Iren" Diſſenters und Katholiken zu dem gemeinſamen Zwecke aufrief, die engliſche Tyrannei zu ſtürzen, die Unabhängigkeit Irlands herzuſtellen und eine Republik auf der breiten Grundlage der Freiheit und Gleichheit einzurichten. Einzelne Katholiken wenn auch in geringer Anzahl traten gleich in die Verbindung ein, die unter den Diſſenters ſehr raſch eine Menge correſpondirender Clubs errichtete: das katholiſche Generalcomittee wies ihre Aufforderungen nicht geradezu von der Hand, um ſo weniger als die Diſſenters damals bei allem Radicalismus die Hoheit des Königs anzuerkennen erklärten; und Burke ſelbſt ſchrieb ſeinem Sohne: die Miniſter ſind toll, wenn ſie den Katholiken Trennung von den Diſſenters, der jetzt ſtärkſten Partei in Irland, anbefehlen, die den Katholiken mit vollen Händen bieten, während die Regierung knauſert (15. December 1791). Daneben bemerkt er freilich mit gleicher Beſtimmtheit, 16. December: dein Plan iſt der gerade Gegenſatz zu dem der Diſſenters; dieſe wollen, indem ſie den Katholiken einen Theil an der Repräſentation einräumen, das Ganze ändern, Du läßt die Grundlagen beſtehen, die Aenderungen betreffen nur die neu Hinzutretenden.

In dieſen beiden Stellen iſt Burke's iriſche Thätigkeit nach ihren beiden Polen vollſtändig enthalten. Ein beſtimmter Gegenſatz gegen alle Angriffe auf die Grundlagen, ein ebenſo be-

ſtimmter Antrieb auf alle Verbeſſerungen innerhalb des weiteſten Kreiſes der Verfaſſung — hierin charakteriſirt ſich ſeine zugleich energiſche und beſonnene, vorſichtige und lebendige Haltung eben ſo wie in der Polemik gegen die franzöſiſche Nationalverſammlung auf der einen, und den liberalen Rathſchlägen für die Emigranten auf der andern Seite.

Der jüngere Burke hatte nicht unterlaſſen, vor ſeiner Abreiſe aus England die Stimmung der engliſchen Machthaber zu unterſuchen. Dieſe, ſchreibt er, ſehen es ein, wie wichtig es wäre, die Katholiken ſchon als Gegengewicht gegen die Diſſenters an ſich zu feſſeln. Zwar kam Hobart, der Secretär der iriſchen Regierung, herüber, um im antikatholiſchen Sinne zu wirken, kehrte aber mit dem entgegengeſetzten Auftrage zurück, die Regierung ſolle Burke's Vorſchläge annehmen. Dieſe gingen auf Zulaſſung der Katholiken zur juriſtiſchen Praxis, zu Provinzialmagiſtraturen, zu großen und kleinen Juries, endlich auf Stimmrecht in den Wahlen der Grafſchaften, wenn auch mit etwas geſteigertem Wahlcenſus. Nur mit einem Anliegen drang Hobart durch, daß wenn dies Alles geſchehen ſolle, es wenigſtens, um das Anſehen der iriſchen Regierung nicht ganz zu brechen, von dieſer formell ausgehen müſſe. Burke und das Comittee wurden ſomit von Dundas angewieſen, über das Weitere mit der jetzt hinreichend inſtruirten iriſchen Regierung zu verkehren. Bald ſollte er ſich überzeugen, daß damit gerade Alles verdorben ſei.

Denn dieſe Regierung, die nach Pitt's Auftrag die Bitten des Generalcomittee im iriſchen Parlamente unterſtützen ſollte, ſtand in Folge der ſeit 1788 befolgten Politik in gänzlicher Abhängigkeit von den „Unternehmern" dieſes Parlaments, von

den heftigſten Gegnern der Katholiken. Bei aller ſcheinbaren Freundlichkeit gegen Burke that ſie Alles, um die katholikenfeindliche Majorität im Parlamente zuſammenzuhalten und zu verſtärken. Unter den Katholiken ſelbſt gewann ſie den einflußreichen Lord Kenmare; Sir H. Langriſhe brachte dann eine Bill in das Unterhaus, welche den Katholiken die juriſtiſche Praxis, das Recht Schulen einzurichten, und die Erlaubniß Proteſtanten zu heirathen, gewährte, und mit großem Gepränge wurde behauptet, dies allein ſei der wahre Wunſch des Kerns der Nation, was darüber hinausgehe, ſei factiöſes Treiben einiger Wenigen. Der Hauptzweck dieſer Maßregeln ſchlug freilich fehl, die große Mehrheit der Katholiken blieb ihrem Generalausſchuß treu, wohl aber gelang es auf der andern Seite, die Maſſe aller Anglicaner in Bewegung zu bringen und das Geſchrei zu erregen, die proteſtantiſche Kirche ſei in Gefahr.

Richard Burke entwickelte all dieſen Umtrieben gegenüber die emſigſte Thätigkeit. Er hielt alle Katholiken zuſammen, beruhigte ihre Ungeduld, belebte ihre ſinkende Hoffnung, ſuchte die proteſtantiſche Aufregung zu beſchwichtigen und die iriſche Regierung auf beſſere Gedanken zu bringen. Vor Allem aber beſtürmte er die engliſchen Miniſter, aus ihrer Unthätigkeit herauszutreten, die Dubliner Regierung nicht bloß nach deren eigenen Berichten zu beurtheilen, ſondern ſich mit dem Generalausſchuß in unmittelbaren Verkehr zu ſetzen. „Ich weiß nicht, ſchreibt er an Lord Grenville, wie die Regierung nach England berichtet hat, wohl aber, wie ſie ſich in Irland ſelbſt bemüht, Alles zu verdrehen und zu entſtellen. Will das Miniſterium ſich nicht auch auf anderem Wege aufklären, ſo kann jene gegen den beſtimmten Willen der Miniſter handeln und braucht nur

falsch zu berichten." Auf den ganzen Zustand wirft er dann ein grelles Licht in der folgenden Bemerkung: „es ist das um so weniger entschuldbar, als sie über die katholische Frage nicht einmal selbst eine bestimmte Meinung an den Tag legt, sondern überall gesteht, daß sie durch die Meinung ihrer parlamentarischen Majorität geleitet werde, diese selbst aber zu leiten unvermögend sei. Um so mehr müßte sie dem englischen Ministerium überlassen, nach einem andern Mittel dafür auszusehen. Jetzt aber verschließt sich der Minister jeder Belehrung, um den Lordlieutenant in Dublin nicht zu compromittiren, dieser folgt den Winken des Canzlers von Irland, und dieser fürchtet seinerseits die Lords Waterford und Shannon zu beleidigen — und so wird der Rath Sr. Majestät durch die Leidenschaften und Vorurtheile irischer Parlamentsglieder in zweiter und dritter Hand beherrscht, während das einzig Angemessene wäre, daß die großen nationalen Fragen, die das Reich im Ganzen interessiren, unmittelbar von London aus behandelt würden."

So viel ist hieraus deutlich, daß die Quelle aller Schwierigkeiten in Irland selbst zu suchen, und das Ministerium nur wegen seiner systematischen Unthätigkeit zu tadeln war. Auch auf diese Vorstellungen kam erst nach sechs Monaten, und dann eine abschlägliche Antwort; Edmund Burke, der indeß persönlich bei Dundas einzuwirken suchte, fand ihn kalt und verschlossen, mit einem Worte, hier war nicht weiterzukommen. „Die irischen Regenten, klagt Richard, belieben die Katholiken als Demokraten, und jeden officiellen Verkehr mit ihnen als Vertrag zu bezeichnen; dann finden sie es unter der Würde der Regierung, mit einer römisch-katholischen Demokratie zu pacisciren. Möglich, daß sie die Katholiken irgend einmal, aber gewiß, daß sie

dieſelben ſo ſpät als möglich emancipiren wollen. Da ſie den Katholiken nur durch die Macht der Proteſtanten widerſtehen können, ſo hetzen ſie dieſe auf, machen ſie zornig, aber nicht kräftig, und ſtellen ſich ſelbſt als Kämpfer einer Partei hin, ſtatt alle Parteien in der Anhänglichkeit an den Thron zu verſchmelzen."

Indeß war nach Burke's Angaben eine Bittſchrift entworfen, verbreitet und Seitens des Generalausſchuſſes dem iriſchen Unterhauſe überreicht worden. Wie aber die Verhältniſſe einmal lagen, führte dieſer Schritt nur zu einem neuen Scandale. Man affectirte Befremden über die Fortdauer der Bewegung nach den neueſten Wohlthaten; der gänzlich abhängige Stadtrath von Dublin brachte eine Adreſſe gegen die Katholiken ein, und die Bittſchrift wurde trotz Grattan's kräftigem Widerſpruche nach einer unanſtändig kurzen und heftigen Verhandlung beſeitigt. Burke erkannte die Unmöglichkeit, hier zu einem Ergebniß zu gelangen; er ſah, daß wenn irgend etwas zu erreichen ſtand, dies nur in London durchgeſetzt werden konnte. Wenige Wochen nach jenem Auftritte kehrte er nach England zurück, um hier in unabläſſigen Wiederholungen die Miniſter anzutreiben.

In Irland gingen die Angelegenheiten unterdeſſen ihren traurigen Gang weiter. Die Diſſenters ſahen die katholiſche Niederlage im Grunde mit Freuden, ſie hofften, die ſtarke Partei bald gänzlich für ihre weitern Pläne zu gewinnen, und trugen in mehreren Beſchlüſſen die ſtärkſte Sympathie für die Unterdrückten zur Schau. Sie bemerkten ihnen, ganz dem eigenen Syſtem, aber wie wir wiſſen, nicht gerade der Wahrheit gemäß, der Sitz alles Uebels ſei in London, von hier empfange

die iriſche Regierung, durch dieſe das Parlament zu Dublin ſeine Vorſchriften. Agrariſche Unruhen in der Grafſchaft Louth ſchärften die Stimmung auf beiden Seiten; die Regierung nahm davon Anlaß, die Katholiken in London als verderbliche Intriganten zu ſchildern, und die Miniſter, damals tief in franzöſiſchen Sorgen ſteckend, gegen dieſe angeblichen Bundesgenoſſen der franzöſiſchen Grundſätze mit Mißtrauen zu erfüllen. Parallel damit gingen die Bearbeitungen einzelner katholiſcher Fractionen: um den entſcheidenden Punkt, das Wahlrecht, zurückzudrängen, gab man Hoffnung auf anderweitige Vortheile, die Zulaſſung zu einzelnen Aemtern, die Beſoldung des katholiſchen Klerus, Alles freilich mit ſtarker Controle Seitens der Regierung verbunden und ſomit nur geeignet, die ſelbſtſtändige Haltung der Katholiken zu brechen.

Eine beſondere Wirkung hatten aber dieſe Verheißungen oder jene Verdächtigungen bei dem katholiſchen Volke oder den engliſchen Miniſtern um ſo weniger, als die iriſche Regierung damals gerade durch ihre Stellung zum Parlamente in eine nach beiden Seiten höchſt anſtößige Maßregel hineingenöthigt wurde. Die Ernte von 1792 fiel ſowohl in England als in Irland ſchlecht aus, und die engliſche Regierung ließ ſich um ſo lieber zu einem Verbote aller Kornausfuhr herbei, als ſie dadurch der revolutionären Regierung in Frankreich ein formell unverfängliches und doch höchſt empfindliches Zeichen ihres Mißfallens gab. Eine Ausdehnung der Maßregel auf Irland wurde von den Miniſtern im Hinblick auf Frankreich gewünſcht, und von dem iriſchen Volke als unabweisliches Bedürfniß gefordert. Sie wurde demnach der iriſchen Regierung vorgeſchlagen, dieſe aber weigerte ſich beſtimmt, im Parlamente ſelbſt nur einen

Verſuch zu ihrer Erwirkung zu machen. Es hing das ſo zuſammen. Die „unabhängigen Landedelleute," der Kern der proteſtantiſchen Majorität, waren zugleich große Kornſpeculanten. Sie trieben dieſen Handel meiſt mit geborgtem Gelde, und pflegten ihn nach dem erſten Gewinne gleich übermäßig auszudehnen, ſo daß eine Hemmung des auswärtigen Abſatzes hingereicht hätte, ſie Alle bankerott zu machen. Dazu kam, daß dieſe Steigerung der Ausfuhr die Pachtrenten weit über das Verhältniß des Grundwerthes hinausgetrieben hatte, und da die iriſchen Pächter durchgängig nicht wie die engliſchen, damals ſo wenig wie heute, Capital beſaßen, ſo wären auch ſie, unvermögend eine augenblickliche Stockung zu überſtehen, ſofort ruinirt worden. Das Embargo, trotz ſeiner Nothwendigkeit, hätte den geſammten Ackerbau erſchüttert, den Wohlſtand des Landes bedroht, und der Regierung, die um der Gutsbeſitzer willen das ganze übrige Volk von ſich geſtoßen, dieſe ſelbſt entfremdet, und ſie vollſtändig iſolirt. An keinem andern Falle konnte es deutlicher zu Tage treten, wie unheilbar unter der damaligen Verfaſſung die iriſchen Intereſſen verfahren waren.

Natürlich wuchs die Gährung im Lande durch ein ſolches Benehmen außerordentlich, und wurde durch jede Gegenmaßregel der Regierung nur geſteigert. Es wurde damals Herbſt 1792 nach engliſchem Beiſpiel die Einberufung der Landmiliz befohlen: in England war bekanntlich der Beſchluß durch die Furcht vor franzöſiſchen und engliſchen Jakobinern hervorgerufen worden, und ein Einfluß dieſes Motivs zeigte ſich auch in Irland, als die Regierung den Befehl hinzufügte, die bis dahin beſtandenen bewaffneten Aſſociationen aufzulöſen. Dieſe Vereine exiſtirten noch ſeit den Jahren des amerikaniſchen Krieges, wo die

Miniſter ſie ſelbſt zu den Waffen gerufen hatten, ihr Daſein war alſo vollkommen geſetzlich, und da die religiöſe Frage einmal in dem Mittelpunkte aller Gedanken ſtand, ſo ſahen die Katholiken auch in dieſem Verbote ein Stück des gegen ſie gerichteten Unterdrückungsſyſtems. Dieſe Anſicht verbreitete ſich um ſo raſcher, als man in Erfahrung brachte, daß die Regierung das Gerücht ausſtreute, die Katholiken hätten ſich nach Frankreich um Waffen gewandt, und daß ſie dem katholiſchen Klerus neben der Verheißung eines Gehaltes den Vorſchlag machte, das Volk für die Entwaffnung zu ſtimmen. So warf man ſich denn in den entſchloſſenſten Widerſtand. Mehrere jener Aſſociationen zogen in offener Verhöhnung jenes Befehls in feindlicher Haltung durch die Straßen von Dublin; die Regierung ließ Kanonen auf dem Schloßhofe auffahren, ein gewaltſames Zuſammentreffen ſchien ſich in nächſter Nähe vorzubereiten. Unter ſolchen Umſtänden griff der Generalausſchuß noch einmal kräftig und ganz in Burke'ſchem Sinne ein. In den erſten Tagen des Decembers berief er in tiefſter Heimlichkeit eine allgemeine Verſammlung nach Dublin. Es wurde beſchloſſen, den geſetzlichen Boden noch nicht als völlig hoffnungslos zu verlaſſen, die verführeriſchen Anerbietungen der Diſſenters von der Hand zu weiſen, und eine eindringliche Bittſchrift an die höchſte und letzte Inſtanz, an König Georg III. ſelbſt, zu bringen.

In denſelben Tagen reichte der jüngere Burke einen Aufſatz dem Miniſterium ein, den man als eine Zuſammenfaſſung aller bisherigen Schritte und als eine der trefflichſten Denkſchriften bezeichnen kann, die in irgend einer Sache politiſcher Emancipation entſtanden ſind. Eine Menge ſeiner Gedanken

ſind von ganz allgemeinem Werthe und auch auf manche Seiten unſerer Zuſtände unmittelbar anzuwenden: eine kurze Ueberſicht ſeines Inhaltes wird deshalb auch hier in jedem Betrachte an ihrer Stelle ſein.

Er beginnt mit einer Bemerkung, die für die ſpätere Unionsgeſchichte nicht ohne Intereſſe iſt. „Lords und Gemeine von Irland ſind entſchloſſen, ehe ſie die geringſte Theilnahme an ihren Privilegien geſtatten, dieſelben ganz aufzugeben, ihr Parlament zu ſchließen, und eine engliſche Provinz zu werden. Ich zweifle, ob Sie Ihren Sinn auf eine ſolche Union vorbereitet haben, ob Pitt Neigung hat, 50 oder 100 dieſer iriſchen Gentlemen von jenſeit des Waſſers im Unterhauſe anlanden zu ſehen. Hätten ſie nur die Befugniß zu dieſer Rache! Lange genug ſind ſie der Fluch und die Laſt des iriſchen Volkes geweſen."

Indem er dann auf die Anſprüche der Katholiken, und vor Allem auf das Wahlrecht übergeht, ſagt er: „Die Katholiken fordern einen Antheil an den Wahlen nicht als Ausfluß eines ſpeculativen, nicht als das Ergebniß vorhandener Vorausſetzungen eines natürlichen oder ſelbſt eines conſtitutionellen Rechtes. Sie fordern es als einen Schutz, als eine nöthige Sicherheit, die ihnen jetzt fehlt, für die Ausübung ihrer geſetzlichen Befugniſſe. Es iſt ihnen nöthig für den Genuß ihrer Induſtrie und ihres Eigenthums, ſo wie für die Erlangung gleichen Rechtes in den bürgerlichen und peinlichen Tribunalen." Er führt dies näher aus, indem er den gewaltigen Vorzug ſchildert, den der Beſitz des Wahleinfluſſes den Anglicanern in allen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens gewährt; er fährt dann fort: „Die Katholiken können nicht zugeben, daß ein kleiner Schaden für An-

dere mehr wiegen müßte als die größte Wohlthat für ſie. Sie fordern nur einen kleinen Antheil an der Geſetzgebung.*) Es kann keinen Grund geben, ihn jetzt zu verweigern, es ſei denn der Beſchluß, ihn nie zu geben. Dafür ließe ſich aber nur eine Rechtfertigung denken: daß nämlich den Katholiken mit Sicherheit überhaupt kein Grad politiſchen Einfluſſes anvertraut werden könne. Aber ſie behaupten, daß eine Grundbedingung jeder richtigen und tüchtigen Politik das Aufgeben dieſes Mißtrauens iſt. Die Proteſtanten haben durch die Strafgeſetze drei Viertel des iriſchen Bodens erworben, und jetzt im Beſitze jeder einträglichen Ehre im Lande, was Unſinnigeres können dieſe wenigen Regenten beginnen, als die vielen Niedrigen ſtets verſichern, ihre beiderſeitigen Intereſſen ſeien unverträglich. Ein Papiſt kann Schlüſſe bilden ſo gut wie ein Proteſtant, und hier wäre der Schluß unvermeidlich, daß wenn er einer proteſtantiſchen Regierung weſentlich gefährlich iſt, ihm dieſe Regierung unmöglich erſprießlich ſein kann."

Burke führt darauf aus, wie dies Mißtrauen alle Gräßlichkeiten der iriſchen Geſchichte erzeugt habe, er thut dar, daß die begehrten Rechte gar nichts Neues in der engliſchen Verfaſſung ſeien, daß die Katholiken unter den Stuarts und ſelbſt bis 1727 in das Parlament wählten und gewählt wurden. In Bezug auf die allgemeinen Folgen für die Verfaſſung fügt er die inhaltſchweren Worte hinzu:

*) Nur bei den Wahlen der Grafſchaften. Dieſe ſchickten von 300 etwa 60 Mitglieder in das Unterhaus. Die Katholiken, die beinahe ¼ des Bodens beſaßen, konnten alſo durchſchnittlich auf 15 Wahlen rechnen, und da ſie an Zahl dreifach ſo ſtark als die Proteſtanten waren, ſo bemerkte Burke richtig, daß hienach ein proteſtantiſcher Wähler ſo viel wog wie 60 katholiſche.

„Die Zulaſſung der Katholiken kann die Verfaſſung nur ſtärken, indem ſie eine größere Menſchenzahl für ihre Erhaltung intereſſirt. Die Furcht, daß ſie zu einer (radicalen) Parlamentsreform führen würde, iſt völlig eitel. Die Katholiken fordern den Eintritt in das beſtehende Syſtem, die Reformer den Sturz deſſelben. Sie (die Katholiken) wollen der Regierung nicht verheimlichen, daß eine mächtige und unruhige Partei (die Diſſenters) ſie mit allen Mitteln zu gewinnen ſucht. Vertrieben aus dem Grundbeſitz, haben ſie jetzt im Handel eine mächtige Stellung gewonnen: ſie fühlen ſich ſtark genug, um in die Sphäre der Politik eingeführt zu werden, aber nicht ſtark genug, um dieſelbe zu ſprengen. Vielmehr halten ſie dafür, die zeitgemäße Ausdehnung eines Rechtes ſei das beſte Hülfsmittel für ſeine Erhaltung. Sie ſelbſt (Dundas) bemerkten einſt: nachdem man den Katholiken die Fähigkeit gegeben,*) Grundbeſitz zu erwerben und zu vererben, ſcheint es unnatürlich, daß der Beſitz nicht den Wunſch nach den übrigen Wohlthaten des Grundes und Bodens rege machen ſollte. So verhält es ſich. Wer das principale gibt, kann das accessorium nicht weigern. Von einer andern Seite betrachtet, war die Zulaſſung der Katholiken zum Grundbeſitze das glücklichſte Ereigniß. Sie hintertrieb, was ohne ſie zum Ausbruch gekommen wäre, einen Kampf um das Eigenthum. Möge jetzt die Maßregel vollſtändig werden.“

„Es iſt gefährlich und unſicher, ein neues Recht zu erſchaffen. Es iſt ſicher und heilſam, die Fähigkeit zum Genuſſe eines vorhandenen auszudehnen. Dort ſind wir alle auf offe-

*) Im Jahre 1782. Vorher galt kein Eigenthumstitel in katholiſchen Händen länger als 33 Jahre.

ner See. Hier können wir Tendenzen, Wirkungen, Mißbräuche aus Erfahrung beurtheilen."

Zum Schluß verneint er ſelbſt, ſtark im Bewußtſein ſeiner Sache, mit edler Offenheit die Erwartung, mit dieſen Conceſſionen würde das Vorwärtsſtreben der Katholiken für alle Zeiten beendigt ſein.

„Werden die Katholiken künftig mehr fordern? Gewiß. Wenn ſie auf einen Theil ihrer Anſprüche jetzt verzichten, ſo wünſchen ſie ihre Mäßigung nicht als Einräumen irgend eines Vorwurfs, ſondern als ein nothwendiges und zeitweiliges Opfer an den Reſt unvernünftiger Vorurtheile betrachtet zu ſehen. Sie haben zunächſt nur im Auge, an einem kleinen Beiſpiel zu zeigen, daß ihre Einführung in das politiſche Syſtem keine Gefahr bringt."

„Wie aber? So wollen ſie von Punkt zu Punkt fortſchreiten, bis ſie Herren des ganzen Staates ſind? Das iſt der Knoten. Gebt ihnen Eigenthum, dann werden ſie politiſche Privilegien erwerben, dann mehr Eigenthum, dann werden ſie in die Corporationen, dann in die Parlamente dringen, vom Civil zum Militär, vom Gericht in die Finanzen, und dann, mit einem gewaltigen Sprunge, dann gibt es nur Papiſten in Armee, Senat und Verwaltung, dann haben wir einen päpſtlichen Staat und eine päpſtliche Kirche — und dann iſt's aus, und der Korb fauler Eier wird der Grund für die Zerſtörung des Reiches."

„Der Fehler liegt hier: der Schluß ſetzt voraus, daß dieſelbe Eiferſucht und derſelbe Gegenſatz der Intereſſen, der zwiſchen Privilegirten und Nichtprivilegirten obwalten, fortdauern wird nach der Zulaſſung der letztern zum Privileg. Wäre dies

richtig, ſo würde folgen: wo einmal die Maſſe des Volkes von einem politiſchen Status ausgeſchloſſen iſt, kann ſie niemals ohne Gefahr für den ganzen Staat wieder aufgenommen werden. Aber die Geſchichte aller modernen Völker widerlegt das."

Daß dieſe Ausführungen des Sohnes wie aus der Seele des Vaters herausgeſchrieben waren, liegt in der Natur der Sache. Im Februar 1793 entwarf zudem der Letztere den Plan eines Schreibens, welches Dundas an den Lordlieutenant von Irland, Graf Weſtmoreland, ſchicken ſollte, genau nach denſelben Geſichtspunkten. So perſönlich nahe ſtand er dem Miniſterium freilich nicht, daß dies geſchehen wäre, in der Sache ſelbſt aber wurde dennoch die bedeutendſte Wirkung erzielt.

Es iſt nach allem Vorigen von ſelbſt einleuchtend, mit wie vollem Strome dieſe Lehre der Verſöhnung ſtreitender Intereſſen durch allmälige Hebung des unterdrückten in Pitt's Anſichten über Irland einmündete. Es war ein Punkt, wo die tiefe Verwandtſchaft beider großen Staatsmänner, durch polemiſche Antecedentien oder untergeordnete praktiſche Abweichungen nicht entzweit, wie es bei der franzöſiſchen Frage der Fall war, in hellem Lichte ſich herausſtellen konnte. Was Burke näher betrifft, ſo liegt ſeine eigenſte Natur in dieſen Erörterungen zu Tage. Ein Frevel wäre es ihm trotz alles Elendes der Katholiken erſchienen, wenn ſie im Namen der Freiheit und Gleichheit gegen die beſtehenden Ordnungen zu Felde gerückt wären. Aber aus unzähligen Gründen findet er dieſe Ordnung verpflichtet, die Katholiken in ihre Kreiſe aufzunehmen, zunächſt deshalb, weil die Katholiken einer ſolchen Beſſerung ihrer Lage würdig ſeien. Höchſt charakteriſtiſch erſcheint es, daß er die ſpäterhin bis zum

Ekel verfolgte Frage: in wie weit die Katholiken als gläubige Diener des päpstlichen Kirchenrechts sich zu modernem und englischem Staatsleben befähigten, gar nicht einmal erwähnt. Dem damaligen Zustande gegenüber wäre ihm diese Frage als eine eben so gehaltlose und speculative Spitzfindigkeit erschienen, wie die Lehre der Menschenrechte in ihrer praktischen Anwendung auf den französischen Staat. Seine Thätigkeit erwächst hier wie überall aus einer umfassenden Beurtheilung des zuständlichen Details, getragen von einer weiten politischen Erfahrung, von warmer Sittlichkeit und einem energischen Rechtsgefühle.

---

Pitt entschloß sich, den Forderungen der Katholiken gerecht zu werden. Trauen wir Grattan's Versicherung, so hätte Georg III., derselbe, der später unerschütterlich den Katholiken den Eintritt in das Parlament aus religiösen Scrupeln weigerte, auf Burke's Vorstellungen den entscheidenden Antrieb gegeben. Es zeigte sich sogleich, was das Ministerium in Dublin vermochte, wenn es wollte. Am 20. März 1793 passirte die popery act, ein Gesetz, welches die vor einem Jahre schimpflich abgewiesenen Bitten im Wesentlichen sanctionirte, und den Katholiken den Eintritt in die Miliz und die Wahlcollegien, wenn auch mit etwas gesteigertem Wahlcensus eröffnete.

Es war ein bedeutender Schritt vorwärts, ein Abschluß aber für die Restauration Irland's in keiner Beziehung. Bald nachher brach der Krieg gegen Frankreich aus; die vermehrte Steuerlast und die Störung der wichtigen Leinenindustrie, die er unausbleiblich herbeiführte, gab den niederen Volksclassen Anlaß genug zu Entbehrung und Mißvergnügen; und die radi-

ealen Diſſenters ſteigerten ſich in ihren demokratiſchen Plänen, je entſchiedener die Regierung zu dem demokratiſchen Frankreich in Gegenſatz getreten war. Das Miniſterium fand ſich noch im Jahre 1793 veranlaßt, die Suspenſion der Habeas-Corpus-Acte und die Einſetzung außerordentlicher Gerichtshöfe für mehrere Gegenden der Inſel zu bewirken. Indeß fanden dieſe in der nächſten Zeit wenigen Stoff zu ihrer Thätigkeit, vor Allem weil der gebildete und einflußreichſte Theil der Katholiken jetzt entſchiedener als jemals jede Verbindung mit den „Vereinten Iren“ zurückwies.

Auch Pitt blieb noch eine Weile auf dem einmal eingeſchlagenen Wege. Er hatte ſich entſchloſſen, die katholiſche Kirche als ſolche für die Regierung zu intereſſiren, und ſo eben den Gedanken gefaßt, für die Bildung ihrer Prieſter das Maynooth-Colleg zu gründen und aus Staatsmitteln auszuſtatten. Ganz zu triumphiren ſchien aber dieſe Richtung, als im Sommer 1794 Burke's Freunde, die conſervative Fraction der Whigs, den Herzog von Portland an der Spitze, mit Pitt ihren feierlichen Frieden ſchloſſen, und ſogleich einen anſehnlichen Theil des Miniſteriums erfüllten. Die bisherige iriſche Politik konnte für völlig beſeitigt gehalten werden, und im Herbſte 1794 wurde Weſtmoreland aus Dublin abberufen und an ſeiner Statt Graf Fitzwilliam, der Sohn Rockingham's, jenes erſten Beſchützers Burke's, Lordlieutenant des Königreichs. Auf der Stelle gewannen hier die Dinge eine andere Geſtalt. In der nächſten Umgebung des Statthalters ſah man nicht mehr die Parlamentsunternehmer, nicht mehr die Sippſchaft, die ein Jahrhundert lang auf Irland gelaſtet. Mit ihm verkehrte der künftige Präſes des Maynooth-Collegs, der katholiſche Geiſtliche Huſſey,

und bewirkte die Abſchaffung des grauſamen Mißbrauchs, nach dem bis dahin katholiſche Soldaten bei Peitſchenſtrafe in den hochkirchlichen Gottesdienſt hineingetrieben wurden: es erſchien der alte Führer der Oppoſition Henry Grattan täglich im Schloſſe, und bereitete hier eine Bill auf vollſtändige Emancipation der Katholiken vor. Draußen bewegten ſich zahlreiche Bittſchriften gleichen Inhalts durch die Grafſchaften, und waren bald mit einer halben Million Unterſchriften bedeckt. Und, ſchrieb Huſſey damals an Burke, es iſt meine feſte Ueberzeugung, auf zahlreiche Erkundigung geſtützt, daß nicht fünf Katholiken im Lande ſind, zehn Pfund werth, die nicht gegen den franzöſiſchen Angriff den letzten Blutstropfen verſpritzen würden.

Leider war dies hoffnungsreiche Einverſtändniß nicht ſtark genug, den Angriffen zu widerſtehen, die von zwei Seiten her darauf unternommen wurden. Daß die geſtürzten iriſchen Machthaber ihre Niederlage nicht ruhig hinnahmen, lag in der Natur der Sache. Sie belagerten den König und den Miniſter mit ihren Vorſtellungen, wie der Lordſtatthalter die Regierung in das Verderben reiße, Irland einem demokratiſchen Schwindelgeiſte, jakobiniſchen Theorien und endlich den franzöſiſchen Waffen überliefere. Seinerſeits war Pitt etwas verſtimmt über Fitzwilliam, welcher die iriſchen Tories unſanfter behandelte, als es mit Rückſicht auf die engliſchen der Miniſter begehrt hatte. Dazu kam, daß in demſelben Augenblicke die „Vereinten Iren“ Alles thaten, um die Anklagen ihrer Feinde möglichſt wahrſcheinlich zu machen. Eben hatten die in England geführten politiſchen Proceſſe einen engen Zuſammenhang zwiſchen den engliſchen und iriſchen Diſſenters nachgewieſen, Correſpondenzen mit den franzöſiſchen Parteien lagen vor, deutlich genug, den Verdacht

einer weitgreifenden Verſchwörung zu wecken, unbeſtimmt genug, um die Scheidung der ſchuldigern und unſchuldigern Elemente zu erſchweren. Endlich war es den „Vereinten Iren," gelungen, einen rein katholiſchen Club, die „Vertheidiger" ganz zu ſich herüberzuziehen, ein Umſtand, den die anglicaniſche Faction weitläufig zu Ungunſten aller Katholiken auszubeuten verſtand. Erinnert man ſich nun, wie heißglühend damals ſogleich jeder Stoff erſchien, der irgendwie ſich mit dem Feuer der franzöſiſchen Revolution berührte, wie friſch und unerprobt noch Pitt's Bündniß mit Fitzwilliam und deſſen Freunden war, wie viele bittere Erfahrungen Pitt bereits in den iriſchen Angelegenheiten gemacht hatte: ſo wird man es menſchlicher Weiſe begreiflich finden, daß der mächtige Miniſter unter ſolchen Verhältniſſen die ihm ſonſt natürliche Zähigkeit nicht bewährte. Er erhielt damals von dem Könige ein Handſchreiben, worin dieſer ihm höchſt kategoriſch erklärte, er wolle von der iriſchen Sache nichts weiter hören. Pitt bequemte ſich dem königlichen Befehle.

Im Februar 1795 wurde Fitzwilliam plötzlich nach England zurückberufen, und Lord Camden, ſonſt ein unbeſcholtener Mann von liberaler Geſinnung, führte das ganze alte Syſtem mit ſeinen Coterien, Beſtechungen und Bedrückungen, mit der Alleinherrſchaft der „Unternehmer" und der Willenloſigkeit des engliſchen Miniſteriums wieder zurück. Noch ehe er erſchien, ſchrieb Huſſey an Burke: „die Nachricht von Fitzwilliam's Zurückberufung iſt gekommen, Irland ſteht an der Schwelle des Bürgerkriegs. Bleibt es dabei, ſo wird das Volk ſich gewöhnen, das engliſche Cabinet in feindſeligem Lichte zu betrachten, und ſeine Gedanken auf gänzliche Trennung von England zu richten."

„Alles iſt vorbei, ruft Grattan aus, der Bruch iſt unheilbar. Das Syſtem des politiſchen Wuchers iſt anerkannt von England."

Der Bruch war unheilbar. Die Katholiken, plötzlich von der Höhe ihrer Erwartungen herabgeſtürzt, überſchritten jetzt auch ihrerſeits die Linie der Geſetzlichkeit, die bis dahin ihre Geduld und Ausdauer eingehalten hatte. Auf allen Punkten des Landes fielen ſie jetzt den „Vereinten Iren" zu, und einer neuen Verkündigung des Aufruhrgeſetzes antworteten ſie nur durch überall neu hervorſprießende Clubs, und am 9. April durch eine Generalverſammlung in Dublin, welche unverholen, auf die ewigen Rechte der Menſchen geſtützt, die Verderblichkeit jedes Zuſammenhangs mit England ausſprach. Burke warnte vergebens: ob Irland zwiſchen Frankreich und England geſtellt, je auf wahre Unabhängigkeit rechnen könne, ob die Katholiken etwa von den Jakobinern mehr Achtung für ihre Religion als von den Engländern erwarteten. Die Zeit des mäßigen Abwägens der Verhältniſſe und der Rechte war vorüber: es gab hier nur noch das eine Gefühl der Bedrückung, des Aufſtrebens, der Kampfluſt. Der Generalausſchuß war nicht mehr im Stande, ſich in dieſem Strome aufrecht zu halten, er verſchwand von der Leitung, und ſtatt ſeiner richteten ſich die engern und weitern Verbände der „Vereinten Irländer" ein, die ſich ſämmtlich zu blindem Gehorſam gegen einen engen Ausſchuß unbekannter Obern in Dublin verpflichtet hatten.

Die iriſche Regierung beſaß über die Beſchaffenheit dieſer Organiſationen nur ſehr unklare Nachrichten. Ein Umſtand, der ſie der heranwachſenden Gefahr gegenüber in neue Sicherheit einwiegte, war das Verhalten des katholiſchen Klerus, der trotz mancher religiöſen Bedrückung (es wurden z. B. wieder die katholiſchen Soldaten bei Peitſchenſtrafe zum anglicaniſchen

Gottesdienſt befehligt) das Heranwachſen der „Vereinten Iren“ nicht gern ſah, ſich vielfach mit der Regierung in Verbindung ſetzte, und in manchen Orten angeſtrengt für die Entwaffnung des Volkes wirkte. Selbſt eine blutige Lehre zu Anfang des Jahres 1796 machte ihn nicht irre darin. Damals brach in der Grafſchaft Armagh ein wilder Tumult gegen die Katholiken aus, wo dieſe, unbewaffnet wie ſie waren, gegen die Mißhandlung des anglicaniſchen Pöbels nur auf den Schutz der Behörden angewieſen waren, und hier ſich völlig verlaſſen und preisgegeben fanden. Die Erbitterung des Volkes ſtieg auf den höchſten Grad, ſo daß die Häupter der „Vereinten Iren“ die Stimmung reif erachteten. Lord Fitzgerald und Wolf Tone verließen die Inſel heimlich, gingen zunächſt nach London, wo ſelbſt Fox mit ihnen in freundſchaftliche Beſprechung trat, und wandten ſich dann nach Paris, um perſönlich mit dem Directorium den Angriff auf die engliſche Herrſchaft in Irland zu bereden. Während dem vollendeten die „Vereinten Iren“ ihre innere Organiſation nach Diſtricts-, Provinzial- und Nationalvereinen, wöchentlich wurden Tauſende neuer Mitglieder eingeſchworen, und im Heere ſelbſt bildeten die katholiſchen Soldaten geheime Aſſociationen. Der Aufſtand begann im Laufe des Sommers, in zahlloſen kleineren Unordnungen und Gewaltſamkeiten, die ſich bald über den ganzen Norden der Inſel verbreiteten, vor dem Erſcheinen der bewaffneten Macht überall zerſtoben, aber die Kräfte der Regierung in athemloſer Anſpannung hielten. Im October waren die Dinge ſo weit gediehen, daß Pitt für den Fall einer franzöſiſchen Landung von der Unmöglichkeit des Widerſtandes überzeugt war, und dies allein beſtimmte ihn, den Lord Malmesbury nach Paris zu ſenden, um mit dem Direc-

torium eine Friedensunterhandlung anzuknüpfen. Später hat man vielfach geſtritten, in wie weit das Anerbieten von engliſcher Seite ernſthaft und aufrichtig geweſen; es iſt auch gar keine Frage, daß die Zweifel ſich drängen, wenn man nur die damaligen Verhältniſſe des Continental- und Colonialkrieges, und die hierauf bezüglichen engliſchen Eröffnungen in Betracht zieht; hier iſt Alles ſo ungenügend und zweideutig, daß der Gedanke unabweisbar ſcheint, Pitt habe nur vor dem Unterhauſe einen ſcheinbaren Beweis ſeiner Friedensliebe liefern wollen. Auf der andern Seite ſind neuerlich die Tagebücher und Briefſchaften des engliſchen Botſchafters gedruckt worden, und dieſen Documenten gegenüber iſt es wieder unmöglich, an dem dringendſten Wunſche des engliſchen Miniſteriums zu zweifeln, daß der Friede ſo bald wie möglich zu Stande kommen möge. Den Schlüſſel zu dieſem Widerſpruche liefert erſt ein Schreiben Fitzwilliam's an Burke, vom 10. November 1796: „Unſere Sprache iſt hochtönend und ſtolz im höchſten Grade, aber unſere Grundſätze und Motive ſind niedrig, ſchlau und dem Augenblick dienend. Daher alle unſere Schwierigkeiten, und weil wir ſtets bei dem Scheine der größten Entſchiedenheit einen Rückzug in Reſerve halten wollen, machen wir jetzt in den Augen von ganz Europa die traurigſte Figur. — Pitt iſt nicht feige und nicht ſelbſt in Furcht, aber er ſucht uns armes Volk in Sorgen zu ſetzen. Er iſt entſchloſſen, Frieden zu machen, nicht wegen der Lage des Krieges, denn die Franzoſen ſtehen nicht vor den Thoren Wien's, ſondern ſind über den Rhein zurückgetrieben: der Grund ſeiner friedfertigen Haſt iſt vielmehr Irland, und die Furcht vor einer franzöſiſchen Expedition dahin.“ Den Frieden ſuchte alſo Pitt mit aufrichtigem Ernſte, der Grund aber, der einzige Grund dieſes Strebens war Irland.

Die ungünstige Lage der englischen Unterhandlung ist hiernach von selbst klar. Der eigentliche Antrieb derselben durfte in keiner entferntesten Wendung berührt werden: in allen andern Beziehungen hatte man gar keinen Grund zu einer wirklichen Nachgiebigkeit, vielmehr sehr bestimmte Verpflichtungen, in dem österreichischen Bündnisse auszudauern. Unglücklicherweise war bei dem Gegner nun ganz und gar keine Spur von Friedensliebe, das Directorium wünschte nach allen Richtungen die Fortdauer des Kriegs, und war endlich über die irischen Verwicklungen vollständig orientirt. Daraus ergab sich der Gang seiner Unterhandlungen sehr einfach. Obgleich die wichtigsten Schwierigkeiten gleich zu Anfang hervortraten, zog man den Notenwechsel und die Aussicht auf Verständigung grade so lange hin, bis General Hoche seine nach Irland bestimmten Rüstungen vollendet hatte. Dann erging binnen 24 Stunden der Befehl an Lord Malmesbury, Paris zu verlassen, und an die französische Flotte, in See zu stechen.

Es ist nun bekannt, durch welche unvorhergesehenen Umstände das Unternehmen im Augenblicke des Gelingens scheiterte. Durch Stürme von einander getrennt, landete der Admiral an einem, General Hoche an einem andern Küstenpunkte, und beide ohne Nachricht von einander wagten sich nicht in das Innere zu vertiefen. Hervorzuheben ist hier nur, wie auch jetzt in diesem äußersten Stadium des Kampfes die „Vereinten Iren" den Katholiken vorausgeeilt waren. Während die Obern der Einen den französischen Angriff veranlaßt hatten, strömte die Masse der Andern zu den Versammlungen der Miliz, um trotz alles Hasses gegen die Regierung zunächst den auswärtigen Feind vom heimischen Boden zu entfernen. Dennoch mußte der Ein-

druck der höchsten Gefahr und unvermutheter Rettung in England gewaltig sein: Niemand konnte sich verbergen, daß man zuletzt das Heil doch nur dem zufälligen Ungestüm der Elemente verdankte.

Wenige Monate nach diesen Vorgängen starb Burke. Wir werden schwerlich irren, wenn wir unter so vielem Traurigen, was seine letzten Tage getrübt hat, das Bild der irischen Zustände zu dem Traurigsten rechnen. Denn hier war Niemand mehr, für dessen Handlungen und Wünsche er sich noch hätte interessiren mögen: er sah eine Regierung voll von Ohnmacht und Gewaltsamkeit, ein Land in physisches und moralisches Elend versenkt, eine Bevölkerung durch die gerechtesten Antriebe in unheilvolle Richtungen gestoßen, den Bürgerkrieg und den Anschluß an den Nationalfeind nur durch äußern Zufall auf kurze Zeit hinausgeschoben.

---

Für's Erste brachte allerdings das Fehlschlagen des General Hoche einen augenblicklichen Stillstand in das Treiben der „Vereinten Iren." Da aber alle materiellen Ursachen der Unzufriedenheit fortdauerten, da die Steuerlast durch das Wachsen der Kriegsschulden*) zunahm, da die Bestechung des Parlamentes und somit auch die Ausgaben des Staates sich steigerten, so ging die Agitation sehr bald ihren Gang weiter. Im Laufe des Sommers 1797 waren alle noch sonst vorhandenen Associationen mit den vereinten Iren verschmolzen, und in denselben Zeiten hatten auch die Anglicaner ihre Kräfte in den Orangelogen zusammengenommen, um unabhängig von der Regierung

*) 1784 betrugen sie 7 Millionen, 1792 schon 11, 1800 gar 21 Millionen Pfund.

eine populäre Gewalt gegen die andere zu ſetzen. Auch die Verbindungen mit Frankreich hatten ſich neu belebt; nach dem Frieden von Campo-Formio war Bonaparte zum Anführer der „armée d'Angleterre“ ernannt worden, und wenn er ſelbſt freilich ganz andere Pläne darunter verſteckte, ſo ſchloß doch das Directorium mit Wolf Tone auf eine neue Expedition im Jahre 1798 ab.

Demgemäß verkündeten am 19. Februar 1798 die Clubbs, ſie würden keinen Antrag der beiden Parlamente weiter annehmen, ſondern ſich nur auf völlige Trennung von Großbritannien einlaſſen. Der Krieg war erklärt, und nur noch ungewiß, wer ihn in vortheilhafter Weiſe beginnen würde. Das Geſchick entſchied auch dieſes Mal für England. Im März erfuhr die Regierung die bisher verborgenen Namen der Anführer, und nahm ſie an einem Tage, ſo viel ihrer in Dublin anweſend waren, gefangen. Bei der ſtreng hierarchiſchen und ordensartigen Organiſation der „Vereinten Iren“ war damit ſchon alle Hoffnung auf eine zuſammenhängende und planmäßige Erhebung abgeſchnitten; man hatte ferner keine Wahl mehr über den Zeitpunkt des Beginns, und ſollte überhaupt noch etwas geſchehen, ſo mußte es gleich geſchehen, denn die Regierung kannte nun Plan, Hülfsquellen, Verbreitung des Aufſtandes, und etwa an ein Abwarten der franzöſiſchen Hülfe war nicht zu denken.

Man brach darauf los, wo man eben die Waffen in der Hand hatte, gleich im Beginne faſt ohne Ausſicht auf Erfolg, aber wutherfüllt und getröſtet durch den Gedanken, bei eigener Vernichtung wenigſtens auch dem Gegner wehe zu thun. Nach wilden Grauſamkeiten und einem maßloſen Blutvergießen von beiden Seiten war ſchon im Juli Alles zu Ende, und nur zu Niederlage und Gefangenſchaft ſetzte am 22. Auguſt

General Humbert eine Handvoll französischer Truppen an das Land.

So gräßlich nun auch in seiner kurzen Dauer der Krieg sich verlaufen hatte, so terroristisch auch nachher die Militärgerichte gegen die gefangenen Häupter verfuhren, so wenig war Lord Cornwallis, den die Gefahr an die Spitze des Heeres und der Erfolg statt Camdens an die Spitze der irischen Regierung gebracht hatte, der Mann dazu, die Härte des Kampfes auch gegen die Besiegten fortzusetzen. Sehr bald folgte, von Pitt ausdrücklich gebilligt, eine allgemeine Amnestie, und nun trat die große Aufgabe rein hervor, durch eine zweckmäßige Verwaltung die Wiederkehr dieser Gräuelscenen unmöglich zu machen.

Pitt beschloß die sofortige Union der beiden Parlamente.

Früher hatte er dieselbe durch eine Verschmelzung der beiderseitigen Interessen vorbereiten wollen. Abgeschreckt durch die Erfahrung von 1785 hatte er Irland ganz liegen, und sich nur für kurze Zeit 1793 durch Burke wieder in gleicher Richtung fortbewegen lassen. Jetzt war eine schreckenvolle Gewißheit geliefert, wohin die Herrschaft des bisherigen Parlamentes führen mußte, an der Nothwendigkeit einer allseitigen Reform konnte nur ein Aberwitziger zweifeln, und man wußte, wie viel Reformen man sich von dem irischen Parlamente versprechen durfte. Und auf der andern Seite, nicht eher war ergiebige Ruhe in Irland zu erwarten, bis die Katholikenfrage gelöst wäre: und wie stand man jetzt mit den Katholiken? Angenommen, der englische Einfluß, wie er 1793 dem irischen Parlamente katholisches Wahlrecht aufgedrängt, hätte ihm jetzt das noch viel Verhaßtere, katholische Wählbarkeit abgenöthigt, konnte man jetzt noch wie damals des guten Willens katholischer Deputirten für

den Geſammtſtaat oder für das proteſtantiſche Irland ſicher ſein?

Dieſe Erwägungen führten nothwendig zu dem Ergebniß, ſo ſchleunig wie irgend möglich das iriſche Parlament mit dem engliſchen zu verſchmelzen. Dann konnte man den Bedürfniſſen der Katholiken entgegenkommen, ohne die Uebergriffe einer geſonderten katholiſchen Verſammlung fürchten zu müſſen. Dann durfte man erwarten, von der vereinten Vertretung Großbritannien's die Wohlthaten für Irland zu erlangen, welche die iriſchen Anglicaner bisher als einen Diebſtahl an ihren Rechten verweigert hatten.

Oben erwähnte ich die Neigung dieſer Oligarchen, lieber eine unbedeutende Stellung im engliſchen Parlamente einzunehmen, als im iriſchen den Katholiken an der Herrſchaft Theilnahme zu geſtatten. Aber wie Burke es vermuthet hatte, dieſen iriſchen Schacher nur ohne Weiteres in ſein Unterhaus zu verpflanzen, das war Pitt's Meinung nicht. Und kaum war es bekannt geworden, was er beabſichtigte, ſo erhob ſich die iriſche Ariſtokratie zum lebhafteſten Kampfe, und ſie war es, welche gegen den erſten Verſuch des Miniſteriums, die Union zu erwirken, eine Majorität in ihrem Unterhauſe und zahlreiche Petitionen aus den Grafſchaften zu Stande brachte.

Dieſes Mal jedoch war Pitt ihren Umtrieben unzugänglich. Die Mittel, die er ſo lange für den Beſtand des Syſtemes hatte anwenden müſſen, gebrauchte er noch einmal im weiteſten Umfang für ſeine Zerſtörung. Die iriſchen Senatoren waren nicht ſo geſchaffen, ihr politiſches Daſein gegen ſolche perſönliche Vortheile zu behaupten, und ſo ſtarb das iriſche Parlament durch Beſtechung, wie es durch Stellenkauf gelebt hatte.

Es iſt hier der Ort nicht, außer den allgemeinen Geſichtspunkten, welche ſchon angegeben ſind, und zur Bildung eines Urtheils vollkommen ausreichen, noch im Einzelnen die Verdienſte der Union oder die Vorwürfe dagegen zu prüfen. Stat mole sua. Nur einige Punkte, ohne welche unſere Darſtellung nicht abzuſchließen wäre, müſſen hervorgehoben werden.

Zunächſt enthielt die Union neben der Verpflanzung auch eine Reform des iriſchen Parlaments. Die Zeit der Entrepriſen war vorüber. Die Zahl der Unterhausmitglieder wurde nach dem Verhältniß zu den engliſchen von 300 auf 100 herabgeſetzt, und die aufgehobenen 200 Stimmen nur den Wahlflecken entzogen.

Sodann ergab ſich aus der Parlamentsunion ſogleich ein vollſtändiger Handels- und Zollverein der beiden Königreiche, ein Vortheil, der für die iriſche Induſtrie nicht zu hoch angeſchlagen werden kann.

Endlich ſtellte, von Pitt ermächtigt, Cornwallis den Katholiken in Ausſicht, daß ihre gänzliche Emancipation möglichſt bald dem vereinigten Parlamente vorgeſchlagen werden ſollte. Dies durchgeſetzt, und alle Uebelſtände, von denen bisher in öffentlicher Weiſe die Rede war, wären unmittelbar durch die Union erledigt geweſen.

Hier aber ſollten ſich neue Schwierigkeiten auf lange hin in den Weg ſtellen. Eine Verwicklung der Umſtände trat ein, welche auf die Tendenz und den Werth aller bisherigen Schritte ein eigenthümliches Licht warf.

Die Union war am 24. Mai 1800 vollzogen worden. Nach allen bekannt gewordenen Documenten läßt es ſich nicht bezweifeln, daß Pitt jene Hoffnung aus eigner echter Ueberzeugung,

mit dem ernſten Vorſatze baldigſter Verwirklichung erregt hatte. Dundas, Grenville, Windham waren einverſtanden mit ihm über die Katholikenemancipation, eine Menge iriſcher Stimmen hatten ſich eben deshalb der Union günſtig erklärt. Uebrigens befanden ſich im Miniſterium ſelbſt feindlich geſinnte Elemente, doch ſchienen ſie um ſo weniger gefährlich, als ſie ſonſt aus allen denkbaren Rückſichten an Pitt geknüpft waren, und der König ſelbſt, wenn auch allen Neuerungen abhold, und oft mit Pitt's herriſchen Formen unzufrieden, in weſentlichen Dingen ſich dem Einfluſſe des Miniſters noch nicht entzogen hatte. Auf einen günſtigen Anlaß harrend, ſuchte man im Stillen vornehmlich ſich die Vota der neuen iriſchen Parlamentsglieder zu ſichern, und hielt bis dahin den Plan allen Nichteingeweihten verborgen. Man dachte, beim Beginne der neuen Seſſion die Emancipationsbill fertig ausgearbeitet dem Könige vorzulegen, und ſeine Einwilligung gleichſam durch einen Handſtreich zu nehmen. Man wußte, daß er noch eben ſo wie früher wegen ſeines Krönungseides ſich gegen die Maßregel ſträuben würde; man war überzeugt, daß wenn man ſein Ja nicht im Sturme erobere, ſeine zähe Bedenklichkeit niemals zu überwinden ſein werde.

So richtig dies Alles, und ſo wohl berechnet Pitt's Verhalten demnach war, ſo wurde das Ganze doch durch einen Umſtand vereitelt, den Pitt bei ſeiner Rechnung nicht vorausgeſehen hatte, durch den Verrath eines ſeiner Collegen, des Lordcanzlers Loughborough, der ſchon im September den König über Pitt's Vorhaben heimlich unterrichtete, im December durch eine weitläufige Denkſchrift die Abneigung deſſelben gegen die Bill befeſtigte, und gleichzeitig die ſehr ehrwürdigen Biſchöfe von Canterbury und London zu einem kräftigen Einwirken auf das religiöſe Gewiſſen

des Königs veranlaßte. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß Georg III., ſo grundlos die klerikalen Vorſtellungen waren, in Wahrheit ſich durch den Krönungseid gebunden erachtete; es kam dazu freilich auch jene etwas ungeduldige Stimmung gegen den Miniſter, der ihn ſiebzehn Jahre lang zum Heile Englands beherrſcht hatte: ſo beſchloß er nicht bloß, künftig der Bill ſeine Zuſtimmung zu weigern, ſondern für jetzt auch gegen Pitt zu ſchweigen, ihn die Bill vorbereiten, und mit dem officiellen Antrag ruhig kommen zu laſſen. So ging die Sache ihren Gang. Pitt ließ die Bill ausarbeiten, die Mehrheit des Unterhauſes für dieſelbe ſicher ſtellen: am 31. Januar 1801 ſchrieb er dem Könige, daß er beabſichtige, durch die Aenderung des Teſteides den Katholiken den Zugang zum Parlamente zu eröffnen, und von der Durchführung dieſer Maßregel ſein Verbleiben im Amte abhängig mache.

Nun war eben damals die auswärtige Lage im höchſten Grade geſpannt und bedenklich. Oeſterreich war im Begriffe, durch den Luneviller Frieden Napoleon's Uebermacht ſich zu unterwerfen. Die Oſtſeeſtaaten hatten ſich zu einem bewaffneten Bunde vereint, um den neutralen Handel gegen die Eingriffe der engliſchen Marine zu ſchirmen. England ſtand auf dem Punkte, alle Seemächte Europa's unter Napoleon's furchtbarer Leitung gegen ſich in Waffen zu ſehen. In dieſer Lage mochte der König glauben, daß Pitt unter keinen Umſtänden das Staatsruder aus der Hand geben würde; er lehnte den Antrag des Miniſters ohne Zaudern mit kalter Beſtimmtheit ab. Sogleich ging der Ruf durch das Land, Pitt werde das Miniſterium verlaſſen.

Und ſo geſchah es. Die bedeutenden ſeiner Freunde ſtanden

ihm unlösbar zur Seite, der jüngſte unter ihnen, ſpäter berufen, die entſcheidenden Schritte gerade in der katholiſchen Sache zu thun, George Canning, trieb ihn unaufhörlich, hier nicht zu wanken und zu weichen. Noch an demſelben Tage reichte er ſeine Dimiſſion ein. Der König ſchrieb ihm zurück: „ich kann Pitt's Meinung, wenn ſie einmal ſo unglücklich feſtgeſtellt iſt, nicht ändern, ich hoffe aber, ſein Pflichtgefühl wird ihn abhalten, am Ende meines Lebens ſeine jetzige Stellung aufzugeben. Ich würde es tief bedauern, wenn ich aus politiſchen oder religiöſen Gründen in ſeine Abdankung willigen müßte.“ Es war vergebens. Am 10. Februar löſte ſich das Miniſterium auf, zwölf Tage ſpäter lag der König im Fieber, das in ſtets heftigeren Schwingungen ſein Gehirn ergriff, und zum zweiten Male das Land mit einer Regentſchaft bedrohte. Zwiſchen den Anfällen ſaß er dumpf vor ſich hinbrütend, ſchmähte wohl auf Pitt, und rief dann aus: ich bin beſſer, aber ich will der Kirche treu bleiben. Indeß ſtellte ſeine robuſte Natur ſich her, am 7. März war er außer Gefahr, und ließ es Pitt mittheilen, der dann ehrfurchtsvoll und bedauernd antwortete und verſprach, die Katholikenfrage ruhen zu laſſen.

Die angeführten Details werden nicht unwichtig erſcheinen, wenn man ſieht, daß Pitt's ganzes Benehmen gewöhnlich als eine Maske geſchildert wird, hinter welcher er, der Miniſter des franzöſiſchen Krieges, anſtändig von dem Portefeuille Abſchied genommen, jetzt wo die Nothwendigkeit einer friedfertigen Politik ganz einleuchtend geworden.

Man bedenkt dabei nicht, daß Pitt um ſo weniger eines Vorwandes bedurfte, je klarer jene Nothwendigkeit vorlag und je weniger ſie durch Verſchulden der engliſchen Regierung ein-

getreten war. Denn Alles war entſchieden durch den Friedensſchluß Oeſterreich's, der in keiner Weiſe auf Pitt's Rechnung kommen konnte und doch Pitt's Zwecke, den Sturz der revolutionären Regierung in Frankreich, vollkommen vereitelte. Mit dem Bündniſſe der Neutralen, woran man vielleicht noch erinnern möchte, hatte weder Pitt's Dimiſſion noch die Aenderung der engliſchen Politik etwas zu ſchaffen, denn in Bezug darauf änderte der Miniſterwechſel in der engliſchen Politik gerade gar nichts, und Pitt wie Addington waren entſchloſſen, ſich nicht eher auf eine franzöſiſche Unterhandlung einzulaſſen, bis die Seeneutralität ganz nach engliſchen Anſprüchen geordnet wäre. Endlich hat man wohl von einer Spaltung im Pitt'ſchen Miniſterium ſelbſt, in Bezug auf den franzöſiſchen Krieg, geredet, wodurch Pitt zum Rücktritte beſtimmt worden ſei: es genügt, dieſe Angabe als eine vollkommen unbegründete und unbewieſene zu bezeichnen.

Es iſt auch hier, wie ſo oft geſchehen: die einfachen Thatſachen ſind befangenen Forſchern und Urtheilern eben zu einfach und deshalb unwahrſcheinlich vorgekommen. Es iſt ſehr möglich, daß nach parlamentariſchem Brauche Pitt etwa im Jahre 1803 wirklich abgetreten wäre, um den verhaßten Frieden mit Frankreich nicht ſelbſt unterzeichnen zu müſſen. Es iſt aber eben ſo wahrſcheinlich im höchſten Grade, daß er den von ihm vorbereiteten Schlag gegen die Neutralen im Jahre 1801 ſelbſt ausgeführt, und mithin damals das Miniſterium noch fortgeführt hätte, wäre nicht eine davon ganz unabhängige Schwierigkeit, eben die katholiſch-iriſche dazwiſchen getreten. Dazu bedarf es keiner Bemerkung, wenn die katholiſche Frage wirklich nur eine gemachte Komödie war, wie gefühllos zugleich und unverſtän-

dig dem Könige gegenüber Pitt ſich den Stoff dazu erwählt hätte.

Merkwürdig iſt es übrigens, wie raſch die Union einen völligen Wechſel in der Beurtheilung der iriſchen Zuſtände auf allen Seiten herbeiführte. Die Katholiken faſt Alle ſprachen ihre Unzufriedenheit über Pitt aus. Die Gemäßigten meinten, auf eine vollſtändige Emancipation hätten ſie in jener Zeit doch nicht gerechnet, und der Miniſter hätte deshalb ſeine Talente dem Lande nicht entziehen ſollen. Die Eifrigen fanden heraus, die Emancipation ſei ihnen jetzt gleichgültig geworden, und ſehr wenig liege ihnen daran, einen verlorenen Poſten in dem großen Parlamente zu erhalten. Ein wahres Bedauern über das Fehlſchlagen der Emancipation fand ſich beinahe nur in den Kreiſen engliſcher Staatsmänner, bei Dundas, Grenville, Spenſer, bei dem letzten Beſieger der iriſchen Rebellen, bei Cornwallis, vor allen Andern aber bei Canning. Begreiflich genug. Dieſe gingen wie Pitt und Burke von dem Wunſche einer wahren Vereinigung England's und Irland's, jene eifrigen Katholiken von dem Bilde einer möglichſt weiten Trennung ihrer Inſel unter katholiſcher Herrſchaft aus.

---

Was waren die wirklichen Folgen der Union für Irland?

Für's Erſte war es, als ſei nichts geſchehen. Noth und Elend, Unruhen und Tumulte, oligarchiſcher Druck und franzöſiſche Umtriebe, Kriegsgerichte und Suspenſion der Habeas-Corpus-Acte gingen in den erſten Jahren der Union eben ſo weiter wie vorher, ja, eine geraume Weile ſchien die Unpopu-

larität derſelben auf beiden Seiten des Canals fortdauernd zu wachſen. So wenig wie Burke war es Pitt vergönnt, die Früchte ſeiner großen Schöpfung zu ſehen und zu ernten. Und doch waren die Wirkungen ſeines Geſetzes gewaltig, die ganze Zukunft der Inſel in ſich beſchließend. Man kann ſie in kurzem Ausdruck zuſammenfaſſen. Die Union räumte den Schutt aus dem Wege, der bisher den Zugang zu der Quelle alles Uebels verſperrt hatte, und gab im Allgemeinen die Möglichkeit, auf ihre Schließung hinzuarbeiten.

Früher war Irland durch das Uebergewicht des engliſchen Parlaments und des engliſchen Handels, es waren die Katholiken durch bürgerliche und politiſche Rechtloſigkeit, es war das iriſche Volk durch die Nichtsnutzigkeit ſeiner eigenen Regierung belaſtet geweſen. Auf alle dieſe Punkte hatte ſich die Agitation geworfen, einer nach dem andern war beſeitigt worden, nimmt man aus, daß den Katholiken noch die Mitgliedſchaft des Parlamentes und der Beſitz der höchſten Staatsämter nur erſt in Ausſicht geſtellt war, ſo hatte die Union die erwähnten Mißſtände ſämmtlich beſeitigt. Wenn man die Entwicklung der Gewerbe, des Handels und des nationalen Wohlſtandes im Allgemeinen verfolgt, ſo findet man einen anfangs langſamen, bald aber reißenden Aufſchwung, wie er in ſolchem Umfange äußerſt ſelten in der Geſchichte irgend eines Landes vorgekommen iſt. Der Ausfuhrhandel Irlands, der unmittelbar vor der Union einen durchſchnittlichen Jahreswerth von 6 Millionen Pfund Sterling aufwies, war zehn Jahre nach derſelben auf $12^1/_2$ Million geſtiegen; der Ertrag der indirecten Steuern, der an ſich ein genauer Ausdruck für die Verzehrsfähigkeit und den Reichthum eines Volkes iſt, war in derſelben Zeit von $1^1/_2$ auf $5^1/_2$ Mil-

lionen gewachsen, und der Werth der Bodenrente, die man zehn Jahre vor der Union auf etwa 7 Millionen angab, wurde zehn Jahre nach derselben auf 16 bis 17 Millionen geschätzt. Solchen Segen hatte dem ärmern unentwickelten Lande die innige Verbindung mit dem reichern, vorangeschrittenen gebracht.

Wenn nun die politische Lage fort und fort mit Schwierigkeit, Mißstimmung und Verlegenheit erfüllt blieb, so trat jetzt der wahre und tiefe Grund des Uebels unverdeckt in das Licht der öffentlichen Aufmerksamkeit. Es war ein doppelter, ein moralischer und ein materieller. Auf der einen Seite die allgemeine Entsittlichung, die überall aus lange fortgesetztem Drucke entspringt, auf der andern die unnatürliche Beschaffenheit der agrarischen Zustände, wie sie aus den Bürgerkriegen des siebzehnten Jahrhunderts hervorgegangen waren.

Was das Geistige angeht, so sprach es Burke selbst, so lebhaft er sich für die katholische Sache um ihrer Besten willen interessirte, unumwunden aus: „die Protestanten in Irland sind gerade so beschaffen wie die Katholiken, der Unterschied ist nur jener zwischen der Katze, die aus dem Fenster heraus, und der andern, die in das Fenster hinein sieht. Die Einen sind im Besitze, die Andern im Dienste der Macht. Macht ist eine corrumpirende Sache, besonders niedrige und schachernde Macht. Das steigert die Schlechtigkeit der Protestanten um ein Geringes, sowie es bei den Katholiken ihre Servilität thut. Letztere hat leider zugenommen. Die Alten, die noch die rohe Sclaverei und den Kampf dagegen im Gedächtniß hatten, waren nicht erniedrigt. Der Nachwuchs war gemein und verworfen. Die Jetzigen sind Intriganten wie ihre Väter, nur mit dem Unterschiede: die Väter hatten falsche Grundsätze, sie haben gar keine.

Es kommt alſo allein auf die Lenkung an, um Gutes oder Schlechtes aus ihnen zu machen."

Beinahe mit denſelben Worten ſchreibt im Jahre 1802 Addington's iriſcher Canzler Lord Redesdale aus Dublin: „Protection iſt hier aus Gewohnheit ſehr geſucht, ſie allein gibt Bedeutung und wird auf allen Wegen angeſtrebt. Es iſt ſchwer, einen Menſchen zu finden, der nicht vom Staate irgend etwas für eigene Zwecke zu haben wünſchte. Wir ſind die Gewohnheiten und Folgen des alten Syſtemes noch keineswegs los."

„Hier ſind die Proteſtanten, wenn nicht die Zahlreichſten, aber doch die Stärkſten, ſo lange ſie auf die Regierung bauen. Sollten ſie aber einmal den Argwohn faſſen, von der Regierung betrogen zu werden, ſo würden ſie wetteifern, ſich der Macht zu unterwerfen. So iſt der iriſche Charakter."

„Es wird lange dauern, bis die hieſigen Machthaber ſich gewöhnen, ſo zu handeln, wie ſie es in England müßten. Wer hier mit engliſchen Augen ſieht, und nach engliſchen Anſichten denkt, wird oft irren. Ich war oft erſchreckt über Maßregeln, die man von uns als legale Dinge und ſich ganz von ſelbſt verſtehend forderte. Jetzt thue ich dergleichen, weil ich einſehe, das es, wenn auch ungeſetzlich in England, hier doch nöthig iſt."

Man ſieht, wenn der Canzler zunächſt auch die Machthaber kritiſirt, ſo trifft doch ſein Urtheil nach allen Seiten hin die Regierten mit. Hochtoryiſtiſch, wie er ſonſt geſinnt iſt, beſtätigt er die Richtigkeit ſeiner Beobachtung durch den Widerwillen, womit er ſich auf die Ergebniſſe derſelben einläßt. Schwerlich wird man ihn tadeln können, wenn er im Jahre 1803 die Wahrnehmung ausſpricht: „Hier ſind Wenige, die ſich nicht ausſchließlich in kleinen Intereſſen oder Leidenſchaften

bewegten, noch Wenigere, die einige Kenntniß von der Lage der Dinge haben," und dann, übereinſtimmend mit Burke, ſchließt: „das Schickſal des Landes hängt allein von den hieſigen Engländern und von Großbritannien ab."

Nicht minder belehrend ſind ſeine Briefe dann auch über die nicht minder wichtige, über die agrariſche Frage. Wie er ſie und das Recht derſelben beurtheilt, kann uns gleichgültig ſein, die Thatſachen, die er anführt, ſind um ſo zweifelloſer, als irgend eine Uebertreibung gerade nicht im Intereſſe ſeines Syſtemes gelegen hätte.

Er ſagt nun: „die Katholiken hier nennen ſich Iriſch, und bezeichnen nicht bloß die Einwohner von Großbritannien, ſondern auch die iriſchen Proteſtanten als Sachſen. Der Streit dreht ſich jetzt darum, ob die Proteſtanten ihre Beſitzungen behalten, oder die Katholiken nebſt einigen iriſchen Convertiten allein die Landeigenthümer werden ſollen. Sie ſagen, es war Unrecht, in Irland die Reformation einzuführen, die Katholiken wegen ihres Widerſtandes zu beſtrafen, die geiſtlichen Güter dem reformirten Klerus zu geben, das Land des Grafen von Desmond und der Anhänger Jakob's II. einzuziehen. Das Alles muß zurückgegeben werden. Aber ſollen etwa die Sachſen in England die Güter der Normannen zurückbekommen? ſind in Irland nicht die jetzigen Eigenthümer rechtliche Beſitzer im ſiebenten und zehnten Geſchlechte, Erwerber unter allen Titeln, vertrauend auf die Bürgſchaft des Geſetzes?"

„Wilberforce ſagt: man ſoll die Zehnten der katholiſchen Kirche zurückgeben. Das heißt man ſoll die anglicaniſche Kirche vernichten, denn dies wäre die einzige Wirkung davon. Und weiter, gebt ſie zurück, und ihr rührt gar nicht an den Grund

des Mißvergnügens. Die Güterconfiscationen ſind deſſen einzige Quelle. Sie haben die Ungewißheit des Titels und des Beſitzes geſchaffen, welche das Volk ſo wild gemacht hat. Wahrlich bitteres Unrecht klebt ihnen an. Und jetzt gibt es keinen Bauern, der als Tagelöhner den Acker ſeiner Vorfahren baut, und nicht bei jedem Streiche ſagt: hier müßte ich der Herr ſein."

In dieſen Worten iſt, im Jahre 1803, das Problem ſcharf und klar hingeſtellt, welches bis auf die Gegenwart alle iriſchen Zuſtände beherrſcht. Die engliſchen Machthaber ſeit Addington haben es gekannt, aber nicht gewagt, ſich in ſeine Widerſprüche einzulaſſen. Auf der einen Seite ein ſchneidendes Bedürfniß, welches ſie ſelbſt freilich nicht verſchuldet, ſondern von einer mehr als hundertjährigen Vergangenheit überkommen haben. Auf der andern die Furcht vor einer Erſchütterung der Hochkirche, der dieſe Miniſter vor 1829 nun einmal eben ſo wie dem britiſchen Staate vereidigt waren, und die Scheu, ein jetzt wohlerworbenes Privatrecht anzutaſten. So hat ſich dieſes Elend durch die Geſchlechter fortgeſchleppt bis auf den heutigen Tag.

Daß die politiſche Demoraliſation in Irland ſeit 1803 ſich in unendlichem Maße vermindert hat, daß die unter der Herrſchaft der Union herangewachſene Verwaltung von den Mängeln ihrer Vorgängerin zum größten Theile frei geworden iſt, wer könnte es den heutigen Thatſachen gegenüber läugnen? Die engere Verbindung mit England hat hier die von Burke gewünſchte Kraft bewährt, und an der entſprechenden Hoffnung wird auch in Bezug auf die agrariſchen Zuſtände Jeder feſthalten müſſen, der ihnen eine legale und nicht eine revolutionäre Aenderung wünſcht. Eine Austreibung der jetzigen Beſitzer kur-

zer Hand wäre keine geringere Rechtsverletzung als die alten Confiscationen, und für das Gesammtwohl des Landes schwerlich ergiebiger als diese: eine Ausgleichung wird aber, wenn überhaupt möglich, eher gelingen, wenn sie von der Gesammtinstanz des britischen Parlaments, als wenn sie in Irland allein von den streitenden Interessen selbst betrieben wird.

Es wird für immer dabei bleiben: die Union, wie sie von Burke und Pitt betrieben wurde, bildet den wahren, und entscheidend wohlthätigen Wendepunkt in Irlands Unglücksgeschichte. O'Connell's Repealbewegung, falls sie überhaupt etwas Anderes als ein Fechterstreich war, hatte einzig insoweit logischen, aber nimmermehr heilsamen Sinn, wenn sie nach dem Plane ihrer Urheber nur die Vorstufe zu gänzlicher Trennung von England und völliger Ausstoßung des englischen Elementes bilden sollte.

# Ueber die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen.

Bonn, 3. August 1863.

Es iſt unmöglich, in dieſem Jahre den Gedenktag Friedrich Wilhelm's III. zu feiern, ohne ſich in die große Zeit zurückzuverſetzen, aus deren Kämpfen jetzt vor einem halben Jahrhundert ein neuer Staat, ein neues Volk, ein neues Preußen hervorgegangen iſt.

Damals erlebte der König ſein Geburtsfeſt inmitten der ſchwerſten Spannung, die ſich während der Verhandlungen des Waffenſtillſtandes über ganz Europa gelagert hatte. Es handelte ſich um Oeſterreichs Beitritt zu dem Befreiungsbunde; Metternich hatte dem Kaiſer Napoleon ein Ultimatum geſtellt, deſſen Annahme die franzöſiſche Weltherrſchaft gegen geringfügige Opfer befeſtigt hätte; alle Hoffnungen der Vaterlandsfreunde klammerten ſich an den Gedanken, daß dem Uebermuthe Napoleon's auch jene kleinen Einbußen unerträglich ſein würden. Die Stunden ſchlichen in dieſer Spannung mit bleierner Langſamkeit: Wir vegetiren hier, ſchrieb Stein am 3. Auguſt, in Erwartung der Ereigniſſe; unſere Nachrichten ſind indeſſen gut und wir hoffen. Genau eine Woche ſpäter, in der Nacht vom 10. auf den 11. war die Entſcheidung vorhanden, das Bündniß mit Oeſterreich geſchloſſen, und die Feuerzeichen meldeten von Berg zu Berg den Beginn des heiligen Krieges, des Krieges, der nicht allein über die auswärtige Macht und Selbſtſtändigkeit

unſeres Staates, ſondern auch über die weitere Geſtaltung unſerer innern Politik entſchied, des Krieges, deſſen fünfjährige Vorbereitung die Grundlagen der altpreußiſchen Monarchie verwandelt hatte, und deſſen Verlauf die Fundamente des künftigen Verfaſſungsſtaates legen ſollte.

Dieſe doppelte Bedeutung des großen Ereigniſſes iſt weltbekannt. Niemand, welcher Stein's Einrichtungen von 1808, Hardenberg's Verfügungen von 1810, Boyen's Wehrgeſetz von 1814, das Edict über künftige Reichsſtände von 1815 kennt, wird einen Zweifel darüber hegen können, daß es ſich damals nicht allein um nationale Selbſtſtändigkeit, ſondern auch um politiſche Freiheit, daß es ſich um die letztere als die einzig zuverläſſige Waffe zur Erringung und Behauptung der erſtern handelte. An dieſer Thatſache iſt, wie geſagt, kein Zweifel möglich. Deſto häufiger aber und nachdrücklicher iſt über die weitere Frage geſtritten worden, ob die politiſche Freiheit, die allerdings zum Kampfe einleuchtend gute Dienſte gethan, auch für den dauernden und bleibenden Beſtand des Staates brauchbar und heilſam ſein würde. Die Nation im Ganzen hat ſie mit unwiderſtehlicher Ueberzeugung bejaht, während mehr als ein Herrſcher und Miniſter und Bundestagsgeſandter bedenkliche Zweifel darüber gehabt hat. Schon in der Zeit des Befreiungskrieges ſelbſt gingen die Anſichten ſcharf auseinander. Der größte Staatsmann der Zeit, der Freiherr vom Stein war überzeugt, daß ſeine Schöpfungen für immer die Bedingung preußiſcher Größe ſein würden; der größte Junker des damaligen Preußen, Baron Marwitz, erklärte, Stein habe noch größeres Unheil als Napoleon ſelbſt über die Monarchie gebracht. Stein's und Marwitz's Geſinnungsgenoſſen haben ſich auch bisher nicht

verſtändigt, und werden noch manches kommende Jahr unſere praktiſche Politik mit ihrem Kampfe erfüllen. Für unſere heutige Betrachtung verſetzen wir die Frage auf ein anderes Gebiet, wo die politiſche Leidenſchaft verſtummt, und doch — oder eben deshalb — reiche Quellen politiſcher Belehrung fließen, auf das Gebiet der wiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Prüfung. Was im Staate für die Zukunft Werth und Dauer haben ſoll, muß feſte Wurzeln in dem Boden der Vergangenheit beſitzen. Wie ſtand es in dieſer Beziehung mit der Geſetzgebung der Befreiungszeit? Wie verhielt ſie ſich zu der frühern Ueberlieferung unſeres Staates? War das Neue, welches ſie demſelben zuführte, eine Zerſtörung oder eine Fortentwicklung des Alten?

Der Gründer der preußiſchen Monarchie iſt der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm. Als er 1640 inmitten der Stürme des dreißigjährigen Krieges ſeinem Vater in der Herrſchaft folgte, gab es noch keinen Staat für ſeine Regierung, ſondern eine Anzahl zerſplitterter, weit von einander entlegener, nur in ſeiner Perſon verbundener Landſchaften. Kein Brandenburger durfte in Cleve, kein Preuße in Brandenburg angeſtellt werden; es war Geſetz in Oſtpreußen, daß nur einheimiſche Truppen die Provinz betreten ſollten. Die Regimenter in Brandenburg waren außer dem Kurfürſten dem Kaiſer vereidigt, in Cleve lagen holländiſche und heſſiſche Beſatzungen, und für Preußen mußte der Kurfürſt der Krone Polen Lehnspflicht leiſten. Die Landſtände der einzelnen Provinzen hatten die bedeutendſten Rechte und Freiheiten; der Kurfürſt bezog nach eigenem Ermeſſen die Einkünfte ſeiner Domänen, an Steuern aber nur, was die Stände der betreffenden Provinz bewilligten; wichtige Geſetze ſollten nicht ohne Zuſtimmung der Stände Gültigkeit haben, wichtige

Verwaltungsſachen nicht ohne ihren Beirath geordnet werden. Die Landtage ſetzten ſich zuſammen aus Vertretern des ritterbürtigen Adels und der Städte, ſo jedoch, daß die Ritterſchaft entſchieden das Uebergewicht in der Verſammlung beſaß, und in Oſtpreußen daſſelbe, in heftigem Streite mit der Stadt Königsberg, faſt zu alleiniger Regierung des Landes geſteigert hatte. Die Bevölkerung hatte in dem endloſen entſetzlichen Kriege furchtbare Leiden durchgemacht; Menſchenzahl, Wohlſtand und Bildung waren in grauenvoller Weiſe zurückgegangen, und der Sinn für Gemeinwohl, Recht und Selbſtſtändigkeit in den heruntergekommenen, ſtumpf gewordenen Menſchen gebrochen. Am härteſten traf die Rauhheit der Zeit die Bauern, welche ſchon vor dem Kriege durch die adligen Grundherren immer ſchwerer belaſtet, immer ſtärker unterworfen worden waren, und in der jetzigen Noth dem Grundherrn die Friſtung eines dürftigen Lebens oft genug mit voller Leibeigenſchaft bezahlen mußten. Das ſtädtiſche Gewerbe und der auswärtige Handel lagen völlig darnieder; Schulen und Univerſitäten waren verödet oder verwildert; in Literatur und Kunſt hat Deutſchland niemals eine unfruchtbarere und troſtloſere Zeit erlebt als das Jahrhundert zwiſchen dem weſtphäliſchen Frieden und Goethe's Geburt. Nimmt man dieſe Züge zuſammen, ſo ſieht man in jeder der einzelnen Landſchaften den grundherrlichen Adel allmächtig über die Maſſe der bäuerlichen Bevölkerung, faſt befreit von der Herrſchaft der Staatsgewalt und völlig aufgehend in ſeinen landſchaftlichen oder Standesintereſſen, die Städte weder durch gewerbliche Thätigkeit noch durch geiſtige Bildung im politiſchen Sinne erheblich oder einflußreich, Bürger und Bauern von jeder politiſchen Thatkraft und nationalen Geſinnung entblößt. Der

Kurfürſt war der einzige Menſch in ſeinen Staaten, welchem der Trieb der Selbſterhaltung mit der Förderung des Staatswohles und der Staatseinheit unmittelbar zuſammenfiel, welcher durch ſeine perſönliche Stellung darauf angewieſen war, die zerſplitterten Kräfte zuſammenzufaſſen, die locale und ſtändiſche Selbſtſucht zu brechen, durch die Gründung einer echten Staatsgewalt dem Wiedererblühen von Wohlſtand und Bildung einen ſicher befeſtigten Raum zu ſchaffen. Es war die einzige Rettung aus dem entſetzlichen Elend, welches der Krieg dem ganzen deutſchen Norden erſchaffen hatte. Wer ſie unternahm, konnte in der rauhen Zeit nicht mit ſanften Mitteln, nicht mit Freiheit und Gerechtigkeit wirken: auf Klugheit und Stärke, auf Liſt und Kühnheit kam es an; der Abſolutismus und die Dictatur lagen in der Luft — nur daß ſie ſtets im Sinne des höchſten Zieles verwendet würden, für die Schöpfung des höchſten irdiſchen Gutes, des nationalen Bollwerkes, des Staates.

In dieſem Sinne faßte der große Kurfürſt ſeinen Beruf. Kurz vor ſeinem Regierungsantritt hatte er vier friſche Jugendjahre in Holland zugebracht; dort im Feldlager am Hofe ſeines Großoheims Friedrich Heinrich von Oranien hatte er eine Fürſtenart kennen gelernt, die ſehr anders war, als die im Reiche hergebrachte; er hatte geſehen, wie die Oranier dort an der Spitze eines freien Volkes durch gemeinnütziges Wirken und heldenmüthiges Kämpfen die erſte Stelle in der Republik ſich immer neu verdienten; er hatte das Bild eines freien und kräftigen Gemeinſinnes zu unauslöſchlichem Eindruck in ſeine Seele aufgenommen. In einem der wichtigſten Momente ſeines Lebens ließ er eine Denkmünze mit der Inſchrift ſchlagen: Für Gott und das Volk. Seinen jungen Söhnen dictirte er als

Wahlſpruch, mit dem Verſprechen, ſechs Ducaten ſolle der erhalten, der ihn zuerſt auswendig wiſſe, den Satz: So werde ich das Regiment führen, daß ich eingedenk bleibe, es ſei des Volkes und nicht meine perſönliche Sache.

Allerdings, was er zunächſt einrichtete, war das Gegentheil eines volksthümlichen Verfaſſungsſtaates. Das Erſte und Dringendſte war, Macht zu erlangen, um den Staat erſt zu gründen, und auf Macht ging dann der Kurfürſt aus. Er brachte eine Anzahl geworbener Regimenter zuſammen, und errang ſich bei den Ständen als feſtes und bleibendes Einkommen eine allgemeine Verbrauchsſteuer, die Acciſe. Herr von Burgsdorf hatte die märkiſche Ritterſchaft gewarnt: wenn der Kurfürſt erſt Geld und Soldaten habe, werde es mit der Freiheit des Adels vorbei ſein. In der That ſo war es: ſeit dieſer Zeit ging die landſtändiſche Verfaſſung der Provinzen zu Grabe. Der Kurfürſt ſchaltete in Geſetzgebung und Finanzen nach ſeinem fürſtlichen Ermeſſen, und ernannte ſogar ſein Miniſterium zur höchſten Inſtanz in der Rechtspflege. Im Uebrigen aber hütete er ſich mit großer Vorſicht, den Mächtigen im Lande weitern Grund zu materieller Unzufriedenheit zu geben. Die Ritter behielten ihre Steuerfreiheit, Grundherrlichkeit, Patronatsrechte, Patrimonialgerichte und Polizeigewalt, und zur Entſchädigung für die alten landſtändiſchen Befugniſſe bot ihnen der Kurfürſt den Zugang zu den wichtigſten Aemtern ſeines neuen Kriegs- und Civilſtaates.

Nachdem er ihre Sondergelüſte gebrochen, überhäufte er ſie in ſeinem Dienſte mit Ehren, Würden und geſteigertem Einfluß. Auf dieſem ſtillſchweigenden Abkommen mit dem Adel beruhte in Wahrheit die Kraft ſeiner Regierung. Er überließ ihm die

unterdrückte persönliche Freiheit der Bauern, dafür verzichtete der Adel auf die einst von ihm vertretene politische Freiheit des Landes. Was der Kurfürst erstrebte und erreichte, war unbehindertes Wirken für seine Staatszwecke, vor Allem für die Grundlage und Bedingung jedes Gedeihens, für Sicherheit und Selbstständigkeit nach Außen. Er hat sich auch für die innern Angelegenheiten, Heilung der Kriegswunden, Wiederanbau des Landes, erste Keime einer neuen Bildung, nach Kräften bemüht, doch ist er hier nicht zu systematischer Pflege und organischen Einrichtungen gelangt. Sein Leben ging dahin in Kampf und Kampfesarbeit, nicht immer streitend, aber jeden Augenblick streitfertig, bald lavirend und ausbeugend, bald in kräftigem Angriff und rastlosem Getümmel. So befreite er Preußen von der polnischen Lehnshoheit, warf die Schweden mit zermalmenden Schlägen aus Brandenburg hinaus, und scheute es nicht, den Kampf gegen die ungeheure französische Uebermacht in gerechter Sache aufzunehmen. Ueberaus charakteristisch ist das politische Ergebniß seiner kriegerischen Bestrebungen. Die Friedensschlüsse von 1648 und 1657, die ihm die Anerkennung, der erste seiner fürstlichen Souveränetät im Allgemeinen, der andere seiner preußischen Selbstherrlichkeit im Besondern brachten, benutzte er bestens als angebliche Rechtstitel zur Unterwerfung seiner adligen Vasallen und provinziellen Stände. Nachdem er hiermit absoluter Monarch geworden, verwandte er die Streitkraft seines Staates zweimal für die Rettung politischer Freiheit gegen absolutistische Unterdrückung, 1672 zum Schutze der Republik Holland gegen König Ludwig XIV., 1688 zur Unterstützung der englischen Revolution gegen die Reactionsherrschaft König Jakob's II.

In dieſen Anfängen der preußiſchen Monarchie war die ganze Richtung ihrer Zukunft ausgeſprochen.

Dem jungen Staate brachte der Sohn des großen Kurfürſten den entſprechenden Schmuck der Königskrone, darauf der Enkel die Durcharbeitung und Vollendung in allen Theilen des innern Staatsweſens. Die Einrichtungen dieſes Fürſten, Friedrich Wilhelm I., muß man ſich vergegenwärtigen, wenn man die Natur der altpreußiſchen Monarchie erkennen will. Ein Mann von ſtarkem und rohem Stoffe, von heftiger Leidenſchaft und derbem Menſchenverſtand, durch und durch wohlgeſinnt, in allen Affecten einzig auf die Macht ſeiner Krone und ſeines Staates gerichtet, bis zum letzten Athemzuge dem Dienſte des gemeinen Wohles hingegeben. Die beſtimmenden Eindrücke ſeiner Jugend hatte er auf dem Lande empfangen; als Kronprinz hatte er ſeinen Lieblingsaufenthalt in Schloß Wuſterhauſen, inmitten ſeiner Bauern und Knechte, mit der Pflege des Ackers und der Ausbildung einiger Recruten beſchäftigt, unberührt von geiſtigen Bildungselementen außer den Uebungen rechtgläubig kirchlichen Gottesdienſtes. In entſprechender Weiſe führte er dann ſpäter auch das königliche Regiment, als ſtrenger Hausvater des ganzen Volkes, als Verwalter, General und Seelſorger des ganzen Staates, unausgeſetzt beſchäftigt mit der Erzwingung von Sparſamkeit und Ordnung, von regelrechter Gottesfurcht und blindem Gehorſam. Sein Weſen erſcheint in ſeinen einzelnen Aeußerungen abſtoßend durch Willkür, Heftigkeit und Brutalität, aber in hohem Grade achtungswerth nach dem Maße ſeiner praktiſchen Fähigkeit, nach dem Grunde ſeiner Geſinnung, und dem letzten Zwecke ſeines Strebens.

Die äußern Grundlagen des Staatsweſens blieben zum

Theile ungeändert. Auf dem platten Lande, alſo bei ungefähr vier Fünfteln der Bevölkerung ſtand es wie unter dem großen Kurfürſten: die Grundherren regierten die Bauern, der König aber beherrſchte die Grundherren und damit die Bauern und das ganze Land. Auf das engſte ſchloß ſich hieran die Geſtaltung des Heerweſens, wie ſie der König nach vielfach wechſelnden Verſuchen endlich 1733 definitiv feſtſtellte. Sein Wunſch wäre geweſen, die geworbene Soldateſca völlig loszuwerden, und im Sinne des großen und nationalen Staatszweckes das Heerweſen durchaus auf die allgemeine Dienſtpflicht der Unterthanen zu gründen. Allein die Verhältniſſe waren dazu noch nicht angethan, und der König, der bei allem ſelbſtherrlichen Eigenſinn ein offenes Auge für die ſachliche Möglichkeit der Dinge hatte, trug ihnen Rechnung. Es kam endlich dahin, daß etwas über ein Drittel der Armee aus geworbenen Ausländern, der größere Theil aber aus Inländern beſtand, die auf ein oder anderthalb Jahre unter die Fahnen geſtellt, eingeübt und dann in die Heimath beurlaubt wurden. Dieſe einheimiſche Mannſchaft umfaßte aber mit geringen Ausnahmen nur jüngere Bauernſöhne, Ackerknechte und Tagelöhner; die Bevölkerung der größern Städte und die gebildeten Claſſen waren vom Kriegsdienſte geſetzlich befreit. Wenn nun damals die nur ſelten verlaſſene Regel aufkam, die Officierſtellen allein dem einheimiſchen Adel zu geben, ſo ſieht man leicht, wie dies den bürgerlichen Verhältniſſen der Zeit genau entſprach. Der Edelmann befahl dem Bauer zu Hauſe als Gutsherr, und befahl ihm ebenſo im Heere als Officier. Daß hiernach der Bauer beim Regimente aus dem gewohnten Lebenszuſtande gar nicht herauskam, war die ſicherſte Grundlage für die Disciplin, und daß der Edel-

mann überhaupt als Officier im Heere diente, war wieder dem König eine neue Bürgſchaft für die politiſche Unterwürfigkeit ſeines Adels. Die Subordination im Dienſte war unbedingt, jedoch Uniform und Ehre für alle Officiersclaſſen gleich, und die Kriegsartikel hatten die Clauſel: der Officier ſoll gehorchen, es ſei denn, daß ihm etwas wider die Ehre befohlen würde. Die Zucht der Mannſchaft war furchtbar ſtreng, ja grauſam; es wurde übermäßig geprügelt, doch war dies freilich dem Soldaten auch zu Hauſe kein ungewohntes Schickſal, da der König mehr als eine Verordnung gegen das Prügeln der Gutsunterthanen zu erlaſſen für nöthig erachtete. Sonſt ſorgte er mit genauer Pflege für das Wohlbefinden der Soldaten, ſeiner lieben blauen Kinder, wie er ſie nannte, im Ganzen nach der Regel, daß des Königs Kriegsknecht überall beſſer leben müſſe, als der Ackerknecht des Grundherrn.

Die Armee war alſo völlig auf die Zuſtände des platten Landes gegründet; ſie war im letzten Grunde nichts als eine höchſt einſichtige und ſtraffe Neugeſtaltung — im ſtreng monarchiſchen Sinne — des alten feudalen Lehnsaufgebotes, der Ritter und ihrer Hinterſaſſen. Weſentlich andere, jedoch nicht weniger frappante Züge erſcheinen in der Civilverwaltung des Königs. Sie war ganz und gar nicht feudal, ſie war bureaukratiſch, die erſte Verkörperung des bureaukratiſchen Syſtems in ganz Europa. Sie wurde in ihrem Perſonale vorwiegend aus bürgerlichen Männern gebildet, ebenſo deutlich, wie das Officiercorps vorwiegend aus Adligen. Sie erhielt 1722 eine planmäßige und völlig umfaſſende Organiſation, ein Generaldirectorium in Berlin, mit Kammern in den Provinzen, unter welchen in ſtrenger Subordination die adligen Landräthe der

einzelnen Kreiſe ſtanden. Ihre Aufgabe war Pflege und Hebung der Landeswohlfahrt nach allen Richtungen, gleichmäßige Vertheilung der Steuern, durchgreifende Beaufſichtigung des Gemeindeweſens in den Städten, Schöpfung von Induſtrie und Fabriken durch Staatszuſchüſſe und Ausſchluß fremder Concurrenz, Belebung des Verkehrs durch Poſtweſen und Canäle, Wachsthum der Städte durch beſſern Häuſerbau, feuerfeſte Dächer, tüchtiges Spritzenweſen, reichliche Erzeugung von Lebensmitteln durch verbeſſerten Betrieb des Ackerbaues, auskömmlicher Nahrungsſtand der einzelnen Berufsclaſſen durch feſte Abgrenzung der Zünfte und obrigkeitliche Taxirung der Preiſe und Löhne, endlich auch Verbeſſerung der Moral durch Regelung des Privatlebens der Bürger, Verbot von Tanzvergnügungen, Branntweinſchenken, Schützengilden und dergleichen. Der König war unermüdlich in dieſen Dingen, durchdrang ſeine Beamten mit der eigenen Raſtloſigkeit, jagte in Berlin wohl eigenhändig müßiggehende Bürger von der Kegelbahn an die Arbeit oder vom Spaziergang in die Kirche. Denn, wie geſagt, er hielt ſtrenge auf die rechte Religion; einen Berliner Zahnarzt, der Atheiſt ſein ſollte, unterwarf er Allerhöchſtſelbſt einem theologiſchen Examen; einen freidenkenden Philoſophen bedrohte er ſehr ernſtlich mit dem Strange, einen angeblichen Socinianer wollte er ſogar einmauern laſſen. Die Geiſtlichen überwachte und lenkte er faſt ebenſo genau und bis in die Einzelnheiten ihres Dienſtes wie die Officiere ſeiner Regimenter oder die Amtleute ſeiner Krongüter, und wie dann von dieſen die Bauern und Soldaten, ſo waren von jenen die Schullehrer vollkommen abhängig, aus deren Händen die Maſſe der Bevölkerung ihre geſammte geiſtige Ausbildung empfing. Endlich aber, wie als den

Kriegsherrn und oberſten Biſchof betrachtete ſich der König auch als den höchſten Richter des Landes, fuchtelte die Kammergerichtsräthe, die nach ſeiner Anſicht das Recht gebeugt hatten, und ſchärfte in unzähligen Fällen die Criminalurtheile, die ihm zur Einſchüchterung der Verbrecher nicht ausreichend dünkten.

Gewiß viele dieſer Maßregeln erſcheinen uns barock, viele verkehrt, viele tyranniſch. Im Ganzen aber treten dieſe Härten zurück vor dem Kerne des Strebens und der Größe des Erfolges. Schließlich gab es damals keinen andern Staat in Deutſchland von ſolcher Ordnung der Finanzen, ſolcher Ausbildung der Wehrkraft, ſolcher Solidität der Verwaltung. Wie die Unterthanen unterwarf ſich der König ſelbſt dem Staatszwecke unbedingt, und nichts Anderes war dieſer Zweck, als das materielle und ſittliche Wohl der Geſammtheit. Nun erkennt man aber leicht, daß ein ſolches Wirken für die Geſammtheit, mag es noch ſo abſolutiſtiſch auftreten, in ſich ſelbſt den Keim zur künftigen Beſchränkung der Abſolutie, den Keim zur künftigen Belebung der politiſchen Freiheit enthält; denn die Geſammtheit, deren ſteigendes Wohl die Summe alles Strebens ſein ſoll, beſteht aus Menſchen, und das Wohl jeder menſchlichen Natur hat einen gewiſſen Grad der freien Selbſtbeſtimmung zur unerläßlichen Vorausſetzung. Die Erklärung des Geſammtwohls als höchſten Staatszweckes macht auf die Dauer den Abſolutismus unmöglich: und umgekehrt, der conſequent fortgeſetzte Abſolutismus kann nicht das Geſammtwohl, ſondern nur ſeine eigene Größe als Zweck, und das Wohl der Unterthanen lediglich als Mittel dazu begreifen. Eben deshalb führt eine bureaukratiſche Verfaſſung, ſei ſie für's Erſte noch ſo abſolutiſtiſch, mit Naturnothwendigkeit allmälig zum liberalen

Staate: und umgekehrt, der gemeinnützigſte Abſolutiſt, wenn er ſich einmal auf die Conſequenz ſeines Standpunktes beſinnt, läuft Gefahr, in dynaſtiſche, feudale oder perſönliche Selbſtſucht zu gerathen. Man ſpürt etwas von dieſer Entwicklung auch in Friedrich Wilhelm I., wenn er zum Beiſpiel dem Generaldirectorium wegen „Conſervation der Unterthanen" erläutert: „Von was großer Importanz die Conſervation der Unterthanen vor jedwede Puiſſance ſei, und was es vor gefährliche Suiten nach ſich ziehen könne, wenn durch gar zu ſchwere Laſten die Unterthanen enerviret, und in ſolchen Stand geſetzet werden, daß ſie ihrem Landesherrn die praestationes entweder gar nicht mehr oder doch nicht völlig leiſten können, das iſt männiglich bekannt, und hat derowegen das Generaldirectorium auf die Conſervation Unſerer ſämmtlichen Unterthanen mit großem Fleiß und Application treues Abſehen zu richten." Derowegen — damit der Landesherr ſtets die nöthigen Steuern erhalte, deshalb ſind die Unterthanen zu ſchonen. Oder wenn er im Allgemeinen die Beamten verpflichtet, ihm ſtets ohne alle Flatterie die Wahrheit zu ſagen, und ſachgemäße Anträge nach ihrer Ueberzeugung zu ſtellen: im Einzelnen erklärt er es doch für verrückt und verbrecheriſch, wenn ein Beamter zu Gunſten eines Dritten gegen den Fiscus berichtet: denn dazu ſeien die Beamten nicht bezahlt, daß ſie gegen ihn Partei machten. Beides lag in aller Unbefangenheit in ſeinem Geiſte neben einander. Er kannte keinen Unterſchied zwiſchen ſich ſelbſt und dem Staate: Wir ſind König, ſagte er, und können thun, was Wir wollen. Er wußte es nicht anders, als daß er der ſichtbare Statthalter Gottes auf Erden ſei, durch göttliche Anordnung mit den Rechten begabt, welche Samuel den Israeliten warnend aufzählte,

als ſie von ihm die Einſetzung eines Königs begehrten. Für ſein perſönliches Befinden war allerdings dieſe Schrankenloſigkeit des Rechtes und des Willens nicht heilſam. Heißblütig und jähzornig, wie er war, ließ er ſeinen Affecten allmählich in ſolchem Maße den Zügel ſchießen, daß während ſeiner letzten Lebensjahre mehrmals in ſeiner nächſten Umgebung die Sorge wegen völliger Geiſtesverwirrung rege wurde.

Die abſolute Monarchie hatte unter Friedrich Wilhelm I. ihren Höhenpunkt erreicht. Nach unverbrüchlichen Geſetzen trat damit auch die Wendung ein.

Es iſt nicht nöthig, die Perſönlichkeit Friedrich's des Großen zu ſchildern; ſie ſteht uns Allen in gleicher Lebendigkeit, wie den Zeitgenoſſen, vor Augen.

Was ein unbeſchränkter königlicher Wille bedeuten könne, hatte Friedrich als Kronprinz in langjährigem Leidensſtande auf das Schwerſte empfunden. Sein Geiſt, von Natur zugleich mit der höchſten Herrſcherkraft und einem allſeitigen Bildungstriebe begabt, war in der Schule bitterer Prüfung geſtählt worden: er hatte die Kraft gewonnen, ſich von den überlieferten Autoritäten zu befreien, und aus jenen Grundſätzen des großen Kurfürſten die zutreffende Conſequenz zu ziehen.

Da der Zweck des Staates die Wohlfahrt Aller, da die Regierung nicht die perſönliche Sache des Monarchen, ſondern des Volkes iſt, ſo geht nach Friedrich's Anſicht auch der Urſprung der Monarchie auf einen Willensact des Volkes zurück, das ſich einen König ſetzt, nicht um ihm knechtiſch zu dienen, ſondern um an ihm den Vollſtrecker des Rechtes, den Hüter des Geſetzes, die Quelle der Wohlfahrt zu haben. Das Volk hat dabei nicht geſagt: wir erheben Dich über uns, weil wir

gerne Sclaven ſein wollen — ſondern es hat geſagt: wir bedürfen Deiner, um die Geſetze aufrecht zu erhalten, denen wir gehorchen wollen, um weiſe regiert und tapfer vertheidigt zu werden, übrigens fordern wir Achtung für unſere Freiheit. Gegen dies Verlangen des Volkes findet keine Einwendung Statt. Der König ſoll theilnehmendes Gefühl für den niedrigſten ſeiner Unterthanen haben; er ſoll ſich bei jeder Verfügung vorher fragen, wie Bürger und Bauer darüber urtheilen werden. Der König iſt nichts als der erſte Diener des Staates.

Dieſe Grundſätze hat Friedrich als junger Mann ausgebildet; er hat ſich ſein Leben lang zu ihnen bekannt, und ſie kurz vor ſeinem Tode noch einmal in einer ausführlichen Denkſchrift ſeinem erſten Miniſter entwickelt. Sie ſetzen, wie der erſte Blick es zeigt, die Berechtigung Aller zu politiſcher Freiheit und Selbſtbeſtimmung voraus. Nach ihnen haben die Geſetze deshalb ihre bindende Kraft, weil das Volk ihnen gehorchen will, und der König hat ein Recht zur Herrſchaft, inſofern er dem Volke die Erfüllung dieſes Willens ſichert: übrigens „fordern wir Achtung für unſere Freiheit.“ Und wenn der König keine Verfügung erlaſſen ſoll, ohne vorher zu erwägen, was die Bürger und Bauern zu derſelben ſagen werden, ſo liegt kein Schluß näher, als daß kein Geſetz verkündet werden möge, ehe man Bürger und Bauern über ihr Urtheil befragt habe. Die volle Conſequenz dieſes Standpunktes führt demnach unaufhaltſam zu perſönlicher Freiheit der Bauern, zu ſelbſtſtändiger Verfaſſung der Gemeinden, ja zu parlamentariſcher Geſetzgebung mit all' ihren weitgreifenden Folgen.

Jedermann weiß, daß Friedrich dieſe Conſequenzen nicht gezogen hat. Er hat die Staatsgewalt in ebenſo unbeſchränkter

Weiſe wie ſein Vater behauptet. Er hat verwaltet und recrutirt, Steuern und Zölle erhoben, Geſetze gegeben und geändert, ſchlechterdings nach dem eigenen abſoluten Willen. Er hat höchſt gewiſſenhaft überlegt, wie ſeine Geſetze auf die Intereſſen der Bürger und Bauern wirken würden, aber er war überzeugt, daß er das beſſer beurtheile als die Betheiligten ſelbſt. Er hat ſich keinen Augenblick Ruhe gegönnt, um dem Beſten ſeines Landes zu leben, um es weiſe zu regieren und tapfer zu vertheidigen, aber er war durchdrungen davon, daß unter ſeiner Alleinherrſchaft das Gemeinwohl beſſer gedeihe, als es etwa in England unter den Zänkereien des Parlamentes der Fall ſei. Es kam dazu, daß er wenige Monate nach ſeinem Regierungsantritt ſich zum ſchleſiſchen Kriege entſchloß, und ſeitdem, keinen Augenblick vor übermächtigen Kriegsgefahren ſicher, in ſeiner äußern Lage den ſtärkſten Antrieb zur Dictatur empfing. Vor Allem aber, ſeine Natur war erfüllt von Fähigkeit und Trieb und Feuer zur Herrſchaft: er ging ſeinen Weg, es gab Niemand im Lande, der ihn zu kreuzen gewagt, es gab aber auch Niemand, der ihn zu hindern gewünſcht hätte. Sein Volk war einverſtanden mit ſeiner Dictatur.

Bei einem Menſchen von ſolchem Schwung ergibt ſich die Richtung des Handelns unmittelbar aus der Art der Begabung. Friedrich war vor Allem Staatsmann im prägnanten Sinne des Wortes; er verſtand es, ſtark zu ſein, indem er die Intereſſen und Leidenſchaften der Andern ſeinen Zwecken unterwarf. So trat er als Feldherr und Diplomat unmittelbar unter die wenigen Führer der Weltgeſchichte, welche dem Leben der Völker ihre Bahnen gezeichnet haben, war unüberwindlich für den Anfall von halb Europa und hieß dann zwei Decennien hindurch

mit Recht der Schiedsrichter des Welttheils. Eben hier lag aber auch die Grenze seines Talents: so genial er sich im Angesicht des feindlichen Feldherrn oder Gesandten zeigte, so wenig schöpferisch war er auf dem Gebiete der Verwaltung und der Organisation. Im Heerwesen und den Finanzen, in Polizei und Nationalökonomie, überall begnügte er sich, die Einrichtungen seines Vaters zu pflegen, im Einzelnen zu verbessern, zu reinigen, zu mildern, im Ganzen aber das überlieferte Schema festzuhalten. Das von seinem Vater ausgebildete System brachte ihm einstweilen, was er für seine europäischen Zwecke bedurfte, gute Bataillone und einen gefüllten Schatz; wo diese Punkte in Frage kamen, verzichtete er auch auf solche Reformen, die sonst seinen tiefsten Neigungen entsprochen hätten.

So war sein großer Sinn entrüstet über die Hörigkeit der Bauern. Durch seine ganze Regierung ging das Streben, dieses der Würde der menschlichen Natur widersprechende Verhältniß zu beseitigen: er verbot die Vereinigung der Bauernhöfe mit den Herrengütern, brachte die Leistungen der Bauern auf feste Regeln und Schranken zurück, forderte mehr als einmal seine Minister zu Gutachten über die völlige Aufhebung der Hörigkeit auf. Aber ihm selbst versagte jedesmal die Hand zu dem entscheidenden Befehl. Man wird nicht glauben, daß er durch den lebhaften Widerspruch des pommer'schen Adels eingeschüchtert worden wäre: was ihn abhielt, war ohne allen Zweifel die Einsicht, daß die vorhandene Heeresorganisation auf das Bestimmteste die Gutsherrlichkeit voraussetze, daß sie mit der Beseitigung derselben in Trümmern fallen, daß sie dann in völlig veränderter Weise von Grund aus neu gebaut werden müßte. Wo aber hätte er, der sein Leben lang entweder auf

der Schwelle oder inmitten des Krieges ſtand, die Zeit zu einem ſolchen Bau gefunden? Vor dem Feinde gibt nicht leicht eine regelmäßige Regierung der Armee eine neue Verfaſſung, und ſo ließ auch Friedrich, ſo wenig er ſich die Mängel des Zuſtandes verbarg, die Hörigkeit der Bauern und das Vorrecht des Adels auf die Officierſtellen beſtehen. Der Zuſammenhang beider Punkte erhellt deutlich, wenn man zugleich bemerkt, wie wenig Friedrich ſonſt auf den Geburtsadel gab; ein Graf, ſchrieb er einmal, muß ſich auf Titel und Geburt nichts einbilden, das ſind nur Narrenspoſſen, es kommt Alles auf perſönliches Verdienſt an. Es war, wie bei ſeinem Vater, dem Grundſatze nach, nicht der Cavalier, ſondern der Gutsherr, dem er den Eintritt zum Officierſtande vorbehielt. Er erörterte dann wohl, daß das dem Officier nöthige Ehrgefühl nur beim Adel zu finden ſei, ſtrebte die vielfach mangelnde Bildung deſſelben durch neue Cadettenhäuſer und die zahlreiche Aufnahme tüchtiger Ausländer in das Officiercorps zu heben, und ſuchte nach Kräften der Ausbeutung der Officierſtellen zur perſönlichen Bereicherung der Inhaber entgegenzuwirken. Im Uebrigen aber blieb es beim Alten.

Aehnlich wie mit der Unfreiheit der Bauern nach militäriſchen, erging es mit der Unfreiheit des ſtädtiſchen Gewerbes nach fiscaliſchen Gründen. Eine ſeiner erſten Verfügungen an ſeine Miniſter lautete, im offenen Gegenſatze zu der Denkweiſe ſeines Vaters, dahin, daß ſie verbunden ſein ſollten, mit ebenſo viel Sorge für das Beſte des Landes wie für jenes des Königs zu wachen, daß beide untrennbar ſeien, daß wo ſie ſich einmal nicht mit einander vertrügen, das Beſte des Landes vorgehen müſſe. Die nächſte Conſequenz dieſes Standpunktes wäre offen-

bar geweſen, das Land ſelbſt für ſeinen Vortheil ſorgen zu laſſen, auch wenn des Königs Vortheil ſich nicht ſofort damit vertrüge; denn daß beide im letzten Erfolge gleich ſein müßten, erkannte ja die Ordre ſelbſt an. Allein die Dictatur hatte ihre dringenden augenblicklichen Bedürfniſſe, deren Erfüllung ſich keinen Augenblick unterbrechen ließ, auch wenn es ſich um den reichſten Gewinn in der Zukunft handelte. Man begehrte wohlfeiles Korn für die Ernährung, und wohlfeiles Tuch für die Bekleidung der Truppen: alſo verbot oder erſchwerte man die Ausfuhr von Getreide und Wolle, ohne zu erwägen, wie man damit das Aufblühen der Landwirthſchaft und folglich die künftige Bereicherung des Staatsſchatzes hindere. Es kam dazu die Richtung der herrſchenden ökonomiſchen Schule, welche in dem Metallgelde den vorzüglichſten, ja den einzigen Reichthum ſah, und aller Orten die Regierungen aufforderte, durch künſtliche Veranſtaltungen, Gebote und Verbote das Geld im Lande zu halten. Für Friedrich's militäriſche Politik, welche in jedem Augenblicke ſchlagfertig ſein mußte, war allerdings das baare, in jedem Augenblick für jeden Zweck verwendbare Geld von ganz überragendem Werthe; ſo ließ er ſich auf eine fiscaliſche Bevormundung ein, die im Grunde ſeinen politiſchen Principien völlig widerſprach. Auch hier blieb die Praxis der Regierung für's Erſte noch in den Wegen Friedrich Wilhelm's; nur hieß es freilich dieſe Praxis nicht für die Zukunft befeſtigen, wenn der Herrſcher ſelbſt die widerlegende Theorie daneben ſtellte.

Dem Könige ſelbſt entging der Gegenſatz ſeiner Lehre und ſeines Handelns keineswegs. Er verkündete den Ruhm der politiſchen Freiheit und fuhr fort, die Regierung in abſoluter Machtvollkommenheit zu führen. Er wünſchte, im Lichte ener-

giſcher Pflichterfüllung vor der Nachwelt zu erſcheinen, und ließ mit vorſichtiger Scheu gehäſſige Mißbräuche, wie die Leibeigenſchaft, beſtehen. Es iſt von Intereſſe, zu hören, wie er ſich über den Grund eines ſolchen Verhaltens ausſpricht.

Indem er einmal die Vorzüge der Republik und der Monarchie vergleicht, bemerkt er, es ſei ein Vorzug der Freiſtaaten, daß bei ihnen durch allen Wechſel der Zeiten hindurch Gleichförmigkeit der Mittel und Zwecke ſtattfinde, daß die heilſamen Inſtitutionen bleiben, während die guten Monarchen ſterben: daß dagegen in den Monarchien, wo Alles an dem Willen eines Einzigen hänge, ſich eine Reihe ſehr verſchiedener Perſönlichkeiten in der höchſten Gewalt folge, ſo daß die Bühne ewig wechſele und das Genie der Nation keine feſte Lage bekomme. Folglich müſſen, fährt er fort, in Monarchien die Einrichtungen, welche den Jahrhunderten trotzen ſollen, ſo tiefe Wurzeln haben, daß man ſie ohne eine allgemeine Erſchütterung nicht ausreißen kann. In lebhaften Farben ſchildert er im Einzelnen die üblen Folgen, welche der Wechſel der perſönlichen Anſichten und Neigungen in der monarchiſchen Thronfolge für die Dauerhaftigkeit und Stätigkeit des Staates haben kann; auf das Deutlichſte tritt hervor, aus welch reifer Erwägung er ſprungweiſe und plötzliche Aenderungen in den Fundamentalgeſetzen für gefährlich erachtet, und wie er deshalb einem großen Staatsintereſſe auch ſeine perſönlichen Ueberzeugungen unterordnet. Soll nun aber nach ſeiner Meinung das einmal beſtehende Recht trotz aller Wandelung der Zuſtände, trotz alles Wachsthums der Völker ewige Geltung haben? Nichts hieße ihn ſtärker verkennen. Unmittelbar an die eben angeführten reiht er folgende Sätze. Gebrechlichkeit und Unbeſtändigkeit ſind von den Werken der

Menſchen unzertrennlich; die Revolutionen der Freiſtaaten und der Monarchien haben ihre Urſachen in unwandelbaren Naturgeſetzen. Ohne ſie würde der Erdkreis immer der nämliche bleiben, die Looſe der Völker ungleich vertheilt, einige ſtets geſittet und glücklich, andere ſtets barbariſch und unglücklich ſein. Unſere ſchönen Tage werden ſonach wie bei den andern Völkern kommen. Solche Zeiten kündigen ſich durch die Menge großer Männer von allen Arten an, die zugleich geboren werden. Glücklich die Fürſten, die in ſo günſtigen Verhältniſſen zur Welt kommen. Tugenden, Talente, Genie reißen ſie durch eine gemeinſame Bewegung mit ſich zu großen und erhabenen Dingen fort.

Mit prophetiſchem Blicke ſah er die Zukunft kommen, wo inmitten der gewaltigſten Revolutionen ſein zweiter Nachfolger, von großen Männern aller Art, von Stein und Hardenberg, von Scharnhorſt und Blücher, von Fichte und Schleiermacher umgeben, durch deren gemeinſame Bewegung zu den größten und erhabenſten Thaten, zu der Bildung eines verjüngten Preußen fortgeriſſen werden würde.

Er ſah dieſe Zukunft, und wenn er darauf verzichtete, ſie ſelbſt heraufzuführen, ſo that er das Seinige, ſie vorzubereiten.

Die Aufgabe des vollkommenen Staates iſt Herſtellung eines fruchtbaren Gleichgewichts zwiſchen dem Rechte und der Macht des Ganzen und der Freiheit und dem Wohlgefühl des Einzelnen. Friedrich Wilhelm I. hatte allein für die erſte Seite geſorgt, und ihr die andere völlig geopfert. Es kam darauf an, auch dieſer zum Rechte zu verhelfen. Friedrich der Große vermied es, wie wir ſahen, an einem Theile jener Einrichtungen zu rütteln, in deren Angeln der Vater die Exiſtenz des

Staates gefestigt hatte, an der Unfreiheit der Bauern, den Vorrechten des Adels im Officiercorps, der Bevormundung der Städte, der Allmacht der Steuererhebung und königlichen Verwaltung. Aber es gab noch andere Gebiete, auf denen er dem Rechte und der Freiheit des Individuums weiten Spielraum und feste Garantien verschaffen konnte und wirklich verschaffte: es reicht hin sie zu nennen, um ihre unendliche Wichtigkeit anschaulich zu machen. Er gab dem preußischen Staate eine beinahe fesselloſe Presse, er gab ihm die unbedingte Freiheit der Religion und der Wissenschaft, er gab ihm die gesetzliche Selbstständigkeit der Rechtspflege.

Die Abschaffung der Censur, auch für Zeitungen, war eine seiner ersten Maßregeln. Gazetten dürfen nicht genirt sein, sagte er, wenn sie interessant sein sollen. Später setzten seine Minister wieder ein Censuredict durch, der König aber war stets bereit, gebildeten Männern persönliche Censurfreiheit zu bewilligen, ließ nicht leicht die Bestrafung eines Uebertreters zu, und verstattete in wissenschaftlichen und kirchlichen Dingen vollständige Freiheit der Debatte. Und wenn in seinen spätern Jahren die Berliner Zeitungen auf ein sehr bescheidenes Maß der Kritik zurückgeführt wurden, so wog es doppelt schwer, daß er selbst in wiederholten Publicationen die Grundsätze des liberalen Staates dem Volke verkündete und sie damit in tausend und abertausend Gemüthern einer fruchtbaren Zukunft überlieferte.

Wie fest und weit sich diese Grundsätze unter seiner Herrschaft verbreitet hatten, dafür möge hier an jenes berühmte Urtheil des Kammergerichts erinnert werden, welches drei Jahre nach Friedrich's Tode einen Beamten in einem Preßprocesse

freiſprach, weil die Kritik einer miniſteriellen Verfügung kein Vergehen ſei, vielmehr hätte der Beklagte ſogar die der Regierung ſchuldige Ehrfurcht verletzt, wenn er angenommen, ſie wolle lieber den einmal gefaßten Vorſatz blindlings ausführen, als beſſern Gründen Gehör geben, und er verdiene öffentlichen Dank, daß er ohne Nebenabſichten als ein gewiſſenhafter und verſtändiger Staatsdiener ſeine Stimme abgegeben, und ſo viel an ihm ſei, die Rechte der Vernunft und die mit ihnen verbundene Ehre der preußiſchen Regierung aufrecht erhalten habe."

Was die kirchlichen Verhältniſſe betrifft, ſo waren Friedrich dem Großen die beſtehenden Kirchen und Confeſſionen perſönlich fremd und gleichgültig. In ſeiner weiſen Mäßigung war er jedoch weit entfernt, ihnen irgend feindſelig zu begegnen, übte vielmehr volle Toleranz gegen die Katholiken und handhabte ſein oberbiſchöfliches Amt über die Evangeliſchen mit gelaſſener Unparteilichkeit. Aber während ſein Vater die Ketzereien mit Hängen und Einmauern bedroht und die kirchlichen Behörden zur ſchärfſten Controle der abweichenden Regungen angeſpornt hatte, verhinderte Friedrich mit gleicher Energie die hierarchiſchen Gewalten an jeder Einmiſchung in die Politik und an jeder Verfolgung individueller Gewiſſensfreiheit und wiſſenſchaftlicher Forſchung. „Da die verſchiedenen Confeſſionen, ſagte er, hinſichtlich der Moral nicht weit von einander abweichen, ſo haben ſie für die Regierung gleichen Werth. Gäbe es nur eine einzige, ſo würde ihre Herrſchſucht unerträglich; jetzt nöthigen ſie ſich durch ihre gegenſeitige Aufſicht zur Mäßigung. Der Staat läßt jedem Bürger die Befugniß, ſich ſeinen Weg zum Himmel zu wählen; er verlangt von ihm nur, daß er guter Bürger ſei." So wurde zum erſten Male in Europa die religiöſe Freiheit

ein wirklicher Beſitz jedes einzelnen Menſchen. Wer im Kampfe gegen altgläubige Richtungen ſich von den ſymboliſchen Büchern losſagte oder die bibliſchen Schriften kritiſirte, war des königlichen Schutzes vor Druck und Verfolgung ebenſo ſicher wie wer gegen eine rationaliſtiſche Behörde die Ewigkeit der Höllenſtrafen verfocht oder an dem abgeſchafften Geſangbuch der alten Kernlieder feſthielt. Und der gründlichſte Irrthum wäre es, zu glauben, daß unter dieſer Herrſchaft der Freiheit die Wärme des religiöſen Gefühls dem Volke verloren gegangen wäre. Im Gegentheil, überall erſchien Emporſtreben und Bewegung in den verſchiedenſten Richtungen; Philoſophen und Kritiker, Pietiſten und Orthodoxen arbeiteten und ſammelten ihre Anhänger um die Wette. Wohl kam die hierarchiſche Einheit und äußere Gleichförmigkeit in das Gedränge, aber ſicher nicht zum Schaden, ſondern nur zur Entfeſſelung des wirklichen religiöſen Lebens, welches in Wahrheit erſt da beginnt, wo es aus der Tiefe einer vollen perſönlichen Ueberzeugung hervorquillt. Wo auf dieſe Art nicht mehr die überlieferten kirchlichen Inſtitute als die einzigen berechtigten Inhaber des religiöſen Heiles betrachtet wurden, fiel auch der Grund weg, ihnen allein die Leitung der Erziehung und des Unterrichtes zu übertragen. Vielmehr machte die nun täglich wachſende Zahl der Confeſſionen es unerläßlich, als Organ der Einigung die Staatsgewalt an die Spitze des geſammten Schulweſens zu ſtellen, und einer politiſchen Behörde die leitende Beaufſichtigung deſſelben zu übertragen. Uebrigens ging Friedrich auch hier mit einer ähnlichen Vorſicht wie bei den bäuerlichen und militäriſchen Verhältniſſen zu Werke, ließ die vorhandenen Formen ſo viel wie möglich beſtehen, und begnügte ſich, in jedem einzelnen Falle ſeinen Geſinnungen that-

ſächliche Geltung zu verſchaffen. Erſt nach ſeinem Tode bewirkte der von ihm gebildete Miniſter von Zedlitz die Einſetzung des nur aus Schul- und Finanzmännern beſtehenden Oberſchuldirectoriums, und ſprach bald nachher das Preußiſche Landrecht Friedrich's leitenden Grundſatz in geſetzlicher Form aus: Schulen und Univerſitäten ſind Veranſtaltungen des Staates.

Endlich die Gerichte wies er wieder im ſtärkſten Contraſte zum Syſteme ſeines Vaters an, daß ſie bei ihrer Thätigkeit auf keine königliche Ordre Rückſicht nehmen ſollten. Trotz aller ſonſtigen Sparſamkeit erſchuf er den Richtern eine anſtändige äußere Stellung, und bemühte ſich unabläſſig, die Rechtspflege klar und kurz, und die Geſetzgebung allen Bürgern verſtändlich zu machen. Es iſt wahr, auch auf dieſem Gebiete erſchien im Einzelnen der Contraſt von Princip und Praxis, nichtsdeſtoweniger iſt der Geiſt ſehr leicht zu erkennen, mit welchem Friedrich's mehr als vierzigjährige Regierung den preußiſchen Richterſtand ſyſtematiſch erfüllte. Es iſt der Geiſt des rationaliſtiſchen Naturrechtes, welches überall mit der Freiheit und dem Rechte des einzelnen Menſchen beginnt, die Entſtehung des Staates auf einen freien Willensact der Einzelnen zurückführt, und in der Beſchirmung des Rechtes und der Freiheit Aller die Aufgabe jeder Regierung findet. Es iſt oft und mit Grund bemerkt worden, daß dieſes Naturrecht den Begriff des Staates weder völlig zutreffend noch ganz erſchöpfend darſtellt: es iſt ebenſo einſeitig nach der einen, wie die Anſchauungen Friedrich Wilhelm's I. nach der andern Richtung, und deshalb wirkte es damals vielleicht gerade durch ſeine Unvollkommenheit am nachdrücklichſten. Von ſeinen Grundſätzen ging in Friedrich's erſten Herrſcherjahren der Miniſter Cocceji bei der Reform des Proceß-

verfahrens und dem Entwurfe des Fridericianiſchen Geſetzbuches aus, und von ihnen ließ ſich in Friedrich's Greiſenalter der Kanzler von Carmer bei der Ausarbeitung des Preußiſchen Landrechtes leiten. Sie erſcheinen in hellem Lichte in den urſprünglichen ſtaatsrechtlichen Beſtimmungen dieſes Geſetzbuches, welche zum Theil wörtlich mit der franzöſiſchen Erklärung der Menſchenrechte von 1789 übereinſtimmen, welche, um nur ein charakteriſtiſches Detail anzuführen, ohne jegliche Einſchränkung oder Competenzconflicte alle Streitigkeiten zwiſchen Unterthanen mit dem Staatsoberhaupte vor die ordentlichen Gerichte verweiſen. Sie erfüllen die praktiſche Thätigkeit des Kammergerichtes, welches in Sachen der Preſſe, der Kirche, der Selbſtſtändigkeit der Beamten die Fridericianiſchen Geſichtspunkte auch während der folgenden Regierung unermüdlich vertreten hat.

Der Geſammtcharakter, den wir der Regierung Friedrich's II. zuzuſchreiben haben, wird hiernach nicht zweifelhaft ſein. Wie die Herrſchaft des großen Kurfürſten den Uebergang aus den feudalſtändiſchen Provinzialverhältniſſen zu der einheitlichen und gemeinnützigen Abſolutie, ſo bildet die Thätigkeit Friedrich's II. den Uebergang aus dieſer Abſolutie in den liberalen Verfaſſungsſtaat. Der große König begann den Bau deſſelben mit dem Fundamente. Er gab den einzelnen Menſchen unverbrüchlichen Rechtsſchutz, er gab ihnen das Recht, nach perſönlicher Ueberzeugung zu beten und zu denken, zu reden und zu ſchreiben. Er erkannte die geiſtige und ſittliche Freiheit des Individuums, er erkannte die angeborene Selbſtſtändigkeit des perſönlichen Geiſtes an. Weiter ging er nicht. Er ſanctionirte, ſagte ich, die Rechte des einzelnen Menſchen; die Rechte der Stände und der Staatsgewalten ließ er ungeändert. Die Conſequenz aber

für die Zukunft war unaufhaltſam. War die individuelle Freiheit jedes menſchlichen Weſens als ſolchen ſo weit anerkannt, wie es durch Friedrich geſchehen, ſo konnte nicht lange mehr von Hörigkeit und Leibeigenſchaft, von abgeſchloſſenem Standesvorrecht auf politiſche Bedeutung, von unbedingter Verfügung des Staates über Perſon, Arbeit und Vermögen der Unterthanen die Rede ſein. Der Keim war gepflanzt, deſſen raſche und mächtige Entfaltung die noch übrigen Formen und Schalen des alten Staates auseinandertreiben mußte.

Die allgemeine Entwicklung der Zeit beförderte nun dieſes Wachsthum auf allen Seiten. Wir ſahen, wie entſcheidend für die Einrichtungen des großen Kurfürſten der thatſächliche Umſtand war, daß das bürgerliche Element im Lande nach Reichthum und Bildung jeder Bedeutung entbehrte. Hundert Jahre ſpäter begann auch in Preußen der dritte Stand zu Kraft und Wohlſtand zu gedeihen; die Anſtrengungen der Regierung, Handel und Induſtrie zu heben, hatten, wenn auch nicht die erhofften, immer doch einige Folgen gehabt; insbeſondere Berlin hatte Einwohnerzahl und Gewerbe in großen Verhältniſſen anwachſen ſehen, und ſo wenig die damalige Production mit der heutigen irgend einen Vergleich aushält, ſo war immerhin das Bürgerthum — 1786 nicht ganz ein Viertel der Bevölkerung — eine Kraft im Lande geworden, welche neben den adligen und bäuerlichen Claſſen ſehr fühlbar in das Gewicht fiel. Noch wichtiger als der materielle Reichthum desſelben war übrigens die Entwicklung ſeiner geiſtigen Bildung, womit es ſchon damals ohne Frage in den Vordergrund des nationalen Lebens trat. Denn auch Preußen nahm zu Friedrich's Zeiten ſeinen vollen Antheil an der Schöpfung unſerer

claſſiſchen Literatur, durch welche das zerſplitterte Deutſchland ſich ebenbürtig den führenden Nationen Europa's an die Seite ſtellte. Während die Nachwelt Leſſing, Herder und Kant beinahe in einer Linie mit dem großen Könige nennt, gab ſchon die Mitwelt den preußiſchen Städten das Zeugniß, daß ſie die zahlreichſten und beſten Gymnaſien in Deutſchland beſäßen. Dazu kam die Strömung des politiſchen Sinnes in ganz Europa, welche durch alle Lande des Welttheils ihre Wellen ſchlug, mit dem Rufe nach Freiheit und Aufklärung die Höfe und die Völker erfüllte, und trotz aller Gegenſtrebungen mit jedem Jahre neuen Boden eroberte. Friedrich Wilhelm II., der ihr ohne jeglichen Erfolg auf dem kirchlichen Gebiet zu widerſtehen ſuchte, diente ihr mit der Milderung des fiscaliſchen Syſtems ſeines Vorgängers; Friedrich Wilhelm III., der niemals ein Freund liberaler Vorſtellungen war, redete unter ihrem Einfluſſe, als er dem Militär bei ſtrenger Strafe Mißachtung der Bürger verbot; „ſie ſind es, nicht Ich, die die Armee unterhalten; in ihrem Brote ſteht das Heer der Meinem Befehle anvertrauten Truppen.“ Wie unendlich weit iſt hier „der erſte Diener des Staates“ bereits von den Anſchauungen Friedrich Wilhelm's I. entfernt: wie ſicher fortſchreitend vollzieht ſich die Entwicklung dieſer Monarchie zur conſtitutionellen Regierungsform.

Ein gleiches Ergebniß erſcheint, wenn man die Kehrſeite des Bildes betrachtet. Während das Bürgerthum täglich mehr heranwuchs, immer mehr die Kraft und Blüthe des deutſchen Geiſtes in ſich darſtellte, immer mehr den Staat mit der Richtung auf politiſche Freiheit durchdrang: erlebte man auf der andern Seite einen raſch fortſchreitenden Verfall ſowohl der

Staatselemente als der Staatseinrichtungen alten Stils. Kein Zweifel, daß ſeit dem großen Kurfürſten das Land im Ganzen vorwärts gekommen, daß es ſich aus dem elenden Zuſtande von 1650 unter der Führung ſeiner Fürſten kräftig emporgearbeitet hatte. Indeſſen hätte nach der äußern Lage der Fortſchritt bedeutender ſein können. Von 1714 bis 1756, von 1763 bis 1806 betrat kein feindlicher Fuß den Boden, und bis zum Tode Friedrich's II. zeigten ſich nur in drei Jahren erhebliche Epidemien. Die Bevölkerung wuchs dann freilich, aber nach modernen Begriffen mit großer Langſamkeit, in der erſten Hälfte des Jahrhunderts nicht ganz um ein, nach dem ſiebenjährigen Kriege etwa um $1^1/_4$ Procent jährlich, während in unſerer Zeit die Zunahme nahe den jährlichen Satz von 2 Procent erreicht hat. Fragt man nach dem Wohlſtande dieſer Bevölkerung, ſo erzählt Graf Mirabeau nach langer fleißiger Beobachtung, daß in Berlin ein Vermögen von 100,000 Thalern für einen ſeltenen Reichthum gegolten, und der Miniſter Graf Herzberg ſchätzt die Geſammtſumme des auswärtigen Handels auf den jährlichen Werth von 40 bis 50 Millionen Thalern, ungefähr ſo viel wie gegenwärtig der Verkehr des einen Hafenplatzes Stettin ausmacht. Man ſieht, daß die fiscaliſche Bevormundung des bürgerlichen Gewerbes keine glänzenden Ergebniſſe erzielt hatte. Nicht günſtiger ſtand es auf dem Gebiete, welches die Wirkungsſphäre der politiſch bevorzugten Claſſe darſtellte, auf dem Gebiete der Landwirthſchaft. Im vorigen Jahre 1862 vermochte der preußiſche Staat, nachdem er eine doppelt ſo dichte Bevölkerung als 1786 ernährt hatte, eine Getreidemaſſe im Werthe von nahe 30 Millionen Thalern auszuführen: unter dem Syſtem aber der alten Gutsherrſchaft und Fiscalität redete

man mit Stolz davon, daß man für ausgeführtes Korn eine Million Thaler dem Lande habe gewinnen können. Wer in den letzten Jahren Friedrich's des Großen dieſe Verhältniſſe erwog, konnte nicht anders als zu dem Schluſſe kommen, daß diejenigen Theile der Staatsverfaſſung, welche der König ungeändert gelaſſen, auf das Dringendſte einer ähnlichen Entwicklung bedurften, wie ſie Friedrich bei den kirchlichen und gerichtlichen Einrichtungen vollzogen hatte. Wenn auf der Stellung der Gutsherren die Bildung des Officiercorps und damit die Heerverfaſſung beruhte, ſo klagten ſchon damals die Veteranen, das ſei die Armee nicht mehr, welche einſt Friedrich Wilhelm ſeinem großen Sohne überliefert hätte; und dieſer ſelbſt hatte unzählige Male Veranlaſſung, Mißbräuchen aller Art mit größter Strenge und geringem Erfolg entgegenzutreten. Nur zu häufig kam es vor, daß rohe Officiere die Mannſchaft behandelten, wie ein jähzorniger Plantagenbeſitzer ſeine Sclaven; nur zu häufig bereicherten ſich die Inhaber von Compagnien und Regimentern auf Koſten ihrer Untergebenen oder ihrer Cantone, wie ein Gutsherr von dem ihm erb- und eigenthümlich zuſtehenden Acker. Der greiſe König fuhr bis zum letzten Lebenstage fort, allein für das Wohl Aller zu ſorgen, zu denken, zu arbeiten; es war bis zu einem gewiſſen Grade durchführbar, ſo lange dieſer gewaltige Menſch ſein unendliches Talent mit übermenſchlicher Anſtrengung der Aufgabe widmete. Aber ſeit dem Augenblicke ſeines Todes zeigte es ſich, daß auf das Uebermenſchliche nicht immer zu hoffen, und daß eine Staatsverfaſſung, welche es als bleibendes Element vorausſetzt, ein Unding iſt. Friedrich's Nachfolger, von Natur ein wohlwollender, nicht unbegabter Fürſt, der, von feſten Schranken umgeben, jeder

Regierung hätte Ehre machen können, wurde von der Gottähnlichkeit seines Berufes erdrückt. Gerade was die unbedingte einheitliche Leitung gewähren sollte, Sicherheit, Stätigkeit, Folgerichtigkeit verschwand aus der preußischen Politik, welche nicht mehr einem festen Staatszwecke, sondern den wechselnden Stimmungen des Monarchen diente. So zeigte sich, daß weder die adlige Grundherrschaft in den untern Schichten des Volkes, noch das absolute persönliche Regiment des Königs in der obern der mächtig erweiterten Aufgabe ferner gewachsen waren: zwanzig Jahre nach Friedrich's Tode brach das Officiercorps der ritterbürtigen Grundbesitzer ebenso wie die Diplomatie der absoluten Krone in Jena und Tilsit zusammen.

Die Weiterentwicklung und Durchführung der liberalen Grundsätze Friedrich's des Großen war nun eine geschichtliche Nothwendigkeit geworden. Die leidens- und ruhmesreichen Jahre von 1808 bis 1815 arbeiteten daran, sie zu vollziehen. König Friedrich Wilhelm III. war vielfach zweifelhaft und sorgenvoll dabei: seine persönliche Neigung widerstrebte nicht selten den Forderungen der Reform, und schob aus ähnlichen Gründen wie Friedrich der Große die Verwirklichung manchen Princips der langsam reifenden Zukunft zu. Aber wie Friedrich manches ihm Widerwärtige bestehen ließ, um den Gang des Staates vor heftigen Störungen zu behüten, mit derselben patriotischen Selbstverläugnung vollzog Friedrich Wilhelm die umfassendsten Neuerungen, um das Vaterland aus der Erniedrigung heraus zu Macht und Ehren emporzuführen. In welchem Sinne dieses Ziel erstrebt wurde, schrieb Scharnhorst bereits im Jahre 1807 seinem Freunde Clausewitz: „Nur auf Einem Wege ist unsere Erhebung möglich. Man muß der Nation das Gefühl der

Selbſtſtändigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß ſie mit ſich ſelbſt bekannt wird, daß ſie ſich ihrer ſelbſt annimmt, nur erſt dann wird ſie ſich ſelbſt achten und von Andern Achtung zu erzwingen wiſſen. Darauf hinzuarbeiten, iſt Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils löſen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und ſie in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unſer hoher Wirkungskreis nicht." Selbſtkenntniß, Selbſtachtung, Selbſtthätigkeit des Volkes, auf dieſen Pfeilern und allein auf ihnen hoffte der große Miniſter den Bau des wieder erſtehenden Preußen zu gründen.

Das Erſte, was dieſe Richtung ſofort und unabweisbar begehrte, war, wie keines Beweiſes bedarf, die völlige und ſchleunige Aufhebung der bäuerlichen Hörigkeit und Erbunterthänigkeit. Es galt hier, drei Vierteln der Bevölkerung die erſte Bedingung der bürgerlichen und ökonomiſchen Freiheit, und damit dem Staate die feſte Grundlage einer ganz neuen Entfaltung ſeines Gedeihens zu geben. Es war ein Schritt von unermeßlicher Bedeutung für die Zukunft, da er dem bisherigen Gebäude über einander gethürmter Herrſchafts- und Abhängigkeitsverhältniſſe ſein ganzes Fundament entzog; es war aber trotzdem ein Schritt von beſtimmter Vorbereitung in der Vergangenheit, da er, wie wir wiſſen, nur ausführte, was Friedrich II. von ſeinem erſten Tage an für recht und heilſam erkannt hatte. Es war bei der damaligen Lage auch dem feudal Geſinnten unmöglich, einen Widerſpruch zu erheben, denn auch dem blindeſten Auge war es deutlich, daß ohne gründliche Entfeſſelung jeder Freiheit, jeder Arbeit, jedes Eigenthums der Staat nicht im Stande ſein würde, die Hülfsmittel für die nationale Herſtellung zu gewinnen. Es ergab ſich alſo mit dem erſten

Entſchluſſe von ſelbſt der zweite, wie die Bauern ſo auch den Boden zu befreien, dem Bürger die Erwerbung adliger Grundſtücke, und in gleichem Sinne dem Edelmanne die Ergreifung bürgerlichen Gewerbes zu verſtatten. Dies aber einmal vollzogen, ſo ſtand der letzte Reſt der bisherigen Adelsvorrechte, die Patrimonialgerichtsbarkeit, die gutsherrliche Polizei und das Uebergewicht bei den Kreisſtänden grund- und bodenlos in der Luft. Es war die einfachſte und nothwendigſte Conſequenz des Geſchehenen, daß ſchon damals verſchiedene Verſuche zu ihrer gänzlichen Beſeitigung gemacht wurden: und wenn es den Ritterbürtigen gelang, gerade an dieſer Stelle die neue Geſetzgebung zu hemmen, ſo war das nicht mehr die Behauptung, ſondern die Verfälſchung des wahrhaft geſchichtlichen und damit wahrhaft conſervativen Standpunktes.

In gleichem Sinne wie auf die Verhältniſſe des platten Landes wandte die Regierung ihr Augenmerk auf die Verfaſſung und die Thätigkeit der ſtädtiſchen Bevölkerung. Es war auch hier der Grundgedanke der Freiheit, von dem ſie Wohlſtand, Kraft und ſittliche Erhebung erwartete. Wie die Hörigkeit der Bauern tilgte ſie die Gebundenheit des Gewerbes; wie den Druck der Grundherrlichkeit beſeitigte ſie die Allmacht der königlichen Beamten über die Stadtgemeinden; mit den Feſſeln des Ackerbaues verſchwand der größte Theil der Aus- und Einfuhrverbote, der Schutzzölle und Handelsmonopole. An dieſe Dinge hatte Friedrich der Große, wie wir bemerkten, nirgend gerührt: deſto nachdrücklicher ſollte gerade hier der raſch eintretende Erfolg die Richtigkeit und Fruchtbarkeit der eingeſchlagenen Bahn beſtätigen. So groß auch der Aufſchwung der preußiſchen Landwirthſchaft ſeit 1815 geweſen, immer haben

Induſtrie und Handel in noch weit ſtärkerm Maße die Kraft des Bürgerthums entwickelt. Während unter Friedrich dem Großen kaum ein Viertel, enthalten die Städte gegenwärtig nahe ein Drittel der Geſammtbevölkerung, und in dem ſtädtiſchen Gewerbe, welches ſeitdem ſich weit und breit über die Landſchaften ergoſſen hat, ſind zur Zeit fünfundvierzig, mithin eben ſo viele Procente der Einwohner beſchäftigt wie in der Landwirthſchaft. Wenn alſo auf dieſem Gebiete die Geſetzgebung der Befreiungszeit eine Neuerung war, ſo wird man einräumen müſſen, daß ſie der Natur der Dinge und den Bedürfniſſen des Zuſtandes entſprochen hat.

Bei einer ſolchen Verwandlung aller ſocialen Verhältniſſe war es für die Regierung ſelbſtverſtändlich, daß die Heerverfaſſung ebenfalls auf neuen Grundlagen hergeſtellt werden mußte: es war Stein und Scharnhorſt ebenſo klar wie den Königen des 18. Jahrhunderts, daß die Wehrkraft nur im Einklange mit den ökonomiſchen, rechtlichen und ſittlichen Zuſtänden des Volkes gedeihlich organiſirt werden kann. Im Jahre 1807 entſprach die Anforderung der äußeren Lage vollſtändig dieſen Vorausſetzungen. Sollte der Staat fortexiſtiren, ſo bedurfte er der freien, bewußten, ganzen Hingebung aller ſeiner Bewohner. Es war nicht mehr möglich, eine Auswahl allein der Bauern mit der Pflicht des Waffendienſtes zu beauftragen; es war unumgänglich, die bürgerlichen und gebildeten Claſſen in gleichem Maße zur Ehre der Landeswehr hinzuziehen. Dann aber konnte um ſo weniger noch die Rede von der Ueberweiſung der Officiersſtellen allein an die ritterbürtigen Gutsherren ſein, als dieſelbe bereits durch die Aufhebung der bäuerlichen Unterthänigkeit ihre alte Grundlage ſelbſt eingebüßt hatte. Wo jeder Bürger

zum Dienſte pflichtig, wurde auch jeder zum Officierſtande berechtigt. Daß bei allgemeinem Waffendienſt nicht jeder männliche Einwohner bleibend unter die Fahne gereiht werden konnte, lag in der Natur der Sache; es ergab ſich mithin von ſelbſt, daß neben die Linienregimenter, als die gründlich geſchulten Feld- und Angriffstruppen, in irgend welcher Form eine Landmiliz oder Landwehr zur Vertheidigung des heimiſchen Bodens mit allen Mitteln der Volkskraft trat. Ueber die Art der Ausführung ſchwankte man lange Zeit. Scharnhorſt wollte beide Truppenarten, beſoldete Linie und unbeſoldete Provinzialmiliz ohne organiſatoriſche Verbindung und ohne Unterſchied des Lebensalters neben einander ſtellen; Gneiſenau beantragte, die jungen Leute zuerſt in der Miliz auszubilden, und dann den Erſatz der Linie aus ihnen zu entnehmen; Clauſewitz wollte die jüngern Mannſchaften der Miliz als Landwehr dem Activheere anſchließen, die ältern Jahrgänge aber als Landſturm, als allgemeine Landesbewaffnung verwenden; Stein erklärte ſich bereit, in den Schulen den mathematiſchen und gymnaſtiſchen Unterricht zu heben, militäriſche Disciplin einzuführen und Exercirmeiſter anzuſtellen. Der König aber zeigte geringe Neigung, für alle dieſe Dinge, und im September 1808 wurde durch Napoleon's Machtwort jede Milizbildung verboten. Man behalf ſich einſtweilen mit dem Syſteme, einen Theil der Linientruppen nur ſechs Monate lang zu exerciren, dann durch neue zu erſetzen, und ſich ſo eine Menge leidlich geſchulter Reſerven zu verſchaffen. Es war mithin eine geniale Verarbeitung und Zuſammenfaſſung aller dieſer Gedanken, mit welcher endlich Boyen 1814 unſere Landwehrverfaſſung definitiv feſtſtellte, einen Theil der Landwehr zu voller Ausbildung durch die Schule der Linie hin-

durchgehen ließ und alle übrigen Männer nach raſchem Einüben zum defenſiven Volkskriege beſtimmte.

Ueberblickt man nun dieſe Einrichtungen ſämmtlich, nimmt man hinzu, daß auf den Gebieten der Juſtiz, der Schul- und Religionsverhältniſſe, der Bildung und der Literatur die Regierung im vollſten Umfange an der liberalen Richtung Friedrich's des Großen, an der Entwicklung und Befeſtigung der individuellen Freiheit feſthielt — vergegenwärtigt man ſich den Zuſammenhang und die Conſequenz dieſer Dinge, ſo wird es nur eines kurzen Nachdenkens bedürfen, um die Unerläßlichkeit des Schlußſteins für das große Ganze klar zu erkennen, die Unerläßlichkeit der politiſchen Freiheit, die Unerläßlichkeit der repräſentativen Verfaſſung. Ebenſo wie der Feudalismus ſeine Wurzeln in dem neuen Boden des Staates verloren hatte, ebenſo war mit der weitern Entwicklung der Reformen die Fortdauer des königlichen Abſolutismus unverträglich. Oder wäre es nicht ein greller Widerſpruch in ſich ſelbſt, einem Volke die Unabhängigkeit der Rechtspflege und der Gemeinden, die Freiheit der ökonomiſchen Bewegung, der Wiſſenſchaft und der Religion zu verkünden, dann aber ihm keinen Antheil an der Geſetzgebung zu gewähren, welche eben jene großen Verhältniſſe zu regeln beſtimmt iſt? Oder könnte irgend Jemand eine Regierung ohne Rückſicht auf den Willen des Volkes vereinbar erachten mit einer Heeresverfaſſung, welche allen Bürgern Waffenpflicht und Waffenfähigkeit ertheilt, nicht um ſie ihr Leben hindurch dem unbedingten Soldatengehorſam zu unterwerfen, ſondern umgekehrt, um ſie mit freier Begeiſterung zum Kampfe für das Vaterland zu erfüllen? Oder hält man eine thätige und opferwillige Theilnahme am Staate auf die Dauer für möglich bei einem

gebildeten denkenden und ſehenden Volke, wenn man ſtets nur blinde Unterwürfigkeit ohne Rückſicht auf die Gedanken deſſelben begehrt? Stein war anderer Meinung. „Hat eine Nation, ſagt er, ſich über den Zuſtand der Sinnlichkeit erhoben, hat ſie ſich eine bedeutende Maſſe von Kenntniſſen erworben, genießt ſie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit, ſo richtet ſie ihre Aufmerkſamkeit auf ihre eigenen National- und Communalangelegenheiten. Räumt man ihr eine Theilnahme daran ein, ſo zeigen ſich die wohlthätigſten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeiſtes: verweigert man ihr alles Mitwirken, ſo entſteht Mißmuth und Unwillen, der entweder ſchädlich ausbricht oder lähmend unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und die mittlern Stände werden alsdann verunedelt, indem ihre Thätigkeit ausſchließend auf Erwerb und Genuß gerichtet wird; die obern Stände ſinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang; die ſpeculativen Wiſſenſchaften erhalten einen uſurpirten Werth, und das Sonderbare und Unverſtändliche zieht die Aufmerkſamkeit des menſchlichen Geiſtes auf ſich, der ſich einem müßigen Hinbrüten überläßt, ſtatt zu einem kräftigen Handeln zu ſchreiten.“

In ſolchen Ueberzeugungen drang er unaufhörlich bei dem Könige auf die Verbeſſerung der Provinzialſtände und die Einführung einer allgemeinen Volksvertretung. Nach vielfachen jahrelangen Schwankungen kam es endlich, nachdem die nationale Befreiung bereits erkämpft war, zu dem Geſetze vom 22. Mai 1815, welches die Ausſicht auf den baldigen Erlaß einer Verfaſſung in bindender Form eröffnete, und damit der nationalen Reform den naturgemäßen Abſchluß verhieß.

Es iſt bekannt, wie ſich gleich nachher entgegengeſetzte Strö-

mungen geltend machten, und die Erfüllung der königlichen Zuſage um ein Menſchenalter verzögerten. Es war die Zwiſchenzeit eines milden und wohlwollenden Abſolutismus, der im Ganzen eine warme patriotiſche Geſinnung, große Gewiſſenhaftigkeit und techniſche Einſicht bekundete. Allein trotz dieſer Vorzüge trat auf der Seite des Volkes unaufhaltſam Alles ein, was Stein als die Folge mangelnder politiſcher Freiheit vorausgeſagt hatte, ein das Gemeinweſen lähmender Mißmuth in allen Claſſen, ein ſtarkes Vorſchlagen des privaten Genußſinnes vor dem Triebe zu öffentlicher Thätigkeit, ein weitverbreiteter Adelshaß und ein ganz unverhältnißmäßiger Einfluß der ſpeculativen Wiſſenſchaften. Auf Seiten der Regierung aber fand man ſich trotz aller Menſchenfreundlichkeit veranlaßt, nachdem man dem Reformwerke Stein's und Friedrich's die conſtitutionelle Vollendung verweigert hatte, alle einzelnen Theile deſſelben mehr oder weniger wieder zurückzuſchrauben. Die Unabhängigkeit der Rechtspflege wurde durch die Ausbildung der Competenzconflicte eingeſchränkt, die Selbſtſtändigkeit der Gemeinden theils durch bureaukratiſche Einwirkung, theils durch Wiederbelebung feudaler Vorrechte verringert. Hierarchiſche und confeſſionelle Einflüſſe begannen wieder die Freiheit der perſönlichen Religion und die Bewegung der Wiſſenſchaft und des Unterrichts einzuengen; die Univerſitäten unterlagen ſtrenger polizeilicher Beaufſichtigung und die Cenſur wurde umfaſſender gehandhabt als jemals unter Friedrich dem Großen. In der Heeresverwaltung wandte man ſich mehr und mehr von der populären Seite der Boyen'ſchen Geſetzgebung hinweg, um zünftigen und feudalen Einwirkungen Raum zu geben, und die Wiederherſtellung einer geſchloſſenen Berufsarmee dem herrſchenden Geiſte

privater Behaglichkeit zu empfehlen. Mit einem Worte, ſo lange die politiſche Freiheit aus dem Mittelpunkte des Staatsweſens verbannt blieb, ſo lange kräukelten in dem Umfange deſſelben die einzelnen Freiheiten ſämmtlich: es war der letzte negative Beweis der Thatſache, daß wir eine jede derſelben als geſchichtliche Vorſtufe des Verfaſſungsſtaates zu betrachten haben.

So ſind dieſe Dinge geſchehen. Vor 200 Jahren wurden die Menſchen, die Gemeinden und die Stände unſerer Lande mit Recht einer allmächtigen Dictatur unterworfen, weil ſie den patriotiſchen und nationalen Sinn für Einheit und Geſammtheit verloren hatten. In ſtrenger und einſichtiger Schule wurden ſie darauf erzogen und in Zucht erhalten, bis nach hundert Jahren ein großer Meiſter die Zeit gekommen fand, die erſten Schritte zur Emancipation zu thun — und dann ein Menſchenalter hernach das geſammte Volk die Probe beſtand und im Befreiungskriege durch unbedingte Opferwilligkeit für Staat und Vaterland ſein Anrecht auf volle Freiheit nachwies. Unſer Verfaſſungsſtaat iſt keineswegs improviſirt, ſondern aus feſtem Boden, langſam, aber unaufhaltſam erwachſen. Er iſt, wonach wir zu Anfang fragten, nicht der Sturz, ſondern die Blüthe des ſtarken Baumes, deſſen Wurzeln durch die Jahrhunderte reichen. Er hat eine große Vergangenheit, und deshalb, wenn ſeine freien Bürger der Pflichten gegen Staat und Vaterland wie 1813 eingedenk bleiben, iſt er, was auch die Marwitze ſagen mögen, einer großen Zukunft ſicher.

Druck von George Westermann in Braunschweig.